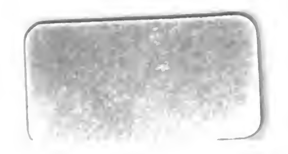
“DER” AUFSTAND DES JUNGEN PRÄTENDENTEN CARL EDUARD STUART IN DEN...

William von Hassell




600013711J





Der Aufstand

des jungen Prätendenten

Carl Eduard Stuart

in den Jahren 1745 bis 1746.

—

Ein historischer Versuch

von

W. von Hassel

Königl. Sächs. Major z. D.

Mit einem Portrait.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1876.





Prinz Carl Eduard Stuart

nach einem Miniatur-Portrait aus dem Nachlaß des Baron von Thiebault,
Gouverneur du Duché de Bouillon et de Sédan.

Der Aufstand

des jungen Prätendenten

Carl Eduard Stuart

in den Jahren 1745 bis 1746.

Ein historischer Versuch

von

W. von Hassell
Königl. Sächs. Major z. D.

Mit einem Portrait.



Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1876.

Vorwort.

Ich will den glänzenden Anfang und das tragische Ende einer Unternehmung erzählen, die hinsichtlich der Geringfügigkeit der Mittel und der Kühnheit, mit der sie unternommen wurde, unübertroffen dasteht. In neuerer Zeit läßt sich ihr vielleicht nur der Zug des Ferdinand Cortez nach Mexico vergleichen. Der Spanier zertrümmerte mit einer Handvoll Menschen ein großes civilisirtes Reich. Wenig fehlte, und der Prinz Carl Eduard Stuart hätte mit wenig tausend Hochländern seiner Dynastie ein Reich von 21 Millionen Menschen zurückerobert.

Cortez wußte von der Macht des Staates, den er umzustürzen unternahm, so gut wie Nichts. Er konnte aber nicht daran zweifeln, daß sein kleines Heer den Massen der Eingeborenen an Disciplin und Bewaffnung weit überlegen war. Der junge Prinz kannte die Zustände und die gewaltigen Hilfsquellen des Landes, welches er angriff. Aber das, was er davon wußte, konnte ihm die Schwierigkeiten der Aufgabe nur um so unübersteiglicher erscheinen lassen.

Die hannoversche Dynastie herrschte seit dreißig Jahren in Großbritannien. Vier Fürsten waren seit der Vertreibung Jacobs II. in ungestörter Reihenfolge auf einander gefolgt. Das Heer Englands war kriegsgeübt und tapfer, wie kein zweites in Europa.

Dennoch versuchte der Abkömmling des vertriebenen Königsgeschlechts dies mächtige Reich mit einer Handvoll schlecht bewaffneter, zerlumpter Hochländer umzustoßen. Die Schiffe hatte er, wie Cortez, hinter sich verbrannt.

Die Umstände, welche dieses abenteuerliche Unternehmen erst beinahe gelingen, dann aber hoffnungslos scheitern ließen, sind ganz besonderer Natur. Aber ein eigenthümlicher Zauber der Romantik ruht auf dieser Episode der englischen Geschichte. In diesem letzten der Stuarts hatte ein gütiges Geschick alle liebenswürdigen und glänzenden Eigenschaften seines Stammes vereinigt. Seine gewinnende Außenseite, der Schmelz seiner jugendlichen Erscheinung eroberten ihm im Fluge die Herzen seiner Anhänger. Noch jetzt lebt sein Bild in den Sängen und Erzählungen der schottischen Hochlande.

Die wunderbaren Erlebnisse des jungen Prätendenten haben den Verfasser schon seit langen Jahren angezogen. Indem er es versuchte, sie nach den besten Quellen wahrhaftsgetreu zu schildern, ist er sich der Mängel seiner Darstellung wohl bewußt. Indessen hofft er, daß das Interesse an dem Helden der vorliegenden Blätter den Leser gegen den ungeübten Schriftsteller Nachsicht üben lassen wird.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Am 10. Juni 1688 zwischen 9 und 10 Uhr Morgens wurde in dem St. James-Palast zu London dem Könige Jacob II. von seiner zweiten Gattin, der Prinzessin Maria von Modena, ein Sohn geboren, welcher am 15. October in der Taufe den Namen „Jacob Friedrich Eduard" erhielt.

Lange Zeit hatte es den Anschein gehabt, als wenn mit dem Vater des Kindes die Reihe der Könige aus dem Hause der Stuarts enden wollte. Man hatte sogar auf ein baldiges Eintreten dieses Ereignisses gehofft; denn alle Parteien waren mit einer Regierung unzufrieden, welche den Katholicismus wieder in England einzuführen strebte, die Rechte des Parlaments antastete, die anglikanischen Bischöfe einkerkerte und irische Regimenter nach England kommen ließ, um den im Volke beginnenden Geist des Aufruhrs zu dämpfen. Die mürrische verschlossene Natur Jacob II., seine bigotte Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl und die Unterwürfigkeit, mit welcher er das Bündniß Ludwigs XIV. suchte, hatten ihm die Gemüther selbst aller Derjenigen entfremdet, die bis dahin die treuesten Anhänger seines Hauses gewesen waren. Niemand, er mochte so hoch gestellt sein wie er wollte, fühlte sich sicher vor den Machtsprüchen des finstern blutdürstigen Tyrannen.

Die Nation erwartete also mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo die Regierung in die Hände seiner ältesten Tochter aus dessen erster Ehe übergehen mußte. Die Prinzessin Maria war an den Prinzen Wilhelm III. von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande, verheirathet. Ihre Milde und Liebenswürdigkeit, namentlich aber das Genie ihres Gemahls versprachen eine ruhige glückliche Zeit. Indeß wuchs die Unzufriedenheit mit der bestehenden Regierung in England von Tag

zu Tage, und es schien um so mehr gewagt, auf den natürlichen Eintritt der Erbfolge zu warten, da der König Jacob die Absicht äußerte, seine ältere Tochter zu enterben und die jüngere zu seiner Nachfolgerin zu ernennen.

Man mußte also daran denken, den Wechsel zu beschleunigen. Bereits im Jahre 1687 waren durch einige englische Große Verhandlungen mit dem Hofe am Haag angeknüpft. Der König Jacob II. sollte entthront werden, Wilhelm in England landen und an seiner Statt die Regierung übernehmen.

Mitten innerhalb dieser Vorbereitungen, die sehr geheim betrieben werden mußten, verbreitete sich das Gerücht, daß die Königin sich in gesegneten Umständen befinde. Niemand wollte es glauben, obgleich weder das Alter der Königin, noch der Körperzustand des Königs die Nachricht unwahrscheinlich machten.

Gewisse Ungeschicklichkeiten und unglückliche Zufälligkeiten veranlaßten, daß bei der Niederkunft von den großen Würdenträgern des Reichs nur wenige zugegen waren, und gerade diese waren dem Volke verdächtig. Auch die Prinzessin Anna war nicht zur Stelle. Es verbreiteten sich Gerüchte über ein geheimnißvolles Unterschieben eines Kindes. Man flüsterte sich zu, eine der Wärterinnen habe ein solches statt einer Wärmflasche ins Bett der Königin practizirt. Es circulirten sogar Brochüren in London, worin diese ganze Operation genau beschrieben und mit einem Croquis erläutert wurde. Dazu hatten die katholischen Priester in den vorhergegangenen Monaten mit großer Bestimmtheit vorausgesagt, daß ein Prinz geboren werden würde. Als nun ein solcher wirklich das Licht der Welt erblickte, glaubten neun Zehntel der Bevölkerung, daß ein ungeheurer Betrug stattgefunden habe und daß ein katholischer Wechselbalg ausersehen sei, um einst das protestantische England zu beherrschen.

Der Unmuth in London nahm also, statt sich zu vermindern, zu und das unglückliche Kind, das in der Wiege dazu bestimmt schien, drei Königreiche zu regieren, wurde unrettbar mit in den Sturz der Dynastie hineingezogen.

Wenige Monate nach seiner Geburt landete Wilhelm von Oranien an der britischen Küste. Fast ohne Widerstand konnte er mit seinem Heere nach London vorrücken. Alles fiel ihm zu, und noch auf dem Arm der Mutter mußte der junge Prinz als heimathloser Flüchtling bei Nacht England verlassen. Die Küste seines Vaterlandes sollte er

nur einmal wiedersehen, um dann nach kurzem Erfolge für immer in die Verbannung zurückzukehren.

Zunächst fand die vertriebene Königsfamilie in Versailles Zuflucht, wo sie Ludwig XIV. mit wahrhaft großmüthiger und hochherziger Gastfreundschaft aufnahm.

Der Prinz von Wales war noch ein unmündiges Kind, als Jacob II. den vergeblichen Versuch machte, sein Königreich wieder zu erobern, welcher in der Schlacht am Flusse Boyne (Juni 1690) sein klägliches Ende fand.

Er war ein Knabe, als Wilhelm von Oranien nach dem Tode seiner Gemahlin ihm unter der Bedingung die Thronfolge zusichern wollte, daß sein Vater ihn in England im protestantischen Glauben erziehen ließe. Jacob II. wollte auf diesen Vorschlag nicht eingehen. Er huldigte nicht der Ansicht des Königs Heinrich IV. von Frankreich. Ihm galt eine Messe mehr als die Krone dreier Reiche. So kam es, daß sein Sohn während eines langen Daseins von 76 Jahren stets nur Enttäuschungen erlebte und daß alle Fehler und Sünden seiner Vorfahren sich an ihm rächten.

Ein feindliches Geschick wollte es, daß selbst sein treuester und mächtigster Bundesgenosse seine Interessen in dem Augenblicke am kräftigsten vertrat, wo jede Parteinahme nur schädlich wirken konnte und ihn in einem Zeitpunkte verließ, wo der Erfolg fast gewiß schien.

Als der König Jacob II. den 16. September 1701 sein Leben beschloß, konnte er seinem Sohne Nichts hinterlassen, wie seine Ansprüche und die wahrhaft aufopfernde Freundschaft Ludwig XIV. Aber zu der Zeit stand ein Europäischer Conflict wegen der Spanischen Thronfolge in naher Aussicht. Der französische Monarch wollte seinem Enkel Philipp die glänzende Erbschaft verschaffen. Die Interessen Frankreichs verlangten deshalb gebieterisch, daß für alle Fälle der Frieden mit England aufrecht erhalten werde, den man eben durch einen Vertrag und die Anerkennung Wilhelms gesichert hatte. In einem Conseil, der kurz nach dem Tode Jacobs versammelt wurde, waren sämmtliche französische Minister dieser Ansicht. Der König allein war dagegen.

Die Frau von Maintenon, welche von Seiten der englischen Königsfamilie mit großer Aufmerksamkeit behandelt war, nahm warmes Interesse an ihrem Unglück. Sie hatte den alternden Ludwig im Voraus für eine Handlungsweise zu bestimmen gewußt, welcher seine

eigene Großmuth und sein Mitleid ihn schon geneigt gemacht hatten, die aber den Interessen Frankreichs gänzlich zuwider lief. Ludwig versicherte den britischen Monarchen noch auf dem Sterbebette seiner Freundschaft. Wenige Tage nachher verkündeten die Herolde von der Schloß-Terrasse zu Versailles das Hinscheiden Jacob II. und die Thronbesteigung seines Sohnes, Jacob III., als König von England, Schottland und Irland.

Für den unglücklichen Jüngling hatte diese Anerkennung nur traurige Folgen. Die öffentliche Meinung Englands sah darin einen Schimpf; der Gesandte wurde abberufen. Der große Oranier vermittelte schon sterbend ein Bündniß fast aller Europäischen Staaten gegen Frankreichs Uebermacht. Das Nationalgefühl Englands brauste mächtig auf. Das Parlament bewilligte zu Rüstungen, was die Regierung verlangte. In den Haß gegen Frankreich mischte sich der Unwille gegen den Nachkommen der Stuarts, der am französischen Hofe lebte. Man erinnerte sich der Unterwürfigkeit, welche die letzten Könige dieses Geschlechts gegen Ludwig XIV. gezeigt hatten, auch ihrer geistigen Abhängigkeit von Rom, die man vielfach mit politischer Abhängigkeit vom päpstlichen Hofe verwechselte.

Wilhelm III. starb am 17. März 1702 ohne Nachkommen. In ruhigen Zeiten hätte vielleicht das Parlament die Erbrechte des Prätendenten in reifliche Erwägung gezogen. Die übereilte Anerkennung Ludwig XIV. aber verdarb Alles, und Anna, die jüngere Tochter Jacob II., konnte anstandslos den Thron besteigen. Ihre geistigen Fähigkeiten waren sehr unbedeutend; sie war von schwachem, schwankendem Charakter. Sie stand ganz unter dem Einflusse des Herzogs von Marlborough, der sie durch ihre langjährige Freundin Arabella Jenning, seine Gemahlin, vollständig beherrschte.

Wenige Wochen nach ihrer Thronbesteigung (im Mai 1702) begann der gewaltige Kampf um die spanische Erbschaft, dessen Erwartung Europa seit lange in Spannung gehalten hatte. Unter des Herzogs Führung erwarben sich die englischen Heere einen Kriegsruhm wie nie zuvor. Frankreich wurde so gedemüthigt, daß es sich unter den bourbonischen Königen nie wieder zu seinem alten Glanze erheben konnte. Die Partei der Whigs war allmächtig. Sie stand unter der Führung Marlboroughs und seines Schwiegersohnes Godolphin, der zum Minister des Innern und Großschatzmeister ernannt wurde. Diese beiden Staatsmänner setzten schon im Jahre 1702 die Annahme der Act of Settlement durch,

wonach das Haus Stuart für immer von dem Throne ausgeschlossen wurde.

Die protestantische Nebenlinie dieses Geschlechts sollte succediren. Deren Vertreter war der Kurfürst Georg von Hannover durch seine Mutter, die Prinzessin Sophie, Wittwe Ernst Augusts, des ersten Kurfürsten von Hannover. Sie war die Tochter jenes Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, welcher am Anfang des dreißigjährigen Krieges eine kurze Zeit König von Böhmen war, aber in der Schlacht am weißen Berge seine Krone wieder verlor und mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Königs Jacob I. von England vermählt war.

Die Königin Anna mußte die Beschlüsse des Parlaments öffentlich sanctioniren. Im Geheimen wünschte sie aber ihrem vertriebenen Stiefbruder die Krone zu verschaffen. Durch Vertraute knüpfte sie mit ihm Verhandlungen an. Jacob war weniger starrsinnig wie sein Vater. Er war bereit, seine Schwester als rechtmäßige Königin anzuerkennen, wenn ihm die Thronfolge gesichert würde. Die Partei der Tories, welche in der Mehrzahl dem Princip der legitimen Thronfolge geneigt waren, interessirten sich sehr für diesen Plan. Aber, es war das Schicksal des unglücklichen Fürsten, daß eine Parteinahme für ihn stets nur den Erfolg hatte, daß sie ihn immer weiter von seinem Ziele entfernte. Die Königin war ohne Nachkommen. Die Jacobiten rechneten deßhalb um so fester auf ihren Erfolg. Namentlich die schottischen Großen traten daher entschiedener auf. Sie verlangten, daß Anna sich mit dem Throne von England und Irland begnügen, Schottland dagegen sofort Jacob abtreten solle. Dieser Plan fand in der sogenannten Act of Security, welche das schottische Parlament im Jahre 1703 annahm*), einen ziemlich deutlichen Ausdruck, obgleich er nicht vollständig an die Oeffentlichkeit gelangen durfte.

Das Uebermaß der Jacobitischen Forderungen verstimmte die Königin. Dennoch konnte sie sich nicht entschließen, sie formell abzulehnen. Sie antwortete gar Nichts. Die Führer der Whigs aber sahen die Gefahr. Sie mußten fürchten, daß Anna aus Liebe für ihren Bruder den Tories mehr bewilligen möchte, wie sie zugestehen durfte.

*) Darin wurde festgesetzt, daß nach dem Ableben der Königin der schottische Thron nicht derselben Person wie in England zufallen sollte, wenn nicht die Handelsbeschränkungen aufrecht erhalten würden. Man verpflichtete sich feierlich, diese Acte nöthigenfalls mit bewaffneter Hand aufrecht zu erhalten.

Es drohte eine Trennung Schottlands von England, selbst ein Bürgerkrieg. Marlborough und Godolphin beugten dem mit großem Geschick vor, indem sie beide Reiche unter einer Regierung zu vereinigen strebten. Je 30 Commissaire der beiden Nationen kamen in Westminster zusammen und im Mai 1706 einigten sie sich nach langen Verhandlungen über die Bedingungen.

Die Volksstimme in Schottland blieb jedoch der Union äußerst feindlich. Die Jacobiten schürten diese Stimmung. Aber die englischen Minister sparten kein Geld. Sie wußten durch große Geldsummen die einflußreichsten Personen zu gewinnen. Dadurch gelang es im Parlament, trotz der heftigsten, besonders vom Herzog von Hamilton geführten Opposition, den Plan durchzubringen. Im Februar 1707 wurde die Vereinigung Schottlands und Englands zu einem einzigen Reiche ratificirt. Die schottischen Reichsbehörden hörten auf und wurden durch einen in England residirenden Staats-Secretär ersetzt. Beide Länder wurden gleichen Steuern unterworfen. Die Handelsbeschränkungen wurden aufgehoben. 16 Mitglieder des hohen schottischen Adels sollten künftig als Repräsentativ-Pairs in das englische Oberhaus treten, 45 Abgeordnete in das Unterhaus. Während dieser Ereignisse hatte der Krieg auf dem Festlande seinen Fortgang. Die englischen Armeen waren allenthalben siegreich.

Am französischen Hofe sah man die inneren Streitigkeiten und Mißstimmungen mit Genugthuung, welche in England durch die Festsetzung der neuen Thronfolge-Ordnung hervorgerufen wurden. Man hegte die Hoffnung, daß durch eine Landung des Prätendenten ein allgemeiner Umschwung der Verhältnisse in England und in Folge dessen eine Auflösung der europäischen Coalition hervorgerufen werden würde. Es wurde im Geheimen eine Flotte ausgerüstet, welche ein Landheer von 10,000 Mann nach der schottischen Küste überführen sollte. Die Vorbereitungen nahmen aber eine lange Zeit in Anspruch, und erst im März 1707 war die Expedition segelfertig. Der Prinz Jacob, nun ein junger Mann von 20 Jahren, schiffte sich auf dem Admiralschiff ein. Ludwig XIV. beschenkte ihn bei seiner Abreise mit einem prachtvollen Degen, dessen Griff mit Diamanten besetzt war. Die Flotte gelangte glücklich bis in jenen großen Meerbusen Frith of Forth, welcher den Hafen von Edinburg bildet. Man suchte durch Signale sich den Bewohnern der Küste verständlich zu machen, aber, während Verhandlungen mit denselben angeknüpft wurden, erscholl von der See

her der Donner der Geschütze. Eine weit überlegene englische Flotte unter Admiral Byng kam heran. Der französische Anführer wollte und konnte sich auf keinen Kampf einlassen. Er suchte die hohe See zu gewinnen, ein Sturm zerstreute einen großen Theil seiner Schiffe. Von Byng verfolgt, rettete er sich nur mit Noth in den Hafen von Dünkirchen.

Man machte nun den Häuptern der jacobitischen Partei in England den Proceß; doch verfuhr man mit großer Milde. Nur ein Einziger ward schuldig befunden, ein Einverständniß mit dem Prätendenten gehabt zu haben, und dieser Einzige war rechtzeitig entflohen. Doch mußte die Königin Anna, um der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen, mit blutendem Herzen einen Aufruf erlassen, wodurch auf den Kopf ihres Bruders ein Preis von 100,000 Kronen gesetzt wurde.

Bald nachher verlor sie ihren Gemahl, den Prinzen von Dänemark. Sie war mit zweiundvierzig Jahren Wittwe. Siebzehn Mal hatte sie sich während ihrer Ehe in gesegneten Umständen befunden, aber jedesmal war ihre Hoffnung, daß ihr Kind am Leben bleiben möge, getäuscht worden.

Das Parlament wollte sie zu einer neuen Vermählung drängen. Sie weigerte sich aber entschieden. Sie hatte die feste Ueberzeugung von der göttlichen Mission der Fürsten. Ihre Kinderlosigkeit erschien ihr wie eine Fügung des Himmels, welcher nicht zugeben wollte, daß der englische Thron noch länger seinem legitimen Erben vorenthalten werden sollte. Sie hatte keinen andern Gedanken, als den, ihren Bruder zu ihrem Nachfolger zu machen. Doch war es für ihre schwachen Geistesgaben nicht möglich, diesen Plan ernsthaft durchzuführen. Zwar erkannte sie, daß von der herrschenden Whig-Partei eine Förderung dieser Absichten nicht zu erwarten war. Deßhalb suchte sie allmählich die Regierung des Landes in die Hände der Tories zu spielen. Diese konnten aber nie auf wirkliche Herrschaft rechnen, so lange der Herzog von Marlborough noch allmächtig war.

Da kam ihnen der Zufall zu Hilfe. Das Auftreten der Herzogin gegen ihre königliche Freundin war seit längerer Zeit ein so hochfahrendes geworden, daß es nur noch eines geringen Anstoßes bedurfte, um ein unheilbares Zerwürfniß hervorzurufen. Eine jüngere Dame, Abigail Macham, welche von Arabella selbst an den Hof gebracht war, wußte mit Gewandtheit diesen Umstand zu benutzen. Eine an sich

unbedeutende Veranlassung beschleunigte den Bruch. Abigail trat an die Stelle ihrer früheren Beschützerin.

Auch im Lande hatte sich in der öffentlichen Meinung ein Umschlag vollzogen. Ein fanatischer Geistlicher hatte auf der Kanzel die Revolution und ihre Ergebnisse in gehässiger Weise angegriffen. Den mächtigen Staats-Secretär Godolphin hatte er mit einem Spitznamen bezeichnet. Dieser, doppelt empfindlich, weil er erst vor Kurzem zu der Partei der Whigs übergetreten war, stellte den Pfarrer vor Gericht. Er wurde verurtheilt.

Nun ergriffen sämmtliche Geistliche des Landes die Partei des unvorsichtigen Pfarrers. Die Masse der Landbevölkerung, der niedere Adel, die gesammte Tory-Partei, Alle erhoben ihre Stimmen gegen die Beeinträchtigung der bürgerlichen Freiheiten. Ein unbeschreiblicher Sturm brach gegen Godolphin los. Er mußte seine Entlassung fordern. Die Königin konnte nun ihrem geheimen Wunsche nachgeben, und die Tories erndteten die Früchte ihrer langjährigen geschickten Bemühungen. Harley, Graf von Oxford, und St. John, Marquis von Bolingbroke, wurden zu Ministern ernannt.

Das Unterhaus, in dem die Whigs noch die Majorität hatten, wurde unpopulär. Der Krieg, dessen Fortführung sie wünschten, schien nicht mehr den Interessen des Landes zu entsprechen. Der Kaiser von Oesterreich war gestorben. Der Erzherzog Carl, dessen Ansprüche auf den spanischen Thron England vertreten hatte, wurde Deutscher Kaiser. Man mußte also fürchten, daß die Vereinigung der Kronen von Oesterreich und Spanien auf einem Haupte dieser Monarchie dasselbe Uebergewicht in Europa geben würde, welches man mit aller Anstrengung Frankreich gehindert hatte, zu erlangen. Marlborough dagegen wollte auf alle Fälle den Krieg fortsetzen, welcher ihm Gelegenheit bot, seine ungemessene Sucht nach Reichthümern zu befriedigen.

Es erschienen Brochüren von Swift, St. John und Prior, welche ihn der Absicht beschuldigten, an der Spitze der Armee über England herrschen zu wollen. Seine glänzenden Siege wurden vergessen. Die Schuldenlast des Staates, welche durch den langen Krieg in ungeheurer Weise angeschwollen war, stand vor Aller Augen; sein Sturz war unausbleiblich. Die Königin löſ'te das Parlament durch Proclamation auf. Die neuen Wahlen brachten eine bedeutende Majorität für die Tories ins Unterhaus. Ins Oberhaus wurden zwölf neue Pairs berufen. Dadurch konnte die Regierung auch hierüber unbedingt ver-

fügen. Eine Adresse an die Königin wurde angenommen, worin sie gebeten wurde, alle Maßregeln zu anulliren, welche bestimmt schienen „ihre Krone anzutasten und Ihrer Majestät Würde zu beschränken". Der Friede wurde beschlossen. Der Herzog von Marlborough hatte in Voraussicht der Katastrophe sich vergeblich bemüht, vom Deutschen Kaiser zum Statthalter der Niederlande ernannt zu werden.

Am 1. Januar 1712 erschien das Decret, welches ihn absetzte und verbannte.

Die ersten Unterhandlungen mit Frankreich wurden durch Prior angeknüpft. Man einigte sich rasch. Der Herzog von Bolingbroke konnte schon 1713 in Utrecht den definitiven Frieden abschließen, dessen Inhalt bekannt ist. Anna durfte aber mit Dem, was sie hauptsächlich zu erreichen wünschte, nicht öffentlich hervor treten. Die Whigs waren für Fortsetzung des Kriegs gewesen. Die Tories hatten die öffentliche Meinung allerdings so lange für sich, als sie den Frieden erstrebten. Diejenigen, welche die Sympathien der Königin für ihren Bruder theilten, durften sie nicht zeigen. Sie durften nicht daran denken, die angenommene neue Thronfolge-Ordnung umzustoßen. Eine Parteinahme für den Prinzen Stuart, der mit dem französischen Heere bei Oudenaarde und Malplaquet gegen die Engländer gekämpft hatte, durften sie am allerwenigsten wagen; sie hätten sich dem Verdacht des Landesverraths ausgesetzt.

Um sich von dem Argwohn jacobitischer Parteinahme gänzlich zu reinigen, verlangte Bolingbroke vielmehr die Stipulirung eines Artikels, worin Ludwig die Anerkennung der Hannoverschen Erbfolge zusicherte und versprach, den Prätendenten aus Frankreich auszuweisen.

Die Whigs waren von der Aufrichtigkeit der Tory-Partei dennoch nicht überzeugt. Sie bemühten sich fortwährend ihre politischen Gegner in der allgemeinen Meinung herabzusetzen, indem sie dieselben verrätherischer Gesinnungen beschuldigten. Eine Motion wurde deßhalb eingebracht und mit großer Majorität angenommen, wodurch das Oberhaus befragt wurde, ob die Erbfolge des Hannover'schen Königshauses nicht in Gefahr sei? Die Lords beantworteten die Frage mit „Nein". Sie konnten aber die Opposition dennoch nicht beschwichtigen; denn bald wurde eine neue Motion an das Oberhaus gesandt und die Bitte an die Königin beschlossen, daß sie einen Preis auf den Kopf des Prinzen Jacob setzen möge.

Zugleich lud man den Kurfürsten Georg I. ein, nach England zu



kommen. Anna war auf's Aeußerste verletzt, mußte aber der allgemeinen Stimmung nachgeben. Sie sandte jedoch im Geheimen einen Brief an die Mutter des Thronerben und bat sie, ihren Sohn nicht reisen zu lassen. Sie schrieb, seine Ankunft in England würde einen Bürgerkrieg hervorrufen. Ihre Warnung fiel bei der Kurfürstin auf einen günstigen Boden. Diese wünschte nichts sehnlicher, als daß ihr Sohn dermaleinst den englischen Thron bestiege. Aber sie kannte die Beschränkungen, welche die Verfassung einem britischen Herrscher auferlegt und fürchtete von der vorzeitigen Erscheinung Georgs nur Sorgen und Verwickelungen. Einen entscheidenden Einfluß vermochte sie allerdings nicht auszuüben, aber ihr Sohn war nur zu geneigt, über den Angelegenheiten seines deutschen Fürstenthums die Aussichten auf die englische Krone zeitweilig zu vergessen, und die Reise nach England unterblieb. Der Erfolg zeigte, wie richtig die kluge Kurfürstin urtheilte; denn es ist sicher, daß die Anwesenheit Georgs in England seine Interessen viel weniger gefördert haben würde, wie es sein Ausbleiben that. Seine unliebenswürdige Persönlichkeit, die Unkenntniß der Sitten und selbst der Sprache seiner künftigen Unterthanen hätten ihm deren Herzen nicht gewinnen können. Auch würden ernste Zerwürfnisse zwischen ihm und der Königin nicht zu vermeiden gewesen sein.

Die Einwirkung der Mutter seines Gegners war also, sehr gegen den Willen der Königin Anna, den Aussichten des Prätendenten nicht günstig. Aber seine e i g e n e Mutter, die Wittwe Jacob II., Maria von Modena, verdarb durch eine unvorsichtige Handlung Alles. Ihr waren wahrscheinlich über die Sympathie der Königin von England, über jacobitische Gesinnungen eines Theils der englischen Großen übertriebene Gerüchte hinterbracht; vielleicht hatte sie auch von dem geheimen Briefwechsel mit der Kurfürstin Sophie erfahren. Sie gewann die Ueberzeugung, daß man in England die Rückkehr der vertriebenen Königsfamilie allgemein wünsche. Ihre Umgebung theilte ihre Ansicht. Sie hielt deshalb den Augenblick gekommen, um mit ihren eigenen Ansprüchen an das englische Parlament hervorzutreten. Plötzlich erschien ein Abgesandter von ihr in London, welcher die Zahlung der rückständigen Pension verlangte, die ihr in einem geheimen Artikel des Vertrags von Ryswick zwar zugesichert, aber nach Ausbruch des neuen Krieges nicht mehr verabfolgt war. Es war dies eine Summe von 50,000 Pfd. Sterling.

Die Whigs schäumten vor Wuth. Der Antrag wurde mit großer Mehrheit abgeworfen. Die öffentliche Meinung brauste wieder gewaltig

auf gegen die katholischen Stuarts. Ihre Anhänger durften ihre Sympathien nur in den geheimsten Zusammenkünften äußern. Von Neuem verlangte das Parlament, daß ein Preis auf den Kopf des Prätendenten gesetzt werden solle. Die unglückliche Anna weigerte sich, in dieser Form die Proclamation zu unterschreiben. Sie mußte aber doch 5000 Pfd. Sterling Demjenigen versprechen, der den sogenannten Prinzen von Wales so den englischen Gerichten nachwiese, daß er von diesen persönlich zur Rechenschaft gezogen werden könne.

Die Aussichten dieses unglücklichen Prinzen sanken durch den unvorsichtigen Schritt seiner eigenen Mutter tiefer als je zuvor. Seine Schwester konnte Nichts für ihn thun, wie ihn bemitleiden. Zu derselben Zeit, wo sie einen hohen Preis auf die Ergreifung ihres Bruders setzte, konnte sie die Sehnsucht, ihn persönlich kennen zu lernen, nicht mehr bemeistern. Eine geheime Zusammenkunft fand in London statt. Die Königin war aufs Tiefste bewegt, als sie den unglücklichen Jüngling sah. Sie versprach, Alles für ihn zu thun, was in ihren Kräften stand. Aber es hätte einer größeren Geschicklichkeit und gewaltigeren Energie bedurft, wie sie Anna besaß, um eine Angelegenheit erfolgreich durchzuführen, in welcher der ernsteste Widerstand der größten Mehrzahl des englischen Volkes zu erwarten stand. Man begann zwar, die öffentliche Meinung für die Restauration der Stuarts zu bearbeiten. Eine Menge Flugschriften erschienen, welche die Politik der Whigs verdächtigten.

Da entzweiten sich, um das Maß des Unglücks voll zu machen, die Führer der Tory-Partei, die Lords Oxford und Bolingbroke. Der erstere verließ die Partei der Königin gänzlich. Er schloß sich den Whigs an und wurde eifriger Vertreter der hannoverschen Erbfolge. Anna war untröstlich. Sie erklärte, sie wolle nicht mehr leben, denn nun sei Alles verloren. Die Partei der Whigs gewann im Lande abermals die Oberhand. Adressen über Adressen richtete man an die Königin. Immer wieder verlangte man Garantien für die hannoversche Thronfolge und Gewaltmaßregeln gegen die Stuarts. Anna's Lebenskraft war gebrochen; sie erkannte, daß ihr innigster Wunsch nicht erfüllt werden würde.

Um wenigstens eine Zeit lang Ruhe zu haben, prorogirte sie am 20. Juli 1714, schon todtkrank, das Parlament auf einen Monat. Es konnte Nichts mehr helfen, daß sie den schwachen Herzog von Shrewsbury

zum ersten Minister an der Stelle Harley's ernannte. Bereits am 12. August starb sie, erst 49 Jahr alt, an gebrochenem Herzen.

Ihre letzten Worte waren: „Mein theurer Bruder, wie beklage ich Dich!“ Damit verrieth sie die geheime Idee ihres ganzen Lebens. Nach ihrem Tode vereinigten sich die Staatsmänner aller Parteien, welche die protestantische Erbfolge wollten. Die Jacobiten durften sich nicht öffentlich zeigen. Eine Regentschaft, welche nur aus Whigs bestand, übernahm die Regierung bis zur Ankunft des neuen Königs. Georg I. wurde ohne Widerstand proclamirt.

Eine Deputation ging nach dem Continent, um ihn nach England zu holen. Die Mutter des Kurfürsten war einige Monate vorher gestorben, ohne die Erfüllung ihrer Wünsche zu erleben. Der Sohn nahm die Krone an und ergriff ohne Widerstand von seinem neuen Königreiche Besitz.

Sein erster Schritt war, ein neues Ministerium und ein anderes Parlament zu berufen. Die Whigs hatten in beiden die Oberhand und behielten sie von nun an bis zum Regierungsantritt Georgs III. ohne Unterbrechung.

Während dem hatte auch der unglückliche Prätendent den Tod seiner Schwester erfahren. Er befand sich seit dem Utrechter Frieden am Hofe des Herzogs von Lothringen. Daß er nicht wagen durfte, nach England zu gehen, um sein rechtmäßiges Erbe in Empfang zu nehmen, schien bei der dortigen Stimmung klar. Er begab sich also zu seinem früheren Beschützer nach Versailles. Ludwig XIV. war aber alt und schwach. Er lebte abgeschlossen in seiner Villa zu Marly. Er erinnerte sich der Folgen, welche die Anerkennung des Prätendenten im Jahre 1701 gehabt hatte. Er wollte sich in keine unabsehbaren Verwickelungen einlassen. Der einst allmächtige Bolingbroke hatte nach dem Regierungsantritt Georgs I. England verlassen müssen und war in die Dienste des Prätendenten getreten. Auch er versuchte vergeblich Ludwig zu einem energischen Entschluß zu bestimmen. Der Prinz wurde immer kühler behandelt. Von seinem Vater hatte er die unangenehme Eigenthümlichkeit geerbt, daß er seine Pläne und Ansichten gegen Jedermann ausplauderte. In allen Kaffeehäusern von Paris wurde nur von den weitaussehenden Unternehmungen des Prätendenten gesprochen. Auch die englische Regierung erfuhr bald davon. Sie traf ihre Vorkehrungen und der günstige Augenblick ging vorüber. Der Prinz mußte sogar Frankreich wieder verlassen.

Da erhob der Graf von Mar in Schottland die Fahne des Aufruhrs. Er war früher Staats-Secretär von Schottland gewesen; seine jacobitische Gesinnung war bekannt. Trotzdem bot er beim Regierungswechsel Georg I. seine Dienste an. Man wies ihn zurück. Er glaubte nun, seine Feinde wollten ihn vernichten und floh Wuth und Rache brütend, in Verkleidung nach den schottischen Hochlanden. In Aberdeenshire stand sein Stammschloß Brae-Mar. Dahin lud er unter dem Vorwande einer Jagd alle schottischen Großen ein, die seine Sympathien für die vertriebenen Stuarts theilten. Am 26. August 1715 fand die denkwürdige Versammlung statt. Der Graf von Mar war ein gewandter Hofmann. Er kam seinen Gästen mit den gewinnendsten Formen entgegen und wußte sie Alle zu bewegen, daß sie dem Prätendenten huldigten. Unter denen, welche versprachen, ihre Leute zu bewaffnen und mit denselben am 6. September bei Aboyne zu versammeln, waren der Marquis von Huntley, Sohn des Herzogs von Gordon, der Marquis von Tullibardine, ältester Sohn des Herzogs von Atholl, die Earls von Nightisdale, Marishall, Traquair, Errol, Southesk, Carnwath, Seaforth und Linlithgow, die Viscounts von Kilsythe, Kenmuir ꝛc. An demselben Tage wurde Jacob feierlich als König von Schottland, England und Irland proclamirt und eine blaue seidne Fahne enthüllt, auf welche die Gräfin von Mar neben der schottischen Distel die Inschrift: „Nemo me inpune lacessit“ gestickt hatte. Ein Zufall wollte, daß der Knopf der Fahnenstange abbrach und zur Erde fiel, als sie aufgerichtet wurde. Die Hochländer sahen darin ein unglückliches Omen.

Es bildeten sich nun zwei jacobitische Armeen. Die kleinere, südliche stand den unter Earls von Nightisdale, Winshester und Carnwath. An sie schlossen sich die Aufständischen im Norden Englands unter Forster und Lord Widdrington. Ueber die größere, nördliche übernahm der Graf von Mar selbst das Commando. Sie sammelte sich bei Perth. Durch Zuzug aus den Hochlanden vermehrte sie sich bis auf 16,000 Mann. Der Graf von Seaforth führte ihr von den Inseln allein 6500 Mann zu. Eine solche Zahl von Hochländern war nie zuvor vereinigt gewesen. Alle Stuarts, Robinsons, Mackenzies, Macdonalds folgten der jacobitischen Fahne. Aber es zeigte sich bald, daß der Graf von Mar seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Schon in seiner früheren Stellung hatte er bewiesen, daß er kein Staatsmann war. Seine Thätigkeit war hauptsächlich auf die Verschönerung der Stadt



Edinburg gerichtet gewesen. In der Verwaltung Schottlands hatte er dagegen Wenig geleistet. Jetzt wurde es offenbar, daß ihm auch jede Eigenschaft als Heerführer fehlte. Statt mit seiner Uebermacht in die schottischen Niederlande einzurücken und auch sie zum Aufstande zu veranlassen, blieb er unthätig bei Perth stehen.

Die Führer der Clane wurden ungeduldig. Niemand wollte sich ihm unterordnen. Seine Persönlichkeit war nicht der Art, um die hochmüthigen Häuptlinge zum Gehorsam zu zwingen.

Alle wollten befehlen, keiner gehorchen, umsomehr, da die meisten dem Grafen in jeder Kenntniß des Kriegswesens weit überlegen waren. Es entstanden arge Zwistigkeiten. Zwei Monate vergingen. Endlich, am 10. November, mußte Mar, sehr gegen seinen Willen, dem allgemeinen Drängen nachgeben und nach Süden vorrücken.

Ihm gegenüber stand der Herzog von Argyll mit den Clanen, welche zur Regierung hielten. Er hatte nur gegen 3000 Mann zusammenbringen können. Dennoch ging er den Aufständischen kühn entgegen und setzte über den Frith of Forth. Am 13. November griff er seinen Gegner, der mit Mühe 9000 Mann rechtzeitig vereinigen konnte, bei Sheriffmuir an. Die Schlacht blieb unentschieden. Da aber Argyll seine Stellungen behauptete, während Mar sein Heer wieder nach Perth zurückführte, so erntete der Erstere alle Früchte eines Sieges. In dem aufständischen Heere lösten sich nun in Folge des Rückzuges die Bande des Gehorsams. Einzelne Häuptlinge und zwar die mächtigsten führten ihre Clane nach Hause. Sie erklärten, daß sie für ihre eigene Sicherheit sorgen müßten. Andere knüpften auf eigene Faust Verhandlungen mit Argyll an. So hatte Mar bald nach der Schlacht nur noch 4000 Mann zusammen. Damit blieb er wieder unthätig bei Perth stehen, konnte auch mit seiner sehr beschränkten Streitkraft nicht wohl etwas Anderes thun.

Der südlichen Abtheilung der Jacobiten war es während dieser Ereignisse noch schlechter gegangen. Sie war in England eingedrungen und auf Preston gerückt. Hier aber wurde sie von überlegenen englischen Streitkräften eingeschlossen und am Tage des Gefechtes von Sheriffmuir mußten sich Alle zu Gefangenen ergeben. Die Sache der Stuarts schien verloren.

Der Prätendent hatte indessen von dem ersten guten Fortgang seiner Angelegenheiten Nachricht erhalten. Er beschloß, sich nach Schottland einzuschiffen, um aus den Händen des Grafen von Mar die Kronen von Eng-

land, Schottland und Irland in Empfang zu nehmen. Allerlei unglückliche Zufälligkeiten verzögerten seine Abreise. Seine Versuche, in St. Malo Gelegenheit zur Ueberfahrt zu finden, waren vergeblich. Endlich gelang es ihm, in Dünkirchen an Bord eines kleinen Kriegsschiffes zu gelangen, welches ihn nach Schottland hinüberbrachte. In seiner Begleitung befanden sich der Marquis von Tynemouth, Sohn des Herzogs von Berwick, der Lieutenant Cameron und sechs andere Edelleute; Alle waren als Seeofficiere verkleidet. Nach einer stürmischen Fahrt von sieben Tagen landete er glücklich am 22. December 1715 in dem kleinen Hafen von Peterhead, an der nordöstlichen Spitze von Aberdeenshire. Dem Prinzen fehlte es nicht an persönlichem Muth. Er hatte mit den französischen Garden in der blutigen Schlacht bei Malplaquet zwölf Mal die feindlichen Linien attaquirt und war selbst am Arm verwundet worden. Aber dennoch kannte er den Krieg nur von seiner glänzendsten Seite. In die üppigen Feldlager war ihm der Luxus der Residenz gefolgt. Die Truppen, welche er dort sah, waren dieselben, deren glänzende Ausrüstung und tactische Ausbildung er in der Avenue des Parks von Versailles oft bewundert hatte, und die dennoch den Heeren Englands und der Verbündeten nicht hatten widerstehen können. Nun war er plötzlich von dem glänzenden Leben des französischen und lothringischen Hofes, dessen Genüssen er sich damals schon zuviel hingegeben hatte, in eine kleine, enge Hafenstadt des nördlichen Schottlands versetzt. Seine Landung machte unter der Bevölkerung, die ihm wie halbwild vorkam, viel weniger Aufsehen, wie er erwartet hatte. Das Klima war rauh und unfreundlich. Statt eines Reiches, von dem er gehofft hatte, ungestört Besitz ergreifen zu können, fand er ein Land, das er erst erobern mußte. Dazu wußte er, daß auf auswärtige Hilfe für ihn nicht zu rechnen war. Alle seine Hoffnungen beruhten also auf den wenig Tausend Hochländern, die Mar noch bei Perth zusammen hatte. Dahin beschloß er sich zu begeben. Sein Weg führte ihn längs der Küste zunächst durch die Besitzungen des Grafen von Marishal, welcher für ihn die Waffen ergriffen hatte. Am 23. ritt er nach dessen Schlosse Newburgh. Am folgenden Tage, den 24., passirte er Aberdeen und gelangte nach Fetteresso, einem Schlosse desselben Edelmanns in der Nähe dieser Stadt.

Die Nachricht von der glücklichen Ankunft des Prinzen war indessen mit unglaublicher Geschwindigkeit in das Lager der Hochländer bei Perth gelangt.

Die tapfern Männer begrüßten sie mit ungeheuerem Jubel. Sie glaubten sich nun am Ende aller Noth und Entbehrungen. Endlich hofften sie auf ein Ende des langwierigen Lagerlebens. Der Prinz würde sich, wie sie glaubten, ein zweiter Montrose, an ihre Spitze stellen und die Schaaren der verachteten Angelsachsen vor sich hertreiben.

Der Graf von Mar, der Earl von Marishal und dreißig Edelleute setzten sich zu Pferde, um ihren Monarchen zu begrüßen. Am 25. December ganz in der Frühe gelangten sie nach Fetteresso. Der Prinz war noch zu Bett, erhob sich aber sofort und kleidete sich an. Dann wurden die Abgesandten vorgelassen. Sie warfen sich vor ihm auf die Knie und küßten seine Hand.

Die Persönlichkeit, welcher sie nun als König huldigten, entsprach jedoch keineswegs dem Bilde, welches sie sich gemacht hatten.

Jacob hatte eine lange magere Gestalt. Seine Haltung war schon nicht mehr kräftig, sondern gebückt. Er war vor der Zeit gealtert. Eine scharfe Nase kennzeichnete den Abkömmling der Stuarts. Auf seinen Zügen lag aber nicht die kühne Entschlossenheit eines Mannes, der eine fast verzweifelte Unternehmung durchführen will. Sein Gesicht war von einer geisterhaften Blässe. Sein Auftreten war ängstlich und zaghaft. Mit Gewalt zwang er sich zu einem einigermaßen heiteren Aeußeren. Von seiner Stirn suchte er vergeblich die Wolke der Schwermuth zu verbannen, mit der ihn der Anblick des Landes, selbst der seiner Getreuen erfüllte.

Er zeigte durchaus keine Ungeduld, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen. Dagegen ernannte er einen geheimen Rath und erließ sechs Proclamationen, die er als Jacob VIII. von Schottland und der III. von England unterzeichnete. Er befahl, daß für ihn in den Kirchen als rechtmäßigen Monarchen gebetet werden solle, berief alle loyalen Männer zu den Waffen für seine Rechte und erhob eine Menge seiner Anhänger zu Herzögen, Grafen und Rittern. Auch der Graf von Mar wurde zum Herzog ernannt. Dann nahm er die Huldigung der Geistlichkeit und des Magistrats der Stadt Aberdeen entgegen; — beide waren aber erst von dem Grafen von Mar eingesetzt worden. Dieser schilderte dem Prinzen nun die Lage der Angelegenheiten als eine so verzweifelte, daß seine Hoffnungen noch mehr sanken. Ein Fieberanfall ergriff ihn und hielt ihn in Fetteresso bis zum 2. Januar fest; dann ritt er weiter nach Brechin in der Nähe von Montrose. Am 5. hielt er seinen feierlichen Einzug in der kleinen

Hafenstadt Dundee am Frith of Tay. An seiner rechten Seite ritt der Herzog von Mar, an seiner linken der Earl von Marishall, dreihundert berittene Edelleute folgten. Die Huldigung der Bevölkerung konnte die Schwermuth des Prinzen nicht bannen. Er mußte sich Zwang anthun, um ein vertrauensvolles Aeußere zu zeigen. Fast mit Gewalt nöthigte ihn seine Umgebung, auf dem Marktplatze des Städtchens eine Stunde zu halten, während welcher die Bewohner herzustürzten und ihm die Hand küßten. Von Dundee zog man in kleinen Tagemärschen weiter.

Am 8. Januar erreichte der Prinz das alte ehrwürdige Schloß Scoone an dem lachsreichen Tay. Seine Gefühle übermannten ihn, als er durch die Zimmer des Palastes schritt, in dem Jahrhunderte lang die Mitglieder seines Stammes residirt hatten, als er in der ehrwürdigen Kapelle den berühmten Stein Lia Fail sah, auf dem seit neunhundert Jahren die Könige Schottlands gekrönt waren. Am folgenden Tage, den 9., hielt er seinen feierlichen Einzug in Perth. Dann erblickte er endlich auch einzelne Abtheilungen seiner kleinen hochländischen Streitmacht. Eine allgemeine Heerschau wagte er nicht abzuhalten, damit ihre geringe Zahl nicht bekannt würde.

Unterwegs hatte er wohl eine gewisse Neugierde gezeigt, die Armeen der „kleinen hochländischen Könige" zu sehen, aber Vertrauen, mit ihnen seine Sache durchfechten zu können, hatte er nie gewonnen. Nun sah er diese schlecht gekleideten und genährten Männer. Ihr rauhes Aeußere, ihre wilde unverständliche Sprache mußten ihn, der von Soldaten nur die französischen Garden gesehen hatte, aufs Aeußerste abstoßen. Solche ungeordnete Haufen schienen ihm nicht einmal den Namen von Soldaten zu verdienen. Irgend Etwas mit ihnen zu erreichen, hielt er für unmöglich, ihre wilde Tapferkeit und die Eigenthümlichkeiten ihrer Fechtweise, geordneten Heeren gegenüber, für nutzlos.

Fast noch mehr, wie er, wurden die Hochländer durch seinen Anblick enttäuscht. Sie hatten einen kräftigen feurigen Mann zu sehen erwartet, der vor Begierde brannte, sie gegen den verachteten Feind zu führen. Nun erblickten sie einen langen dürren Menschen in französischem Hofkleide, der in schlaffer Haltung auf dem Pferde saß, ihre Sprache nicht verstand und muthlos und schwermüthigen Blickes sie an sich vorüber ziehen ließ. Es ist natürlich, daß ihre freudige Begeisterung erlosch. Auch der Prinz kehrte gänzlich niedergeschlagen nach dem Schlosse Scoone zurück.

Zwanzig Tage hielt er sich hier auf und hielt einen traurigen Hof. Er konnte sich zu keinem Entschlusse aufraffen. Er machte nicht einmal den Versuch, die Clane, welche nach Hause marschirt waren, wieder zum Heere zurückzurufen. Alles schien ihm rettungslos verloren und er wartete nur auf einen Anstoß, um sich wieder nach dem Festlande einzuschiffen.

Am 28. Januar gelangte die Nachricht in das hochländische Lager, daß der Herzog von Argyll herannahe. Die Clane jubelten bei der Aussicht auf einen Kampf.

Die Häuptlinge tranken einander zu, die Dudelsackpfeifer spielten ihre feurigsten Melodien und die Krieger tanzten in wildem Reigen. Auch, daß man erfuhr, daß einige tausend Mann holländische Truppen, welche im Solde der englischen Regierung standen, die Heeresmacht Argylls verstärkt hätten, dämpfte den wilden Kampfesmuth nicht. Man erinnerte sich der Zeiten, wo der tapfere Montrose mit seiner Handvoll Hochländer weit überlegene Schaaren in die Flucht geschlagen hatte. Alle sehnten sich nach einer Schlacht. Aber in dem Palaste von Scoone sah man die Lage der Dinge anders an. Der Prinz weinte. Er war ungehalten, daß man ihn, statt auf einen Thron, in solche Lebensgefahr gebracht hatte. Er wollte sofort abreisen. Der Graf v. Mar hielt einen Kampf auch für aussichtslos. Er befahl deshalb den Rückzug in die Hochlande. Er hatte aber keineswegs die Absicht, den Kampf hier fortzusetzen. Er war der Sache müde und gedachte, nach dem Festlande zu entkommen. Deshalb wurde der Marsch längs der Küste beschlossen.

Die Hochländer empfingen den Befehl mit Unmuth und Verzweiflung, aber sie gehorchten. Am 30. Januar überschritten sie den gefrornen Tay und marschirten auf Dundee. Von da rückten sie längs der Küste auf Montrose.

In diesem Hafen befand sich zufällig ein französisches Schiff. Der Prätendent sah darin eine günstige Gelegenheit zu seiner Flucht. Um diese Absicht vor seinen unglücklichen Anhängern geheim zu halten, erhielt die Armee Befehl, am 4. Februar Abends 8 Uhr nach Aberdeen weiter zu marschiren. Mit der Avantgarde, die früher abrückte, schickte er, um keinen Verdacht zu erregen, sein Gepäck fort. Die Schildwachen standen, wie gewöhnlich, vor der Thür seines Quartiers. Einige Stunden vor der bestimmten Abmarschzeit schlüpfte der Prinz sodann durch eine Hinterthür des Hauses an den Hafen, bestieg ein Boot

und ließ sich an Bord rudern. Den Grafen von Mar veranlaßte er, mit zu entfliehen. Außerdem begleiteten ihn der Earl von Melford, Lord Drummond, der General Bulkley und noch dreizehn andere Personen von Rang. Nach einer Fahrt von fünf Tagen erreichte das Schiff glücklich den Hafen von Gravelingen.

Die Flucht des Prinzen wurde erst am andern Tage bekannt, als die Hochländer Aberdeen erreicht hatten. Sie machten ihren Gefühlen in den bittersten Worten Luft. Der Prinz, für dessen Rechte sie die Waffen ergriffen hatten, für den sie seit Monaten in der rauhen Jahreszeit unter den Waffen standen, war beim ersten Herannahen der Gefahr schnöde geflohen. Dazu hatte er noch den Ober-Anführer mitgenommen und sie so ohne König und General der Gnade des Siegers anheim gegeben.

Zuvor hatte der Prinz dem General Gordon die schwierige Aufgabe hinterlassen, auf möglichst günstige Bedingungen mit dem Herzog von Argyll zu verhandeln. Aber das entmuthigte kleine Heer enthob ihn dieser Mühe. Die Clane lösten sich von selbst auf und marschirten in ihre heimathlichen Wildnisse zurück. Diejenigen, welche aus dem Niederlande stammten, brachen sich nach Norden Bahn. Sie gelangten nach dem kleinen Hafen von Burgh in der Grafschaft Murray. Von da schifften sie sich in offenen Booten nach den Orkney-Inseln ein, von wo die Mehrzahl glücklich nach Frankreich entkam. Der Prinz schickte den Rest des Geldes, welches er von Frankreich mitgebracht hatte, vor seiner Flucht mit einem Boten an den Herzog von Argyll und bat, die Summe zum Besten einiger armen Dörfer, die er auf seinem Rückzuge verbrannt hatte, zu verwenden. Diese Handlung beweist, daß er nicht ganz gefühllos war für die Leiden, welche das unglückliche Schottland um seinetwegen erdulden mußte.

Der Vorwurf, welcher ihn wegen des schmählichen Verlassens seiner Anhänger trifft, wird dadurch aber um Nichts gemildert.

Diejenigen derselben, welche im Norden der Fahne des Prätendenten gefolgt waren, entkamen jedoch mit wenigen Ausnahmen glücklich der lauen Verfolgung der Regierungstruppen. Aber die Unglücklichen, welche im November zu Preston sich hatten ergeben müssen, wurden zu einem schrecklichen Schicksal aufgespart.

Am 9. December wurden die Earls von Derventwater, Nightisdale und Carnwath, die Lords Widdrington, Kenmure und Nairn in

den Tower gebracht. Am 10. Januar stellte man sie vor den geheimen Rath. Nach einem kurzen Verhör wurden sie von dem Unterhause des Parlaments feierlich und förmlich des Hochverraths angeklagt und dem Hause der Lords zur Aburtheilung übergeben. Neun Tage ließ man ihnen, um sich gegen die schweren Anklagen zu vertheidigen.

Am 19. brachte man sie abermals von dem Tower nach Westminster-Hall. Hier fand jene ergreifende Scene statt, in welcher sich die Verhafteten rechtfertigen sollten. Fast Alle erklärten sich schuldig. Sie gaben zu, daß sie sich aus Anhänglichkeit an den, den sie für ihren rechtmäßigen Monarchen ansahen, gegen die bestehende Regierung erhoben hätten. Sie erkannten an, daß sie sich gegen die Gesetze schwer vergangen; doch baten sie die Lords um ein mildes Urtheil, weil sie unüberlegt und durch die Gewalt der Ereignisse fortgerissen, gefehlt hätten. Auch glaubten sie, daß ihnen durch die Capitulation von Preston wenigstens das Leben gesichert sei. Im Falle der Gnade versprachen sie, dem Könige künftighin getreue Unterthanen zu sein.

Am 9. Februar verkündete der Gerichtshof in abermaliger feierlicher Sitzung in Westminster-Hall das Urtheil. Die ganze Grausamkeit eines barbarischen Gesetzes wurde gegen die Unglücklichen in Anwendung gebracht. Man verdammte sie zum Galgen. Ihre Leiber sollten sodann, noch zuckend, abgeschnitten, das Herz und die Eingeweide herausgerissen und verbrannt und endlich die Körper geviertheilt werden.

Dieses grausame Urtheil erweckte ein allgemeines Mitleiden. Namentlich der junge glänzende Earl von Derwentwater wurde von allen Schichten der Bevölkerung bedauert. Er war erst 25 Jahr alt, der Gatte eines liebenswürdigen, schönen, jungen Weibes und der Vater dreier unmündigen Kinder. Auf seinem Stammschloß zu Durham im nördlichen England hatte er eine fast fürstliche Gastfreundschaft geübt und war ein Anwalt und Versorger der Armen. Seine Mutter, Mary Tudor, war eine natürliche Tochter Carls II., welche dieser mit der einst gefeierten Schauspielerin Mary Davis gezeugt hatte. Er war also ein Vetter des Prätendenten. Dieser Umstand scheint der Regierung schon frühzeitig Verdacht gegen ihn eingeflößt zu haben. Vielleicht hat er auch den besonderen Haß veranlaßt, den König Georg I. gegen ihn fühlte. Ein Befehl, ihn zu verhaften, wurde schon beim ersten Ausbruch des Aufstandes erlassen. Er hielt sich während dem bei Freunden verborgen. Erst als Forster, das Par-

lamentsmitglied für Northumberland, den Befehl über die Aufrührer im nördlichen England übernahm, ergriff auch er die Partei der Stuarts. Doch konnte er fast Niemanden seiner Untergebenen mehr bewaffnen. Am 6. October erst schloß er sich mit einem kleinen Gefolge den Aufständischen an. Am 13. November war er schon ein Gefangener. Seine unglückliche Gemahlin versuchte vergeblich, des Königs Gnade zu erlangen. Der Monarch war hart und unbeugsam. Er wollte die Frau des Verurtheilten nicht vorlassen. Deshalb versuchte sie, sich ihm ohne sein Wissen zu nähern. Die Herzöge von Richmond und Albans hatten den Muth, die unglückliche Gräfin ins Schlafzimmer des Königs zu führen. Sie stürzte ihm zu Füßen und bat mit rührenden Worten um Gnade für ihren Gemahl. Alle waren aufs Tiefste bewegt, nur der König wollte von Nichts hören.

Die Gräfin von Nightisdale machte denselben Versuch, um ihren verurtheilten Gatten zu retten. In der Nische eines Corridors des Palastes, von dem sie wußte, daß der König ihn passiren würde, wartete sie verborgen. Dann warf sie sich ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie und flehte um Erbarmen. Sie war in tiefster Trauerkleidung, ihre Thränen flossen unaufhaltsam. Es war eine jammervolle Scene. Georg I. aber war unbeugsam. Er versuchte sich loszureißen. Die verzweifelte Frau hielt aber die Schöße seines Rockes so fest, daß er sie eine Strecke lang auf dem Fußboden fortschleifen mußte. Dann erst gelang es den Hofleuten, sie mit Gewalt zu entfernen und den König in ein Nebengemach zu bringen.

Das Unterhaus, in dem die Whigs die Majorität hatten, theilte die unbarmherzigen Gesinnungen des Monarchen. Die Gemahlinnen der Verurtheilten wandten sich daher mit ihren Bitten an das Haus der Lords. Hier fanden sie endlich Mitleid. Lord Townsend unterstützte zwar die grausamen Absichten seines Monarchen und widersetzte sich energisch der Annahme der Petition. Dennoch beschloß das Oberhaus eine Bittschrift an den König und bat ihn, diejenigen Verurtheilten zu begnadigen, die es zu verdienen schienen. Mit Widerstreben wählte Georg I. die Lords Widdrington, Carnwath und Nairn zur Begnadigung aus. Das Urtheil der Earls von Derventwater, Nightisdale und Kenmure wurde nur insoweit gemildert, daß sie nicht gehängt, sondern enthauptet werden sollten.

Am 22. Februar 1716 fand die traurige Execution statt. Auf Towerhill hatte man ein schwarzausgeschlagenes Schaffot errichtet. Doch

empfing der Henker statt dreier Opfer deren nur zwei. Der Gräfin von Nightisdale war es gelungen, ihren Gemahl am Tage zuvor in Frauenkleidern aus dem Tower entweichen zu lassen. Es existirt noch ein Brief von ihr an ihre Schwester, in welchem sie mit rührender Einfachheit die aufopfernde Handlung erzählt. Der Earl von Derventwater bestieg zuerst das Blutgerüst. Ruhig und gefaßt las er noch eine Erklärung ab, worin er seine unverbrüchliche Treue gegen das Haus Stuart bekannte, aber gleichzeitig versicherte, daß er im Falle der Gnade aus Dankbarkeit dem regierenden Königshause gehorsam gewesen sein würde. Ein Streich trennte das Haupt vom Rumpfe. Der Henker zeigte es dem Volke mit den Worten: „Seht das Haupt eines Verräthers! Hoch lebe König Georg!“ Den Titel eines Grafen von Derventwater erbte sein jüngerer Bruder. Auch er sollte einst für dieselbe Sache auf dem Schaffot enden.

Lord Kenmure litt mit derselben Fassung, wie sein Vorgänger, den tödtlichen Streich. Sein Schicksal war ein eben so trauriges gewesen. Er hatte erst am 12. October sich den Aufständischen angeschlossen. Außerdem war er Protestant. Dennoch wollte der König ihn nicht begnadigen. Zweimal mußte der Henker zuhauen, ehe der Kopf fiel.

Thomas Forster, welcher die Aufständischen in England befehligt hatte, entkam glücklich aus dem Gefängnisse von Newgate, wo man ihn unter Anklage des Hochverraths festgesetzt hatte (am 10. April).

Von den übrigen Theilnehmern niedrigeren Ranges an dem unglücklichen Aufstande saßen noch 500 in Chester-Castle und noch mehr in Liverpool und Carlisle. Von diesen wurden über Tausend nach den Colonien transportirt. Zweiundzwanzig wurden in Lancaster hingerichtet, fünf in Tyburn gehangen und geviertheilt. Fünf Officiere der englischen Armee, die zu den Aufrührern übergegangen, erschoß man als Deserteure. Vierzehn andere entflohen glücklich. So endete der erste unglückliche Versuch des Prätendenten, sich in Besitz seines Thrones zu setzen, in Strömen des edelsten Blutes. Tausende seiner Anhänger beschlossen in dem ungesunden heißen Klima der Colonien frühzeitig ihr Leben. Die glücklich Entkommenen starben im fremden Lande an gebrochenem Herzen.

Während dem war der Prinz selber wieder in Gravelingen gelandet. Wie alle kleinlichen Naturen, warf er die Schuld des Mißlingens seiner Unternehmung auf Andere.

Namentlich beklagte er sich, daß die französische Regierung ihn nicht unterstützt hätte. Bolingbroke schien ihm hier seine Interessen nicht kräftig genug vertreten zu haben. In St. Germain empfing ihn seine Mutter Maria von Modena in Thränen. Ihr Sohn, der rechtmäßige Erbe dreier Königreiche, kehrte abermals als heimathloser Flüchtling zu ihr zurück. Auch sie war erbittert über Bolingbroke. Er hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, sie aufzusuchen. Sie hatte dagegen erfahren, daß er über sie und ihren Sohn sich unehrerbietig geäußert habe. Seiner Maitresse gegenüber hatte er seinen Spott über „solche Könige und Königinnen“ nicht unterdrücken können. Gelder, die er erhalten hatte, um Waffen und Pulver zu kaufen, sollte er zum Unterhalt seiner Geliebten und in schwelgerischen Gelagen vergeudet haben. Statt die französische Regierung zur Unterstützung der Unternehmungen zu gewinnen, warf man ihm vor, daß er die jacobitischen Pläne bei fröhlichen Gastmählern gegen den englischen Gesandten ausgeplaudert habe.

Dieser Vorwurf war jedoch nur zum Theil begründet. Ludwig XIV. aber, welcher bis zuletzt Sympathie für die Stuarts gehabt hatte, war inzwischen gestorben. Sein Nachfolger, der Regent, wollte sich in keine Zwistigkeiten mit England einlassen. Er erkannte Georg I. sofort an und ging die Verpflichtung ein, den Prätendenten aus Frankreich zu entfernen.

Jacob erhielt nun die dringende Aufforderung, nach Lothringen zurückzukehren. Er wollte nicht gehorchen, um so weniger, als ihm in einem kleinen Hause im Walde von Boulogne süße Bande fesselten. Hier tröstete er sich in den Armen seiner Geliebten über das Mißlingen seiner Unternehmung und den verlorenen Thron.

Aber die Befehle, Frankreich zu verlassen, wurden wiederholt und er mußte sich endlich losreißen. Der Schmerz über diese Trennung war der härteste von allen.

Wieder war es Bolingbroke, in dem er die Ursache seiner Ausweisung sah. Seine Freundin theilte seine Erbitterung und veranlaßte ihn, aus ihrem Boudoir dem Minister ein kurzes, in hohem Tone abgefaßtes Schreiben zu übersenden. Darin kündigte er ihm an, daß man seiner Dienste nicht mehr bedürfe. Der Graf von Amiens nahm dem Herzog von Bolingbroke die Schlüssel ab, die dem Grafen von Mar übergeben wurden.

So traf den großen Staatsmann das Schicksal, in zwölf Monaten

zwei Mal aus dem Dienste erst des wirklichen und dann des legitimen Monarchen von England entlassen zu werden.

Der Prätendent beraubte sich damit in unglückseliger Verblendung der einzigen Kraft, die an den Höfen Europas in wirksamer Weise ihn hätte vertreten können.

Von Paris ging Jacob zunächst nach Avignon. Hier blieb er nur kurze Zeit und begab sich sodann nach Rom. Dort wurde er vom Pabste mit der größten Aufmerksamkeit und Achtung empfangen.

Der Umgebung des Prinzen konnte es aber nicht verborgen bleiben, daß er sich seit seiner unglücklichen Expedition nach Schottland immer mehr den Lockungen des weiblichen Geschlechts hingab. Seine Maitressen gewannen täglich größeren Einfluß auf ihn. Er hatte dieselbe Schwäche gegen Frauen-Schönheit, welche sein Onkel Carl II. gehabt hatte. Unglücklicherweise verband er damit die Bigotterie und die Verehrung für die starren Formen des katholischen Glaubens, welche seinen Vater ins Verderben gestürzt hatte.

Mit diesen Eigenschaften des Charakters konnte er sich wenig Hoffnung darauf machen, daß die Bevölkerung Englands ihn auf den Thron zurückrufen werde. Doch suchte er andere Mächte für seine Ansprüche zu interessiren.

Der König Carl XII. von Schweden war gegen Georg I. sehr erbittert, weil derselbe die Herzogthümer Bremen und Verden in Besitz genommen hatte und zwar durch Kauf von Dänemark, welches sie nur nach dem Rechte der Eroberung besaß.

Bei dem nordischen Könige fand der Prätendent daher ein geneigtes Ohr für seine Absichten. Durch den Grafen Goertz hatte Carl schon Allianz-Unterhandlungen mit seinem ehemaligen Gegner, Peter von Rußland, und dem spanischen Minister Alberoni angeknüpft. Carl selbst gedachte mit 1000 Schweden in Schottland zu landen, sich an die Spitze der Hochländer zu stellen und Georg I. vom Throne zu stürzen.

Aber diesen gewaltigen Plänen machte sein unerwarteter Tod in den Laufgräben von Friedrichshall 1718 ein plötzliches Ende. Der Minister Goertz endete auf dem Blutgerüst.

Der Cardinal Alberoni war nun noch der Einzige, von welchem Jacob eine Förderung seiner Ansprüche erwarten konnte. Dieser erklärte sich wirklich bereit, das Haus Stuart wieder in seine alten Rechte einzusetzen und lud den Prinzen ein, nach Spanien zu kommen.

Es gelang ihm, die Wachsamkeit der Agenten Georg I. zu täuschen und der englischen Mittelmeerflotte zu entkommen. Im März 1719 landete er glücklich in Rosas in Catalonien. Der spanische Hof empfing ihn mit den größten Ehrenbezeugungen und wies ihm eine prächtige Wohnung in dem Palast von Buen Retiro an. Philipp V. und seine Gemahlin statteten dem Prinzen mit derselben Grandezza ihren Besuch ab, wie sie für den Empfang gekrönter Häupter vorgeschrieben ist. Sein Einzug in die Hauptstadt war so glänzend, wie ihn nur der wirkliche Monarch von Großbritannien hätte halten können.

Die Unternehmung, welche ihn auf den Thron dieses Reiches setzen sollte, scheiterte aber auch in kläglicher Weise. Im Hafen von Cadix ward eine Flotte von fünf großen Kriegsschiffen und zwanzig Transportfahrzeugen versammelt, welche über 6000 Mann Truppen und Waffen für 30,000 Mann an Bord nahmen. Der Herzog von Ormond übernahm als General-Capitain den Oberbefehl. Fast alle die kühnen Führer des Aufstandes von 1715, welche sich glücklich gerettet hatten, schifften sich zu diesem neuen Kriegszuge ein. Aber auf der Höhe des Cap Finisterre brach ein gewaltiger Sturm los. Länger als 48 Stunden ras'te einer jener Orcane, welche das biscaische Meer so gefürchtet machen. Der größte Theil der Flotte mußte mit zerbrochenen Masten und zerrissenen Segeln in dem nächsten Hafen Schutz suchen. Nur zwei Fregatten, welche den Marquis Tullibardine, die Grafen von Marishal und Seaforth und 300 Mann an Bord hatten, erreichten glücklich den bestimmten Sammelplatz bei der Insel Lewis.

Der Graf von Seaforth rief nun einige Hundert von den ihm ergebenen Clanen der Mackenzies zu den Waffen. Damit setzte er nach dem Festlande über. Aber einschließlich der spanischen Hilfstruppen konnte er kaum 2000 Mann zusammenbringen, als schon der General Wightmann mit einer regulären Streitmacht von Inverneß her gegen ihn heranrückte, an die sich die Clane der Monroes und Rosses angeschlossen hatten. In dem Thale von Glenshiel stießen die beiden kleinen Heere auf einander.

Der Ausgang war zweifelhaft, aber die Insurgenten konnten sich nicht verhehlen, daß ihre Sache aussichtslos war. Die Hochländer lösten sich daher auf und kehrten in ihre heimathlichen Wildnisse zurück; die spanischen Truppen ergaben sich als Kriegsgefangene. Sie wurden

nach Edinburg gebracht, wo man sie mit großer Verwunderung und Aufmerksamkeit empfing. Der Earl von Seaforth ward bei Glenshiel schwer verwundet; doch gelang es ihm und den beiden andern Führern nach den westlichen Inseln zu entkommen. Von da gelangten sie in Verkleidung glücklich nach Spanien zurück.

Das ausschweifende Leben, dem der Prinz Jacob sich ergeben hatte, fing an, auf seinen Geist und Körper entnervend zu wirken. Seine Umgebung wünschte daher, ihn durch eheliche Bande an ein regelmäßiges häusliches Leben zu fesseln.

Die ersten Eröffnungen, die ihm in dieser Beziehung gemacht wurden, nahm er keineswegs mit Befriedigung auf. Erst, als er von der jungen liebenswürdigen Prinzessin Clementina Maria Sobieska und deren Schwärmerei für das unglückliche Fürstenhaus Stuart hörte, erklärte er sich zu einer Verbindung bereit. Der Ruf von ihrer großen Mitgift von 35 Millionen Franken mag aber eben so sehr, wie die Erzählung von ihren persönlichen Vorzügen ihn zu diesem Entschlusse bestimmt haben. Die junge Fürstin war eine Großtochter jenes berühmten Königs, Johann Sobiesky von Polen, dessen Heldenmuth Wien von der Belagerung der Türken befreit hatte. Sie war geboren am 17. Juli 1702. Als Kind schon hatte sie ihr Interesse für die vertriebene englische Königsfamilie bei jeder Gelegenheit so lebhaft zu erkennen gegeben, daß ihre Spielgefährtinnen sie im Scherz immer Königin von England nannten. Nun war sie zu einer reizenden, liebenswürdigen Jungfrau von 17 Jahren herangewachsen, als der Prätendent mit der Bewerbung um ihre Hand hervortrat (1718).

Mit der Ausführung des delicaten Auftrages hatte er den Mr. Charles Wogan, einen jungen Irländer, beauftragt. Dieser entledigte sich seiner Sendung mit vielem Geschick. Er wußte, daß die englische Regierung das größte Interesse daran hatte, daß die Heirath nicht zu Stande käme. Um also kein Aufsehen zu erregen, besuchte er zuerst verschiedene kleine deutsche Höfe, an denen er anscheinend nur seines Vergnügens wegen verweilte. So gelangte er unbemerkt nach Schlesien, wo die Prinzessin auf dem Schlosse ihres Vaters sich aufhielt. Er wußte einen glücklichen Augenblick abzupassen, wo er mit ihr allein war. Dann trat er mit seinem Antrage hervor. Er bot der Ueberraschten die Kronen von Großbritannien und Irland, die zwar erst erobert werden mußten, an. Mit dem Enthusiasmus ihres Geschlechts, ihres Alters und ihres Stammes ging die junge Fürstin auf den Vor-

schlag ein. Sie sah in der romantischen Verbindung die Erfüllung aller ihrer geheimen Mädchenwünsche. Auch ihre Eltern waren von der Aussicht geblendet, daß ihre Tochter dermaleinst den Thron Großbritanniens besteigen würde, und gaben gern ihre Zustimmung.

Die besonderen Umstände machten es nöthig, daß die junge Braut zu ihrem Verlobten sich begab, um sich mit ihm ehelich zu verbinden. Mit den unumgänglichen Vorbereitungen zur Reise und zur Hochzeit verging aber so viel Zeit, daß die Verlobung zur Kenntniß des britischen Gesandten in Wien kam. Der König von England mußte wünschen, daß der Prätendent unvermählt bliebe und mit ihm das Geschlecht der Stuarts ausstürbe. Die österreichische Regierung hatte aber zu der Zeit Veranlassung, sich England gefällig zu zeigen, weil sie dessen Unterstützung für ihre Ansprüche auf Sicilien wünschte. Sie erklärte sich deshalb bereit, die Prinzessin gefangen zu setzen, wenn sie das kaiserliche Gebiet passirte.

Der Sohn des Kaisers, dessen Thron der Polen-König einst beschützt hatte, ließ die Enkelin seines Retters wirklich in Innsbruck festnehmen und in ein Kloster bringen.

Während dem wartete der Prinz Jacob in Bologna sehnsüchtig auf die Ankunft seiner verlobten Braut. Statt ihrer kam endlich Wogan und berichtete, wie es auf der Reise ergangen. Es war klar, daß Vorstellungen am Wiener Hofe keinen Erfolg haben würden. Man mußte also versuchen, die Unglückliche mit List aus ihrer Haft zu befreien. Auch dieser Aufgabe unterzog sich Wogan mit großer Aufopferung.

Er kehrte nach Innsbruck zurück, nachdem er sich von dem österreichischen Gesandten einen Paß mit falschem Namen zu verschaffen gewußt hatte. Dort zog er einen Irländer, Major Misset, und dessen Frau ins Vertrauen. Es gelang, eine Dienerin dieser Personen ohne Aufsehen zu erregen, ins Kloster zu bringen. Mit ihr tauschte die Prinzessin die Kleider und entkam so unbemerkt glücklich aus dem Thore.

Hier erwarteten sie die Verbündeten. Durch den falschen Paß, welcher auf Graf und Gräfin Cirmes mit Bruder und Schwester lautete, nothdürftig vor Nachforschungen geschützt, traten die vier Flüchtlinge in einer kalten, stürmischen Winternacht ihre Reise an. Die junge Prinzessin ertrug alle Mühen und Entbehrungen dieser Fahrt über den eisigen Brenner-Paß mit dem Enthusiasmus und dem leichten Sinn der Jugend. Ihre Flucht blieb so lange unentdeckt, bis eine

Verfolgung fruchtlos war und am 2. Mai 1719 kam sie glücklich in Bologna an.

Mittlerweile hatte sich Jacob, wie bereits erzählt, nach Spanien begeben. Die Vermählung mußte also nach der damals noch üblichen Sitte, durch Procuration vollzogen werden. Die Fürstin war außer sich über diese zweite Enttäuschung; sie wollte nun endlich ihren künftigen Gemahl sehen. Mit Mühe konnte sie abgehalten werden, ihm nach Madrid zu folgen und die königlichen Ehren zu theilen, die er dort genoß.

Endlich, nachdem auch dort seine Hoffnungen in grausamster Weise getäuscht waren, kehrte dieser nach Italien zurück.

Die Hochzeit wurde dann mit großer Feierlichkeit und allen Formen vollzogen, wie sie bei regierenden Fürstenhäusern üblich sind. Der Prinz war von seiner jungen Gemahlin entzückt. Es folgten nun einige Jahre ungetrübten häuslichen Glückes, während welcher das junge Paar meistens in Rom lebte.

Dort wurde demselben am 20. December 1720 ein Sohn geboren, welcher die Namen Carl Eduard Louis Philipp Casimir erhielt. Vier Jahre später, am 26. März 1725, kam ein zweiter Prinz zur Welt, der nachherige Cardinal von York, Heinrich Benedict Clement Maria, der Letzte des Geschlechts der Stuarts.

Vor dessen Geburt war es aber schon offenbar geworden, daß zwischen dem jungen Ehepaar nicht Alles so war, wie es sein sollte. Der Graf von Mar, der nach der Entlassung Bolingbrokes die Geschäfte eines ersten Ministers Jacobs besorgt hatte, war in Ungnade gefallen. Er hatte mit seiner Gemahlin schon im Jahre 1721 den Hof verlassen müssen. An dessen Stelle war ein Mr. Hay getreten, welcher hinsichtlich seiner Befähigung so weit unter dem Grafen von Mar stand, wie dieser selbst dem Herzog von Bolingbroke untergeordnet war. Eine politische Thätigkeit verstand er nicht zu entfalten. Allmählig wurde der ganze Hof ein Schauplatz der kleinlichsten und ekelhaftesten Intriguen. Eine Persönlichkeit suchte die andere in der Gunst des Prinzen zu verdrängen. Nur einmal noch trat dieser mit einem Schriftstück an die Oeffentlichkeit. Im Jahre 1722 erließ er nämlich ein Manifest an „seine vielgeliebten Unterthanen“, worin er Georg I. alles Ernstes auffordert, abzudanken und ihm die Krone abzutreten. Dagegen verspricht er Allen, die ihm huldigen wollen, im Voraus seine „königliche“ Verzeihung für die Vergangenheit.

Hay war zur Zeit der Königin Anna Oberst bei den schottischen Garden gewesen und durch den Grafen von Mar selbst in die Nähe des Prätendenten gebracht. Er war mit der Tochter des Lord Viscount Stormont in Schottland verheirathet, einer schönen Frau. Jacob faßte zu derselben eine heftige Neigung. Ihr heißes Temperament, noch mehr aber ihr Ehrgeiz, veranlaßten sie, seinen Anträgen Gehör zu geben. Nun wurde ihr Einfluß auf den Prinzen bald unbeschränkt. Ihr Mann ward erster Minister; ohne ihn konnte Niemand zu dem Prinzen gelangen. Sie selbst wurde erste Ehrendame bei der Prinzessin.

Diese unglückliche Frau bemerkte gar bald, was ihre Oberhofmeisterin in Wirklichkeit war. Ihre Eifersucht wurde rege, umsomehr, da sie sah, daß sie an einem Hofe, wo sie die erste Stelle beanspruchen konnte, so gut wie gar keinen Einfluß hatte.

Monate lang sprach sie mit ihrem Gemahl kein Wort. Der Zustand wurde allmählig unerträglich. Sie sah, daß directe Bitten ihre Nebenbuhlerin nicht von ihrem Gatten entfernen würden. Sie nahm also ihre Zuflucht zur List. Auf ihre Anregung ernannte Jacob den Mr. Hay zum Grafen von Inverneß; die neue Gräfin aber wurde mit einer vertraulichen Mission nach Schottland geschickt, um die Angelegenheiten des Prätendenten dort zu betreiben. Man hoffte, sie auf lange Zeit entfernt zu haben. Sie reiste über Frankreich und England ab. Die großbritannische Regierung hatte davon aber frühzeitig Kenntniß erhalten und bei ihrer Ankunft in Dover ward sie verhaftet und in Newgate gefangen gesetzt.

Indessen sehr bald bekam sie ihre Freiheit wieder und kehrte nach Rom zurück. Der Prinz empfing sie zwar mit den größten Gunstbezeugungen, aber sie bemerkte bald, daß in ihrer Abwesenheit sich Vieles geändert hatte. Madame Sheldon, die Erzieherin des Prinzen Carl Eduard, hatte sich die besondere Freundschaft der unglücklichen Clementine erworben. Auch in den Beziehungen zu ihrem Gatten war, namentlich seit der Geburt des Prinzen Heinrich, eine erfreuliche Besserung eingetreten. Umsomehr mußte die Gräfin fürchten, daß durch Verwendung der Madame Sheldon schließlich eine vollständige Aussöhnung zwischen den Ehegatten zu Stande kommen könnte. Das wußte sie zu verhindern. Der Prätendent erklärte plötzlich, sein Sohn, welcher nun sein fünftes Jahr zurückgelegt hatte, sei zu alt, um von Frauen erzogen zu werden. Er ernannte deßhalb den Bruder der Gräfin

von Inverneß, einen Mr. Murray, zu seinem Gouverneur und zugleich zum Lord Dunbar.

Dessen Ankunft brachte die Prinzessin Clementine zur Verzweiflung. Sie erklärte, sie werde sich in ein Kloster zurückziehen, wenn die Ernennung nicht zurückgenommen würde. Ihr Gemahl war aber ganz in den Händen seiner Günstlinge und verweigerte die Bitte. Die unglückliche Frau führte ihren Entschluß wirklich aus. Im November 1725 verließ sie das Haus ihres Gemahls und zog sich in das Nonnenkloster St. Cecilia in Rom zurück.

Man hat fälschlich gesagt, daß die Prinzessin deshalb so gegen die Ernennung des Lord Dunbar eingenommen gewesen sei, weil er Protestant war. Indeß ist es jetzt zweifellos, daß allein Eifersucht die Ursache dieses Schrittes war und daß sie ihn nur that, weil er der Bruder der Mrs. Hay war. Auf alle Anhänger der Stuarts machte er aber den peinlichsten Eindruck, weil nur wenige Eingeweihte den wahren Sachverhalt wußten.

Einige von diesen Eingeweihten behaupteten aber sogar, daß der Prinz außer seiner neuen Geliebten, auch noch mit anderen Frauenzimmern gemeineren Schlages Umgang hätte, so daß nicht nur seine Gesundheit, sondern auch die seiner Gattin in steter Gefahr wäre.

Die unglückliche Clementine blieb trotz aller Bitten ihrem Vorsatze getreu.

Mit ihrem Gatten ging es jetzt immer mehr abwärts. Die Trennung von seiner liebenswürdigen Frau hatte in Rom ein so unangenehmes Aufsehen gemacht, daß er die Stadt verlassen mußte. Er lebte von nun an abwechselnd in Bologna und Florenz.

Für die vielen enttäuschten Hoffnungen auf den Thron, für das verlorene Familienglück suchte er Trost in einem sittenlosen Lebenswandel und frömmelnder Beobachtung der strengen Regeln der katholischen Kirche. Seine geschlechtlichen Ausschweifungen untergruben allmählig seinen Körper und Geist vollständig. Er wurde immer hagerer und unbeholfener. Sein Gesicht war nie schön gewesen, in seinen späteren Jahren glich es aber ganz dem Jacobs II. und hatte fast immer einen tief melancholischen Ausdruck. Wenn er lächelte und betete — das letztere that er häufiger — sah er beinahe aus wie ein Blödsinniger. Lange Zeit führte er ein unstätes Leben. Seine Anhänger versuchten vergeblich, ihn mit seiner Gemahlin auszusöhnen. Beide weigerten sich hartnäckig, darauf einzugehen. Es

vergingen zwanzig Jahre, während welcher der Lord Dunbar längst in seiner Eigenschaft als Erzieher des Prinzen Carl Eduard durch den katholischen Mr. Sheridan ersetzt war. Endlich drohte der Pabst, dem Prinzen die jährliche sehr bedeutende Pension zu entziehen, welche er von ihm bezog. Das half. Lord und Lady Inverneß wurden nun aus der Umgebung des Prinzen entfernt und zwischen den Ehegatten kam eine, allerdings nur äußerliche Versöhnung zu Stande.

Das Verhältniß zwischen beiden blieb bis zu ihrem Tode ein fremdes. Die unglückliche, einst so schöne und hochherzige Clementine hatte in ihren Erwartungen und Hoffnungen solchen Schiffbruch gelitten, daß sie nie wieder lebensfroh werden konnte. Sie suchte in den Tröstungen der Kirche Ersatz. Das war das einzige Gefühl, welches sie mit ihrem Gemahl theilte. Sie starb 1765.

Das Leben des Prätendenten und seine ganze Persönlichkeit konnte seine Anhänger in England nur mit der tiefsten Betrübniß erfüllen. Sie sahen ein, daß er nicht im Stande war, ihre Wünsche zu erfüllen, daß er längst nicht mehr fähig war, überhaupt einen Entschluß zu fassen. Umsomehr wandten sie ihre Hoffnungen seinen beiden Söhnen zu. Diese wuchsen allmählig zu Jünglingen heran. Alle, die sie sahen, wurden durch die Liebenswürdigkeit ihres Aeußern, durch ihre Lebhaftigkeit und das Feuer ihres Geistes bezaubert.

Der hochherzige Sinn des jungen Prinzen Carl Eduard insbesondere erweckte in Allen, die mit ihm in Berührung kamen, die lebhaftesten Sympathieen. Als nun, nach zwanzigjährigem Frieden, England wieder in auswärtige Kriege verwickelt wurde, sahen alle Jacobiten mit Sehnsucht auf diesen letzten Abkömmling ihres alten Königsgeschlechts.

Um das Jahr 1740 knüpften sie mit ihm geheime Verbindungen an. Sie planten schon damals eine neue Erhebung Schottlands und luden den Prinzen ein, sich an ihre Spitze zu stellen. Die allgemeine Verstimmung, welche zu der Zeit über die Regierung Georgs II. in England herrschte, bot glänzende Aussichten des Erfolges.

Auf die Zustände in Großbritannien in dieser Periode müssen wir deßhalb einen kurzen Blick werfen.

Zweites Kapitel.

Nach der blutigen Niederwerfung der Aufstände in dem schottischen Hochlande in den Jahren 1715 und 1719 genoß England während zwanzig Jahren eines ungetrübten Friedens. Auswärtige Verwickelungen drohten nicht mehr, seit Ludwig XIV. gestorben war. Sein Nachfolger war ein unmündiges Kind und regierte unter der Vormundschaft des berüchtigten Regenten Philipp von Orleans. Frankreichs Hilfsquellen waren durch die unaufhörlichen Kriege des großen Königs nahezu erschöpft. Sein Nachfolger konnte sich glücklich preisen, wenn man ihm Zeit ließ, im Frieden den Theil der Machtfülle Frankreichs zu bewahren und zu befestigen, der noch geblieben war. Der Regent war also gern bereit, mit England einen Freundschafts-Vertrag abzuschließen. Frankreich verpflichtete sich darin, die Thronfolge-Ordnung anzuerkennen und den Prätendenten auszuweisen. Wie bereits erzählt, mußte dieser erst nach Avignon, dann nach Rom flüchten.

Der Kampf der großen Parteien im Innern Englands war zu Ende. Die Whigs beherrschten unumschränkt den von ihnen berufenen Monarchen, das Parlament und das Land.

Die Jacobiten und die Tories durften sich nicht mehr öffentlich zeigen. Sie verschwanden aus dem Parlamente und vom Hofe. Sie saßen grollend auf ihren Landsitzen. Nur ganz im Geheimen tranken sie in den Hallen ihrer Schlösser auf die Gesundheit des Königs „jenseits des Wassers“.

Bolingbroke, ihr Führer, war des Hochverraths angeklagt, eingekerkert, und nach dem Continent geflohen.

Sein Schicksal theilten die begabtesten und einflußreichsten Männer der Tory-Partei. Der Rest war ohne Einigkeit und konnte auf den Gang der politischen und parlamentarischen Kämpfe keinen Einfluß üben.

Die Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben war die einzige Eigenschaft, welche die beiden ersten George dem englischen Volke empfehlen konnte.

Sie waren beide schon im reiferen Mannesalter, als sie vom Festland herüberkamen. Die englische Sprache verstanden sie nur sehr unvollständig. Georg I. verhandelte mit seinem ersten Minister sogar nur lateinisch. Beide hatten ein viel größeres Interesse für ihr kleines deutsches Kurfürstenthum, wie für ihr großes Königreich. Wenn es die Jahreszeit irgend erlaubte, kehrten sie auf Wochen, selbst auf Monate nach ihrem geliebten Herrenhausen zurück. In Hannover herrschten sie in patriarchalischer Weise über ihre Unterthanen. Kein Parlament, kein Ministerium hemmte ihre Schritte. Dem deutschen Kaiser leisteten sie als Kurfürsten des Reichs unbedingte Heeresfolge. Sonst hatten sie auf Niemand Rücksicht zu nehmen.

Die Beschränkungen, welche die englische Verfassung ihnen dagegen auferlegte, mußten ihnen um so drückender erscheinen, da sie dieselbe nur unvollständig kannten. Die Unterwerfung unter die Beschlüsse des Parlaments war ihnen ein unerhörter Zwang.

Eine Militärmacht stand ihnen nicht zur Verfügung. Sie suchten also durch Erwerbung reicher Geldmittel sich eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Diese konnte ihnen aber wieder nur das Parlament bewilligen. Sie mußten mit wiederholten Geldforderungen diesem gegenüber hervortreten. Dadurch setzten sie sich dem Argwohn aus, daß sie die Herrschaft über Großbritannien im Wesentlichen nur als eine lucrative Geldquelle betrachteten.

Auch hatte ihr Aeußeres und ihre Formen Nichts von der herablassenden Leutseligkeit, mit der einst Carl II. seine Unterthanen entzückte. Ihre untersetzten kräftigen Gestalten glichen denen wohlhabender Gutsbesitzer aus dem nördlichen Deutschland.

Ihr Familienleben war kein musterhaftes. Die Nachahmung der Sitten des französischen Hofes veranlaßte sie, ihren Gemahlinnen gegenüber die Bewahrung der ehelichen Treue für unnöthig zu halten. Ihre Umgebung ahmte dies Beispiel nach und der englische Hof konnte zur Zeit der ersten George mit dem der Stuarts an Sittenlosigkeit wetteifern. Aber die französische Leichtlebigkeit und Grazie, welche in der Umgebung Carls II. die Laster wenigstens mit einem glänzenden Deckmantel bekleidet hatte, suchte man jetzt vergebens. Cynismus und Rohheit zeigten sich unverhüllt.

Erst Georg III. gab durch ein tadelloses Familienleben seinen Unterthanen ein besseres Beispiel.

Es ist für eine neue Dynastie stets schwer gewesen, sich auf dem gewonnenen Throne zu behaupten. In Frankreich, welches bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts die Bourbonen vertrieb, haben weder die Napoleoniden noch die Orleans bis jetzt sich auf dem Throne dauernd befestigen können. In Spanien ist eben erst der Versuch, an die Stelle der Bourbonen das Haus Savoyen zu setzen, gänzlich mißglückt. Um so mehr ist es auffallend, daß die hannoversche Dynastie sich unter den berührten Verhältnissen, ohne bedeutende innere Erschütterungen ruhig auf dem Throne Großbritanniens hat behaupten können.

Mit dem Regierungsantritt Georg I. schließt vielmehr die lange Periode der Staatsumwälzungen ab. Das aufgeregte Treiben der Parteien verlief sich allmählig in dem ruhigen Fahrwasser parlamentarischer Discussionen. Zum Theil kam das davon, daß die einst mächtige Torypartei gänzlich zu Boden lag. Kämpfe zwischen Whigs und Tories gab es nicht mehr. Nur zwischen Whigs und Whigs erhoben sich noch Meinungsverschiedenheiten in Beziehung auf untergeordnete Dinge. Ueber die Ausschließung der katholischen Stuarts waren sie Alle einig.

Das hauptsächlichste Verdienst um die Befestigung der hannoverschen Dynastie hat aber ein Mann, der Minister Sir Robert Walpole. Sein Charakter und seine Talente befähigten ihn vorzüglich, sowohl die äußeren wie die inneren Angelegenheiten des Königreichs aus dem wechselvollen Treiben der letzten Zeit in einen ruhigen und regelmäßigen Gang zu bringen.

Die zwanzig Jahre, während welcher er England eigentlich allein beherrschte, sind arm an bedeutenden Ereignissen. Aber als er von dem Schauplatz öffentlicher Thätigkeit abtrat, hatte sich das englische Volk an die hannoverschen Fürsten mit ihren Tugenden und Fehlern gewöhnt und sah ihre Herrschaft wie eine unabänderliche an. Die Stuarts waren so gut wie vergessen. Erst die Mißregierung der folgenden Periode konnte ihr Andenken von Neuem beleben.

Robert Walpole war geboren den 26. August 1676. Seine politische Thätigkeit begann er in dem ersten Parlamente der Königin Anna. Im Jahre 1708 wurde er in dem großen Whig-Ministerium Marlborough-Godolphin zum Kriegs-Secretär ernannt, 1710 zum Schatzmeister der Flotte. Dann kam der Sturz der Whigs. Walpole, von dem neuen Hause der Abgeordneten angeklagt und gewisser Unred-

lichkeiten in seiner Amtsführung schuldig befunden, ward aus dem Parlament ausgestoßen und in den Tower gesetzt. Mit der Thronbesteigung Georg I. wandte sich abermals das Blatt. Die Tories machten nach kurzer Zeit der Herrschaft wieder den Whigs Platz.

Walpole wurde seiner Haft entlassen und zum Kriegszahlmeister ernannt. Als dann sein Schwager Lord Townsend von dem neuen Könige zum Staats-Secretär und ersten Minister berufen wurde, machte er ihn zum ersten Schatzmeister und Staats-Kanzler (Oct. 1715).

Dies Ministerium wurde aber schon im April 1717 durch Lord Sunderland gestürzt. Walpole schloß sich in Folge dessen der Oppositionspartei an. Während dieser Zeit wurde die berüchtigte Süd-See-Akte dem Parlamente vorgelegt und angenommen. Walpole widersetzte sich der Annahme mit aller Macht, wie er sich allen Regierungsvorlagen widersetzte.

Dann kam eine Zeit des Schwindels, ähnlich wie wir sie in unseren Tagen erlebt haben. Auf die Süd-See-Actiengesellschaft folgten andere Unternehmungen, eine Gesellschaft zur Anschaffung spanischer Esel, eine Perücken-Anfertigungs-Compagnie, eine Gesellschaft, um Quecksilber zu einem festen Metall zu machen u. s. w. Männer aller Stände drängten sich, um Actien zu kaufen. Die Sucht, ohne Mühe rasch reich zu werden, wurde allgemein. Die Süd-See-Actien stiegen auf 1100 Procent. Die Direction votirte eine Dividende von 50 Procent.

Der große Krach machte diesem Schwindel ein plötzliches Ende, und Tausende von Familien waren mit einem Male an den Bettelstab gebracht. Ein Schrei der allgemeinsten Entrüstung brach los. Gegen das Ministerium, welches ein derartiges freventliches Treiben begünstigt hatte, richteten sich nun die stürmischen Anklagen des Volkes.

Das Parlament kam zusammen. Es erhoben sich Stimmen für die gewaltsamsten Maßregeln. Man wollte die Directoren der Actiengesellschaften in Säcke einnähen und in die Themse werfen.

Auf Walpole, der den Actienschwindel von vornherein öffentlich verdammt hatte, obgleich er im Stillen durch eigene Betheiligung selbst sich viel Geld erworben hatte, richteten sich nun Aller Blicke.

Sunderland selbst, um den allgemeinen Sturm von sich abzulenken, berief ihn zu einer Commission, die über die Unrechtlichkeiten der Süd-See-Gesellschaft zu Gericht sitzen sollte.

Die Untersuchung ergab aber, daß der erste Minister in diese schmutzige Angelegenheit tiefer verwickelt war, als es sich mit seinem hohen Amte vertrug. Er mußte abtreten und beschloß einige Monate nach seinem Abgange auf seinem Landsitze sein wechselvolles Leben.

Sir Robert Walpole wurde nun Staats-Kanzler, erster Schatzmeister und erster Minister (April 1721) und blieb es bis zum Jahr 1742 ohne Unterbrechung. In seinem Cabinet waren Lord Townsend und Lord Carteret Staats-Secretäre. Mr. Pulteney, das bedeutendste Mitglied der Whig-Partei, hatte stets das Geschick Walpoles getheilt. Dennoch konnte sich dieser nicht entschließen, ihn in sein Ministerium aufzunehmen. Er fürchtete dessen aufstrebenden Ehrgeiz. Aus dem beseitigten Anhänger wurde nun ein furchtbarer Gegner und der gewaltigste Führer der Opposition, den das englische Unterhaus je gehabt hat. Schon bei dieser Gelegenheit trat die ungemessene Herrschsucht Walpoles hervor. Sie sollte sich bald noch unverhüllter zeigen.

Carteret war der einzige Minister, der mit dem Könige in deutscher Sprache verhandeln konnte. Trotz seiner zahlreichen und politischen Kenntnisse war er ein Freund des heitern Lebensgenusses und ein gesuchter Gesellschafter. Dabei war er ein gewandter, ja selbst ein glänzender Parlamentsredner. Er kannte, wie kein Zweiter, die politische Lage der europäischen Staaten.

Die Gefahr, daß er einen überwiegenden Einfluß auf Georg I. gewinnen könnte, lag nahe. Er mußte weichen (1724).

Pulteney, der wieder gehofft hatte, die Stelle zu erhalten, wurde um so mehr erbittert, da statt seiner der ganz unfähige Herzog von Newcastle in das Ministerium berufen wurde.

In den ersten Jahren der Walpole'schen Verwaltung bestand im Parlament so gut wie gar keine Opposition. Die ganze Partei der Whigs war in eine compakte Masse vereinigt. Die Tories waren an Zahl und Einfluß ganz unbedeutend.

Der König überließ seinem ersten Minister die englischen Regierungssorgen fast gänzlich. Er war zufrieden, daß Walpole seine wiederholten Geldforderungen im Parlament mit Erfolg vertrat. Alljährlich mußte ihn die englische Flotte über das Meer transportiren, damit er sein geliebtes Herrenhausen besuchen konnte. Er hatte, wie Macauley sagt, eigentlich nur Leidenschaft für Punsch und dicke Frauenzimmer.

Das Verhältniß zwischen dem Könige und dem Prinzen von Wales

war ein immer unfreundlicheres geworden. Zur Zeit des Ministeriums Sunderland hatten die Mitglieder der Opposition eine Zeit lang sogar daran gedacht, ihn zu ihrem Führer zu machen. Walpole war dagegen. Er meinte, die Prinzessin Caroline, seine Gemahlin, würde Alles verrathen. Sie erfuhr dies, und warf ihren besonderen Haß um so mehr auf Walpole, da man ihr hinterbrachte, daß er sie in seiner plumpen Weise „die feiste Bestie" genannt habe. Dies Gefühl konnte sich nicht ändern, als Walpole erster Minister wurde. Manche Zwischenfälle führten vielmehr noch Verschärfung der Mißstimmung zwischen Vater und Sohn herbei. Endlich verursachte ein unglückliches Ereigniß einen vollständigen Bruch.

Der Prinz wünschte, daß Georg I. und dessen Bruder, der Herzog York, bei der Taufe seines zweiten, am 15. April 1721 geborenen Sohnes*) Pathenstelle vertreten sollten. Der König ernannte aber eigenmächtiger Weise den seinem Sohne besonders verhaßten Herzog von Newcastle zum Pathen. Der Prinz war außer sich vor Wuth. Unmittelbar nach der Taufhandlung stürzte er schimpfend auf den unglücklichen Herzog los. Am Fuße des Bettes, in dem seine Gemahlin noch lag, bedrohte er ihn mit erhobener Hand. Die Anwesenden verhinderten mit Mühe das Aeußerste. Der König war aber über die Scene so aufgebracht, daß er seinen Sohn gefangen nehmen ließ.

Der Arrest wurde zwar bald wieder aufgehoben. Der Prinz und die Prinzessin mußten aber den St. Jamespalast verlassen.

Eine vollständige Aussöhnung kam nie wieder zu Stande. Der Prinz übertrug einen großen Theil seines Hasses auf die Minister seines Vaters. Es war allgemein bekannt, daß er Walpole einen „großen Schuft", den Herzog von Newcastle einen „impertinenten Narren" und den Lord Townsend einen „cholerischen Dummkopf" nannte.

Als nun Georg I. auf seiner Reise nach Hannover am Dienstag den 11. Juni 1727 in Osnabrück plötzlich starb, schien deshalb schon ein Ministerwechsel unausbleiblich. Sir Robert Walpole erhielt die Nachricht von dem Tode seines Monarchen schon am nächsten Tage, den 12. Juni Nachmittags, auf seiner Villa in Chelsea. Er begab sich sofort nach Richmond, wo sich der Prinz und die Prinzessin von Wales aufhielten. Der Empfang, welchen er hier fand, bewies, daß

*) Es war dieses der nachherige William, Herzog von Cumberland.

der neue König*) seine Dienste nicht ferner zu bedürfen glaubte. Er wies ihn an, sich nach Chiswick zu Sir Spencer Compton zu begeben und dessen Anordnungen in Empfang zu nehmen.

Compton war zu der Zeit Sprecher des Hauses der Gemeinen, Schatzmeister des Prinzen und Zahlmeister der Armee. Er war von der Botschaft Walpoles überrascht. Ihm fehlte aber die Entschlossenheit, den Ministerposten sofort anzunehmen. Er überredete Walpole zunächst, ihm bei der Abfassung der Proclamation des Regierungswechsels behilflich zu sein. Dann bat er ihn, im Parlamente noch die Vorlage wegen der Civilliste des neuen Königs zu vertreten.

Die Höflinge hielten den Sturz der alten Minister für unvermeidlich. Wenn Walpole durch die Zimmer des Palastes ging, wo sich früher Alles vor ihm zur Erde neigte, zogen sich die Anwesenden kühl vor ihm zurück. Alle, die von der neuen Regierung Stellen und Beförderung hofften, wandten sich dem neu aufgehenden Gestirne zu. Doch Sir Spencer wußte den Moment nicht zu benutzen. Die Gewalt, die er schon in Händen zu haben glaubte, entschlüpfte ihm. Walpole dagegen hatte mit seinem scharfen Blick die wirkliche Lage der Dinge sofort erkannt. Er sah, daß die Königin Caroline**) den König beherrschte, obgleich er sie in Gegenwart Anderer häufig hart anfuhr und ihr zu widersprechen liebte. Daß die Königin aber ein reiches Einkommen über Alles schätzte, wußte Walpole gleichfalls. Er versprach ihr die Bewilligung einer Civilliste von 100,000 Pfd. Sterling durch das Parlament. Dies war fast das Doppelte von dem, was eine Königin von England jemals besessen. Sie verzieh gern die frühere Beleidigung, als das Parlament wirklich mit großer Majorität die Forderung bewilligte und auch ihrem Gemahl bedeutend mehr zusprach, wie seine Vorgänger gehabt hatten.

Mit den Verhandlungen war einige Zeit vergangen. Eine ruhige Ueberlegung griff Platz. Die Königin sah ein, daß Walpole alle Ursache hatte, ihre Interessen zu vertreten. Für das, was er soeben

*) Georg II. ar am 30. October 1683 in Hannover geboren. Nach der Festsetzung der protestantischen Thronfolge-Ordnung machte man ihn am 9. November 1706 zum Pair von England und Herzog von Cambridge. Bei der Thronbesteigung seines Vaters kam er, 31 Jahr alt, zum ersten Mal nach England und ward zum Prinzen von Wales ernannt. Als er die Regierung antrat, stand er im 43. Lebensjahre.

**) Sie war eine geborene Prinzessin von Ansbach.

für sie gethan, war sie dankbar. Seine ungewöhnliche Begabung für parlamentarische und staatsmännische Thätigkeit sprach zu seinem Gunsten. Von einem neuen Minister war dagegen stets zu fürchten, daß er seine hohe Stellung zur Erwerbung eines großen Privatvermögens ausnutzen werde. In der Beziehung war Walpole schon befriedigt. Seine einzige Leidenschaft war die, zu herrschen. Das konnte er, wenn er den Wünschen des Monarchen stets entgegen kam. Des Parlaments war er und damit der König sicher.

So geschah das Unerwartete. Das alte Ministerium Georgs I. blieb im Amte. Nur einige untergeordnete Persönlichkeiten wurden entlassen. Sir Spencer Compton wurde zum Peer gemacht und verschwand für immer von der politischen Schaubühne.

Das Einvernehmen zwischen der Königin und Sir Robert Walpole blieb bis zum Tode derselben ein vollständiges.

Der König wurde von den Beiden beherrscht, ohne daß er selbst es wußte. Die verschiedensten Versuche, auf anderem Wege Einfluß auf ihn zu gewinnen, schlugen fehl. Einige Mitglieder der hohen Aristokratie bewarben sich um die Gunst der Mrs. Howard, der Maitresse des Königs. Erst zu spät bemerkten sie, daß diese unglückliche Frau ihrem Liebhaber gar kein tieferes Interesse einflößte, obgleich er regelmäßig vier Stunden täglich bei ihr zubrachte. Sie selbst fühlte das Entwürdigende einer Lage, die ihr den Anschein einer Herrin gab, während sie nur die unterthänige Dienerin sein durfte. Aber der Anschein hatte doch so viel Reiz für sie, daß sie ihre Stellung nicht aufgeben mochte, um so mehr, da sie in pecuniärer Hinsicht einträglich war. Die Königin dagegen duldete, im Bewußtsein ihrer überlegenen Gewalt über ihren Gemahl, dessen äußerliche Untreue. Sie nahm seine Neigung zu außerehelichen Liebschaften als etwas Unabänderliches hin, das der allgemeinen Sitte der damaligen Höfe entsprach. Eifersucht zeigte sie nie; sie war im Gegentheil die Vertraute seiner Liebesabenteuer. Mrs. Howard war, als Georg II. zur Regierung kam, schon 40 Jahr alt und ziemlich taub. Dies Alter ist zwar nicht mehr geeignet, neue Verehrer zu fesseln; aber vielleicht ist Niemand besser wie eine Dame in diesen Jahren geeignet, alte Eroberungen zu bewahren. Die Königin hatte durchaus kein Interesse, die Beziehungen derselben zu ihrem Gemahl zu stören. Sie wußte, daß dieser ohne Geliebte nicht leben mochte und konnte, und die Gefahr lag nahe, daß

eine neue Maitresse außer seiner sinnlichen Neigung auch sein Vertrauen gewinnen könnte.

Nur einmal hatte sie in dieser Beziehung ernstliche Besorgnisse. Bei seinem Aufenthalte in Herrenhausen im Jahre 1735 lernte der König die junge schöne Frau von Wallmoden kennen. Er schrieb in Briefen von 40 — 50 Seiten seiner Gemahlin aufs Genaueste die Fortschritte seiner Bemühungen um dieselbe und seine Erfolge. Caroline hütete sich aber wohl, Eifersucht zu zeigen. Im Gegentheil, sie munterte ihn auf, die junge schöne Frau zu erobern, da sie selbst häßlich sei. Als aber der König ungewöhnlich lange auf dem Festlande sich aufhielt, fing sie an zu fürchten, daß die neue Favorite einen tieferen Eindruck gemacht haben könnte. Schon begannen die Höflinge, an eine Abnahme ihres allmächtigen Einflusses zu glauben. Da beruhigte sie ein neuer Brief ihres Gemahls vollständig. Er hatte erfahren, daß der Prinz von Modena den englischen Hof besuchen wollte. Dessen schöne lebenslustige Frau war Charlotte Aglai, Tochter des Regenten von Frankreich. Was er von ihr hörte, reizte Georgs II. sinnliche Neigung. Aus dem Boudoir seiner neuen Geliebten schrieb er an seine Frau, sie möchte veranlassen, daß die reizende Französin ihren Gemahl nach England begleitete, damit er ihr den Hof machen könnte*).

Dadurch, daß die Königin ihrem Gemahl in seinem Umgang mit dem weiblichen Geschlecht durchaus keine Fesseln aufzulegen versuchte**), gewann er die Ueberzeugung, daß er von ihrem Einfluß ganz unab-

*) Die Correspondenz zwischen dem König und der Königin ist noch in anderer Beziehung merkwürdig. So unangenehm Georgs II. abgerissene, prustende Art zu sprechen war, so ungewöhnlich war seine Gabe, zärtliche Briefe zu schreiben. Die Treuherzigkeit und das Zartgefühl, welche sich darin aussprechen, machen es allein begreiflich, daß er so leicht mit Briefen die Herzen der Weiber gewann, auf welche seine ungefällige Außenseite unmöglich Eindruck machen konnte. Auffallend ist ferner, daß von seinem Gegner, dem Prätendenten Jacob Eduard, dieselbe Gewandtheit sich schriftlich auszudrücken, mit Recht gerühmt wird, und daß er dieselbe Schwäche für das weibliche Geschlecht hatte. Leider verstand es aber die unglückliche Clementina nicht, sich mit dieser Schwäche ihres Gemahls abzufinden, und brachte sich um dessen Neigung und um jeglichen Einfluß.

**) Sie ging darin so weit, daß sie den König bat, Frau von Wallmoden nach England herüberkommen zu lassen, wo sie dieselbe in ihrem Hofstaat anstellen und selbst im St. Jamespalaste Zimmer für sie einrichten wollte.

hängig sei. Er war sehr stolz darauf, daß er in seinen Entschlüssen und Handlungen allein seinen eigenen Eingebungen folgte. Seiner Umgebung gegenüber rühmte er sich dessen oft. Er pflegte zu sagen, Carl I. sei durch seine Frau, Carl II. durch seine Maitressen, Jacob II. durch seine Priester, Wilhelm III. durch seine männlichen, Anna durch ihre weiblichen Günstlinge beherrscht worden. Sein Vater habe gar auf Jeden gehört, der zu ihm Zutritt erhielt. Zum Schluß fragte er mit selbstzufriedenem Lächeln: „Wer aber beherrscht mich?"

Der Einfluß Carolinens auf den König war um so unmerklicher, da sie sich den Anschein gab, als wenn sie selbst den Einflüsterungen ihrer Kammerfrau, Mrs. Clayton zugänglich sei. Dieser Frau wurde deshalb von einigen Personen der Hof gemacht, welche die wirklichen Verhältnisse nicht durchschauten.

Georg II. war ein eigensinniger, heftiger Mann. Seine geistige Begabung war gering. Dabei war er sehr eitel auf seine Charakterstärke und seinen persönlichen Muth. In seinen Umgangsformen war er barsch und rechthaberisch. Offener Widerspruch machte ihn zornig. Wenn er mit Gründen überzeugt werden sollte, blieb er um so hartnäckiger bei seiner Ansicht. Nicht mit Unrecht sagte man von ihm, daß seine Charaktereigenschaften denen des Eisens gerade entgegengesetzt wären. Eisen läßt sich am besten bearbeiten, wenn es glühend ist. Georg II. dagegen war vollkommen unbeugsam, wenn er in Zorn und Hitze war und das kam sehr oft vor. Nur wenn er ganz ruhig und kühl war, konnte man daran denken, ihn zu irgend Etwas zu überreden.

Seine Gemahlin und Walpole wußten dies sehr gut. Als der König zur Regierung kam, wollte er ohne Parlament und Ministerium unbeschränkt herrschen.

Ludwig XIV. war sein Vorbild. Nach wenigen Jahren hatte er seine Ansichten schon so umgeformt, daß er freiwillig bei jeder Gelegenheit seinen ersten Minister zu Rathe zog und öffentlich anerkannte, daß er mehr Geist habe wie irgend ein Mann seiner Bekanntschaft.

Die Zügel, mit denen Caroline den König lenkte, waren ganz unmerklich. Weiblichem Scharfsinn und täglichem Umgang kann aber auf die Dauer kein Mann widerstehen. Sie wußte ihrem Gemahl alle ihre Ansichten in einer Weise beizubringen, daß er glaubte, es wären seine eigenen.

Seinen Behauptungen dagegen, und waren sie noch so unvernünftig, gab sie im Anfange stets nach. Im Laufe des Gesprächs wußte sie dann seine Ansichten so zu modificiren, daß er stets glaubte, selbst nachträglich die seinigen verbessert zu haben. Nur in zwei Punkten mußten die Königin und Walpole ihm seinen Willen lassen. Die Sehnsucht nach seinem Geburtslande konnte er nicht unterdrücken. Fast alljährlich nahm er einen monatelangen Aufenthalt in Hannover. Dann hatte er die Meinung, daß er bedeutende militärische Kenntnisse besäße; deshalb ließ er sich in allen Angelegenheiten der Armee nicht hinein reden.

Im Sommer 1729 besuchte Georg II. nach seinem Regierungsantritte zum ersten Male Herrenhausen. Diese Reise hatte in mehreren Beziehungen schwerwiegende Folgen. Für die Zeit seiner Abwesenheit bestimmte er, daß die Königin Regentin sein sollte. Sein Sohn, Prinz Friedrich von Wales*), nahm diese vermeintliche Zurücksetzung sehr übel, obgleich er erst vor wenigen Monaten von Hannover nach England übergesiedelt war. Das war der erste Anfang des Zerwürfnisses zwischen Vater und Sohn, welches in der Folge sich immer verschärfte und vielmehr an die Oeffentlichkeit kam, wie früher die Streitigkeiten zwischen dem Könige und seinem Vater.

Georg II. hatte ferner den Wunsch gehabt, seinen Sohn mit der ältesten Tochter seines Schwagers, des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen zu verheirathen.

Dagegen sollte dessen Sohn, der nachherige Friedrich II., sich mit der zweiten Tochter des englischen Königs vermählen.

Von Jugend auf schon waren die beiden Könige einander nicht sympathisch gewesen. Als nun aus dem kleinen Kurprinzen von Hannover ein König von England geworden war, kam die Eifersucht dazu und erbitterte das heftige Gemüth Friedrich Wilhelms. Er wollte die Doppelhochzeit nicht zugeben, denn sein Sohn konnte nach seiner Meinung die Hand der ältesten Tochter des Königs Georg beanspruchen.

Andere Zwischenfälle verschärften die Mißstimmung zwischen beiden Monarchen noch mehr. Georg II. sollte das Testament seines Vaters verbrannt und seiner Schwester, der Königin von Preußen, ihr Erbtheil vorenthalten haben. Geheime Werber hatten hannoversche Unter-

*) Er war geboren 1706.



thanen verlockt, preußische Dienste zu nehmen. Bei einer Execution gegen Mecklenburg, welche von hannoverschen und preußischen Truppen gemeinschaftlich ausgeführt wurde, entstanden Eifersüchteleien und Streitigkeiten. Alles das gab Veranlassung zu einem Briefwechsel zwischen den beiden Monarchen, in welchem beide durch ihr hitziges Temperament zu Ausdrücken verleitet wurden, die ihrer hohen Stellung wenig ziemten. Eine Herausforderung in aller Form war die schließliche Folge. Auf hildesheimischem Gebiet sollte der Streit ausgefochten werden. Nur mit großer Mühe konnte die Umgebung die beiden Fürsten überreden, diese extravagante Absicht aufzugeben. Sie blieben aber bis an ihr Lebensende unversöhnliche Feinde.

Georg II. wurde auf seiner Reise nach Hannover von dem Staats-Secretär Lord Townsend begleitet. Dessen Beziehungen zu Sir Robert Walpole waren schon seit einiger Zeit kühler geworden. Georg I. hatte er einst durch seine Gunst bei der Herzogin von Kendal fast unumschränkt beherrscht. Walpoles mächtiger Ehrgeiz aber konnte keinen Gleichgestellten neben sich dulden. Er pflegte zu sagen, „die Regierung solle nicht durch Townsend und Walpole, sondern durch Walpole und Townsend geführt werden“. Nach dem Regierungsantritt Georg II. wußte er seinen langjährigen Collegen immer mehr in den Hintergrund zu drängen. Heftige Streitigkeiten, die fast zu Thätlichkeiten führten, fanden statt. Zuletzt machte Lord Townsend noch in Hannover den Versuch, auf den König überlegenen Einfluß zu gewinnen. Es kamen von dort Instructionen, welche die Machtfülle der Regentin beschränken sollten.

Walpole glaubte darin die Rathschläge Townsends zu erkennen. Er war nicht der Mann, derartige Eingriffe zu dulden. Sofort nach der Rückkehr des Königs von Hannover mußte sich Lord Towsnend zurückziehen (1729). Er ging auf seine Landgüter und blieb von nun an der Politik fern. An seiner Stelle wurde Mr. Stanhope, den man zum Lord Harrington ernannte, Staats-Secretär.

Der Ehrgeiz Walpoles wuchs immer mehr. Er wollte herrschen, und zwar ganz allein. Er duldete im Cabinet Niemand, der sich nicht ganz seinen Ansichten fügte. Der große Geschichtschreiber Hume sagt von ihm, er sei in Ausübung seiner Macht mächtig, in der Kunst, sie zu vergrößern, unerreichbar gewesen. Man muß jedoch außerdem zugeben, daß er das wahre Interesse seines Vaterlandes besser als irgend einer seiner Zeitgenossen verstand. In den langen Jahren seiner Amts-

führung hatte er dazu sich eine Geschäftskenntniß wie kein Zweiter erworben, und die Handhabung des Parlaments hat vor ihm und nach ihm nicht seines Gleichen gehabt. Es ist wahr, daß er zur Aufrechterhaltung der Disciplin in demselben zur Bestechung seine Zuflucht nehmen mußte. Aber zu der Zeit waren die Sitzungen des Parlaments nicht öffentlich. Die Meinung des Landes brauchte bei den Abstimmungen nicht berücksichtigt zu werden. Die Prärogative der Krone waren dagegen aufs Aeußerste beschränkt. Geld war also das einzige Mittel, um der Regierung eine zahlreiche Partei zu sichern. Die Opposition hat mit Unrecht sich gegen dieses verwerfliche Mittel ereifert. Es war bis dahin von jedem Minister angewandt worden. Jeder wußte, daß es unentbehrlich war. Die Patrioten konnten, als sie zur Regierung kamen, die Bestechung ebensowenig entbehren. Walpole gebrauchte das Geld aber geschickter als seine Vorgänger und Nachfolger. Das günstige Resultat der Abstimmung über die Apanage des Prinzen von Wales kostete z. B., wie glaubwürdig versichert wird, der Regierung nur 500 Pfd. St.

Der Minister selbst war der Bestechung ganz unzugänglich. Der große Tadel aber, der seine lange Amtsführung trifft, ist der, daß er der Erhaltung seiner eigenen Machtfülle alle andern Rücksichten unterordnete. Die Anschauung machte ihn in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten oft zögernd, unentschlossen und zu Compromissen geneigt. Er erkannte manche Uebelstände in der Verwaltung, manche drohende Wolken am politischen Horizonte sehr wohl. Aber er fürchtete sich, durch kräftige Maßregeln eine Aufregung hervorzurufen, von der man die Folgen im Voraus nicht absehen konnte. Der unerwartete Sturz des mächtigen Ministers Godolphin stand ihm als warnendes Beispiel vor Augen. Im öffentlichen Leben befolgte er daher den Grundsatz „quieta non movere“.

In dem Wettstreit um persönlichen Einfluß kannte er dagegen keine Furchtsamkeit und Unentschlossenheit. Jedes Mitglied des Cabinets, das sich seinem Willen nicht unbedingt fügte, mußte weichen. Rücksichten auf Verwandtschaft und Freundschaft waren ihm fremd.

Auf den Sturz des Lord Carteret und Townsends folgte bald der Chesterfields.

Walpole beabsichtigte eine allgemeine Abgabe auf Wein und Tabak einzuführen. Er wollte damit die Mittel gewinnen, um die Grundsteuer ermäßigen zu können, und hoffte dadurch die ländlichen Grund-

besitzer der hannoverschen Dynastie günstiger zu stimmen. Die Opposition, geführt von Pulteney, widersetzte sich dem Vorschlage mit aller Gewalt. Das Volk, namentlich die Bewohner der großen Städte, wurden zu dem Glauben gebracht, daß man alle Lebensbedürfnisse versteuern wolle. Sie fürchteten, daß sie, wie die mit Abgaben überhäuften Franzosen, in Armuth versinken müßten. An vielen Orten, namentlich in London, rottete sich das Volk zusammen mit dem wüsten Geschrei: „Keine Sclaverei, keine Accise, keine Holzschuhe (sabots)". Die City überreichte dem Parlament in feierlicher Procession eine Petition gegen die Bill. Dennoch hatte die Regierung bei der ersten Abstimmung eine geringe Majorität.

Der Tag der entscheidenden Abstimmung kam (11. April 1733). Walpole hatte mittlerweile eingesehen, daß das Gesetz nicht durchzubringen war. Er wollte aber nicht mit der Vorlage fallen, welche er bis dahin mit aller Energie vertheidigt hatte. Zum Erstaunen der Versammlung zog er sie nun zurück.

Der Sieg, an den die Opposition sicher geglaubt hatte, entschlüpfte ihr damit. In der Erwartung der Niederlage des Ministeriums hatten sich gewaltige Volksmassen vor dem Parlamentsgebäude versammelt. Sie begrüßten die, welche für die Accise in der ersten Abstimmung gewesen waren, mit wüstem Geschrei und Verwünschungen. Walpole selbst konnte nur mit Mühe vor thätlichen Insulten geschützt und in seine Equipage gebracht werden. Nachdem er aber so durch einen rechtzeitigen Rückzug seine Stellung behauptet hatte, reinigte er mit Entschlossenheit das Cabinet von allen Mitgliedern, die in den Stunden der Gefahr sich schwankend gezeigt hatten. Dazu gehörte in erster Linie Lord Chesterfield. Er war in der ersten Abstimmung gegen die Vorlage gewesen. Auf der großen Treppe des St. James-Palastes wurde er plötzlich angehalten und aufgefordert, den weißen Stab abzugeben, welchen er als Zeichen seiner hohen Würde trug. Die Herzöge von Montrose, Bolton, die Lords Burlington, Stair, Cobdam, Marchmont, Clinton wurden gleichzeitig aus dem Dienste der Krone entlassen.

Ich bin auf diese Episode in der Walpole'schen Amtsführung weitläufiger eingegangen, weil sie den Unterschied seiner vorsichtigen, fast zaghaften Handlungsweise nach Außen, und seines entschlossenen, rücksichtslosen Auftretens nach Innen gegen die Mitglieder der Regierungspartei am Deutlichsten zeigt.

Wenige Jahre nachher, 1737, trat der Herzog von Argyll zur Oppositionspartei über. Er war zwar ein wankelmüthiger Mann und über die Maßen eitel auf seinen militärischen Ruhm, aber sein Einfluß in Schottland war groß, und die Niederwerfung des Aufstandes im Jahre 1715 war hauptsächlich sein Verdienst. Aenderungen in der innern Verwaltung Schottlands, mit welchen er nicht einverstanden war, noch mehr aber seine immer getäuschte Hoffnung auf ein größeres militärisches Commando, veranlaßten ihn die Regierungspartei zu verlassen. Sein großer Name, seine Rednergabe und seine Popularität in seiner Heimath machten ihn für die Opposition zu einem besonders werthvollen Mitglied.

Allmählig wuchs so die Minorität des Parlaments, von Pulteney in geschickter Weise geleitet, zu einer gefährlichen Stärke heran. Die Staatsmänner, welche Walpole aus seinem Cabinet entfernte, mit Ausnahme des Lord Townsend, schlossen sich ihr an. Darunter waren bedeutende Talente, wie Lord Carteret und Chesterfield. Die Hervorragendsten der jüngeren Mitglieder des Parlaments kamen noch hinzu. Mit dem feurigen Enthusiasmus der Jugend folgten diese der Fahne, die Pulteney erhoben hatte. Sie nannten sich die „Patrioten", weil sie ganz von den Principien der Tory-Opposition abwichen. Sie behaupteten vielmehr, daß sie die wahren Principe der Whigs verträten. Ihnen schien das Walpole'sche Regiment unvereinbar mit den unveränderlichen Grundsätzen der Freiheit. Während der langen Herrschaft dieses tyrannischen Ministers war die Corruption in allen Zweigen der Regierung unerträglich geworden. Alle Aemter, alle Parlamentssitze waren käuflich. Sie allein waren den Grundsätzen der großen Revolution treu geblieben, die sie wieder zur Geltung bringen wollten. Die Patrioten wollten die bestehende Regierung stürzen. Walpole war aber in seinem Auftreten dem Parlament gegenüber sehr vorsichtig. Er brachte nie Vorschläge ein, bei denen er fürchten mußte, die Majorität gegen sich zu haben. Die Opposition dagegen konnte ihre Zahl gelegentlich nur durch die wenigen Jacobiten verstärken, welche im Parlament saßen oder durch die Tories, welche zwar die protestantische Thronfolge anerkannten, denen aber die jetzige Regierung viel zu liberal war.

So gingen die Ziele der Feinde der Regierung weit auseinander, und die Patrioten konnten niemals hoffen, an's Ruder zu kommen. Carteret und Pulteney durften sich dem Vorwurfe nicht aussetzen, daß

sie, um ihre eigenen ehrgeizigen Wünsche zu befriedigen, die Absichten einer Partei unterstützten, welche der protestantischen Thronfolge feindlich war. Wenn sie wirklich die Regierung Sir Roberts stürzten, so konnten sie nichts Anderes an die Stelle setzen. Es fehlte ihnen ein Mittelpunkt und ein Führer.

Da kam ihnen das Zerwürfniß zwischen Georg II. und dem Prinzen von Wales zu Hilfe. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war ein immer schlechteres geworden. Indessen war doch bis zur Hochzeit des Prinzen der äußere Schein des Einvernehmens bewahrt geblieben. Er hatte sich sogar zur Vermählung mit der jungen Prinzessin Auguste von Sachsen-Coburg bereit erklärt, deren Hand der Vater für ihn erbeten hatte ohne ihn zu fragen.

Die junge 17jährige Prinzessin kam im Frühjahr 1736 nach England herüber und wurde mit großen Feierlichkeiten empfangen. Am 27. April fand die Hochzeit statt. Mit der Naivetät der damaligen Zeit erzählte sodann das „Gentlemans Magazine“, daß der König seinem Sohne bei der Nachttoilette behülflich gewesen und ihm eigenhändig das Hemd angezogen habe. Aehnliche Dienste habe die Königin der Prinzessin geleistet, und endlich sei der ganze Hof zugelassen, um das neuvermählte Paar, umgeben von der königlichen Familie, im Bette sitzen zu sehen!! —

Der König hatte trotzdem seine Ungeduld, nach Hannover zu kommen, kaum bemeistern können. Unmittelbar nach den Feierlichkeiten reis'te er nach dem Continent ab. Für die Beziehungen zu seinem Sohne war es ein bedenkliches Zeichen, daß die Adresse, welche das Haus der Gemeinen bei Gelegenheit der Vermählung votirte, nicht von einem der Minister, sondern von Pulteney eingebracht wurde. Die Verhandlung ist noch dadurch merkwürdig, daß bei dieser Gelegenheit der Cornet Mr. Pitt, der nachherige große Lord Chatham, seine erste Rede hielt. Sie hatte die Folge, daß man ihm sein Patent in der Armee nahm. Der Prinz von Wales gab ihm dafür eine einträgliche Stelle an seinem Hofe, wo er bald großen Einfluß gewann; der König verzieh ihm seine Lobrede auf seinen Sohn aber nie vollständig.

Georg II. war ein schlechter ungehorsamer Sohn gewesen, jetzt bewies er, daß er auch ein schlechter Vater war. Mit selbstsüchtigem Geiz verweigerte er dem Prinzen Friedrich die Mittel, sich einen selbstständigen Haushalt zu gründen. Er überwies seinem Sohn keines der vielen Schlösser, die ihm zur Verfügung standen. Dem jungen Paar

wurde vielmehr nur mitgetheilt, daß in jedem Palast, in dem die Königin wohnte, stets einige Zimmer für ihre Aufnahme bereit sein würden.

Der Prinz von Wales glaubte mit Recht dieselbe Apanage von 100,000 Pfd. St. beanspruchen zu können, die sein Vater in ähnlicher Lage bezogen hatte. Dieser wollte ihm aber nur 50,000 Pfd. geben. Das brachte den Sohn zum Aeußersten. Er beschloß, seine Klagen vor dem Parlament zum Austrag zu bringen. Pulteney übernahm es, im Unterhause seine Forderungen zu vertreten. Lord Carteret trat im Hause der Lords dafür auf (Februar 1737).

Walpole vertheidigte die Rechte seines königlichen Herrn in einer langen studirten Rede. Die Disciplin, welche er damals noch über die Majorität des Parlaments ausübte, verschaffte ihn einen vollständigen Sieg. Der Prinz wurde mit seiner Klage abgewiesen. Die Regierungspartei hatte aber Ursache ihren Sieg zu beklagen; denn der öffentliche Haß wandte sich nun mit immer größerer Erbitterung gegen den Minister, der sich dazu hergab, den König in einer solchen gehässigen Sache zu vertreten.

Georg II. war nie populär gewesen. Die unerquicklichen Streitigkeiten um Geld mit seinem Sohne, brachten ihn fast um den letzten Rest von Achtung, die er in der Bevölkerung noch hatte. Während die Verhandlungen noch schwebten, hielt er es nicht einmal der Mühe werth, in England zu sein. Er blieb Monat nach Monat in Hannover in den Armen der Frau von Wallmoden. Seine Gattin und Walpole mußten seine Angelegenheiten vertreten. Die Bevölkerung war wüthend über seine lange Abwesenheit. Es erschienen Flugschriften mit höchst beleidigendem Inhalt.

An das Thor des St. James-Palastes selbst heftete man ein Placat des Inhalts, daß ein Mann mit Hinterlassung von einer Frau und sechs Kindern verschwunden sei. Dem, welcher Nachricht über seinen Aufenthalt geben könne, wurde eine Belohnung von 4 sh. 6 pence zugesichert. Eine Nachschrift besagte, daß die Belohnung nicht vergrößert werden könne, weil der Verschwundene „keine Krone" werth sei.

Das Volk nahm leidenschaftlich Partei für den Prinzen von Wales, bemitleidete ihn, und vom Mitleid kam man selbst zu dem Wunsche, daß er statt seines Vaters in England regieren möge. Die Menge kennt jedoch selten die Fürsten genügend, die sie zu ihren Lieblingen erwählt.

Auch in diesem Falle würde die Bevölkerung kaum Grund gehabt haben, sich des Wechsels zu freuen, wenn der Prinz wirklich seines Vaters Thron bestiegen hätte. Er war nach Lord Hervey ein durchweg schlechter Charakter. Er war falsch aus Grundsatz, aufrichtig nur in schwachen Momenten. Er begehrte die Gunst der Weiber, ohne sie zu lieben. Er konnte lachen, ohne daß er sich amusirte, und weinen, ohne betrübt zu sein. So kam es, daß seine Maitressen niemals in ihn verliebt, seine Gesellschafter niemals mit ihm zufrieden waren, und die, welche er zu bemitleiden schien, niemals von ihm unterstützt wurden. Er war verschwenderisch mit fremdem Gelde, mit seinem eigenen geizig. Er machte sich viele Freunde und viele Feinde; denn Niemand war ihm zu niedrig oder zu schlecht, um ihm Aufmerksamkeiten zu erzeigen, Niemand so hoch oder so gut, daß er ihn nicht betrog. Seine Unentschlossenheit ließ ihn Jedermanns Rath suchen. Doch war er stets besorgt, daß man glauben könnte, er werde von Anderen beeinflußt.

Mit diesen Eigenschaften, die Jeder, der dem Prinzen nahe kam, leicht erkannte, konnte Niemand Ehrfurcht vor ihm haben. Um die Gunst des großen Haufen bewarb er sich aber eine Zeit lang mit Erfolg. Eine Feuersbrunst, die noch vor der Rückkehr seines Vaters ausbrach, gab ihm Gelegenheit, selbst als Helfer und Retter aufzutreten. Die Menge bewunderte seine aufopfernde Thätigkeit. Einzelne Rufe: „Krönt ihn" wurden laut.

Der Prinz war über das Resultat der parlamentarischen Abstimmung sehr erbittert. Er beklagte sich öffentlich, daß man ihm die Einkünfte vorenthalte, die ihm als Herzog von Cornwall zukämen. Er behauptete sogar, daß man ihm sein Erbtheil an der Nachlassenschaft des verstorbenen Herzogs von York genommen habe.

Er ließ nun alle Rücksichten außer Augen, die er seinen Eltern schuldig war. Seine Handlungsweise und Rücksichtslosigkeit bei der Geburt seines ersten Kindes überstieg aber das Maß alles Vorhergehenden. Er hatte so lange wie möglich verheimlicht, daß seine Frau in gesegneten Umständen sich befinde. Endlich war ihr Zustand nicht mehr zu verbergen. Der König und die Königin sprachen nun den bestimmten Wunsch aus, daß die Prinzessin ihr Wochenbett an dem königlichen Hoflager in Hampton Court abhalten sollte. Am 21. Juli Abends war der Prinz mit seiner Gemahlin noch spät bei seinen Eltern. Da fühlte diese die ersten Wehen. Sofort ließ er einen Wagen anspannen und transportirte sie nach dem St. James-Palast in London, ohne

Rücksicht auf ihr Leben und das des noch ungeborenen jungen Wesens. Kaum hier angekommen, gab die Unglückliche einer Tochter das Leben. Mutter und Kind blieben fast durch ein Wunder erhalten.

Diese Handlungsweise des Prinzen grenzte an Wahnsinn. Sein Stolz und seine Aufgeblasenheit hatten ihn veranlaßt, etwas zu thun, was den König auf's Tiefste kränken mußte und das Leben seiner Gattin in die größte Gefahr brachte. Es ist möglich, daß die Geburt früher eintrat als er erwartete, und daß die stete Ueberwachung von Seiten seiner Eltern ihn ungebührlich gereizt hatte. Die ungeschickte Art aber, in der er seine Unabhängigkeit von ihnen geltend machte, hatte für ihn selbst die unangenehmsten Folgen.

Der König kannte in seinem Zorn keine Grenzen. In seiner barschen, polternden Manier nannte er vor dem ganzen Hofe seinen Sohn einen „Schuft", einen „Gelbschnabel", „einen bübischen, närrischen Lügner", eine „Memme". Er wollte ihn nicht wieder sehen. Noch mehr war die Königin beleidigt. Es kränkte sie als Mutter aufs Tiefste, daß sie bei der Entbindung ihrer Schwiegertochter nicht hatte zugegen sein können, daß sie nicht am Wochenbette als Pflegerin sein sollte. Es war vergeblich, daß der Prinz von Wales nun durch demüthige Briefe sein Betragen zu entschuldigen suchte. Er bekam nicht einmal eine Antwort. Kaum hatte seine Gemahlin die Wochenzeit überstanden; so erhielt er vielmehr den bestimmten Befehl, den St. James-Palast zu verlassen.

Er siedelte zunächst nach Kew über. Dorthin beschied er schon am Tage nach seiner Ankunft (12. September) die Führer der Opposition. Es erschienen Pulteney und Sir William Windham. Carteret war eine Zeit lang schwankend gewesen, ob er sich lieber mit Walpole aussöhnen sollte. Er kam aber doch. Man traf nunmehr feste Verabredungen für ein energisches Auftreten gegen die Regierung. Man scheute sich sogar nicht, von nun an öffentlich die Person des Prinzen von Wales in den Streit zu verwickeln.

Der Lord-Mayor von London kam mit einer Deputation nach Kew, welche zur Geburt der kleinen Prinzessin ihre Glückwünsche darbringen sollte. Carteret führte sie ein. Er benutzte die Gelegenheit, den Abgesandten eine parteiisch gefärbte Schilderung der Behandlung zu geben, welche der Prinz von seinem Vater erfahren hatte. Dann fügte er hinzu: „aber baut fest auf diesen Mann, er ist fest wie ein Felsen, auf ihn könnt Ihr Euch verlassen."

Zum Winter siedelte der Prinz sodann mit seiner Familie nach London über. Er miethete sich eine kleine Wohnung, St. Norfolkshouse am St. James-Quare. Er schränkte seinen Haushalt ein. Fast alle Pferde wurden abgeschafft, viele Diener entlassen.

Die Bevölkerung bemitleidete ihn. Sie sah in ihm das Opfer einer tyrannischen Härte und eines schmutzigen Geizes. Er verstand es sehr wohl, bei öffentlichen Gelegenheiten gegen seinen Vater, namentlich aber gegen die Königin, sich den Anschein gehorsamer Unterwürfigkeit zu geben. Seine Popularität nahm dadurch zu. Das Volk glaubte, daß Walpole und die Königin Caroline die Haupturheber dieser unerquicklichen Familienzustände seien.

Gegen den Minister, namentlich aber gegen die Königin, richtete sich nun der allgemeine Haß, Georg II. und Walpole waren vielleicht die Einzigen, welche letztere ihrer vortrefflichen Eigenschaften wegen verehrten. Die Bevölkerung verzieh ihr die Nachsicht gegen die Ausschweifungen ihres Gemahls nicht.

Es war vielleicht ein Glück für sie, daß sie im November 1737 nach monatelangen, in Geduld ertragenen Leiden starb. Noch auf dem Todtenbette bewies sie dieselbe Willfährigkeit gegen ihren Gemahl wie im Leben. Sie bat ihn, sich baldmöglichst wieder zu verheirathen. Er weigerte sich, weil er seinen Neigungen zu illegitimen Liebschaften nicht entsagen könne. Sie wollte Nichts weniger, wie ihm in dieser Beziehung keine Beschränkungen auferlegen, fand auch darin keinen Grund, eine Wiedervermählung zu verweigern und wiederholte ihre Bitte noch dringender. Bevor er aber einen Entschluß fassen konnte, starb sie.

Der König war untröstlich. Walpole weinte; er hatte fast noch mehr verloren. Er sah, daß seine Macht nunmehr im Niedergange begriffen war. Die Patrioten erhoben im Parlament ihre Stimmen heftiger wie zuvor. Pulteney, Carteret und Pitt, durch die Unterstützung des Prinzen von Wales in ihrer Zuversicht noch gehoben, schalten über den „schlechten" Minister, den „eigenmächtigen" Minister, den „käuflichen" Minister. Die Stimmen der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung hatten sie für sich.

Walpoles Einfluß auf den König war zwar ebenso groß als früher; aber es fehlte das vermittelnde Glied, welches Georg II. aufbrausendes, heftiges Gemüth immer rechtzeitig von unüberlegten Schritten zurückgehalten hatte.

Die Hauptangriffe auf die Regierung richteten sich jetzt gegen

deren auswärtige Politik. Mit vorsichtiger Weisheit hatte Walpole während langer Jahre jeden kriegerischen Conflict vermieden. Namentlich hatte er sich aufs Aeußerste gehütet, Verwickelungen zu verschärfen, welche die bestehende Thronfolge-Ordnung in Frage bringen konnten.

Ein solcher Fall trat im Jahre 1734 ein. Die Spanier hatten nach einem kurzen Feldzuge die Oesterreicher aus Neapel vertrieben. Die Schlacht von Bitonto (25. Mai) entschied über das Königreich. Don Carlos, ältester Sohn des Königs von Spanien von seiner zweiten ehrgeizigen Gemahlin, wurde zum König beider Sicilien gekrönt. Die spanische Armee belagerte die wenigen festen Plätze, in denen die Oesterreicher Besatzungen zurückgelassen hatten. Da schloß sich der spanischen Abtheilung vor Gaeta der älteste Sohn des Prätendenten, Carl Eduard, damals ein Jüngling von vierzehn Jahren, als Freiwilliger an. Er erschien mit großem Gefolge, und wurde von Don Carlos mit den Ehrenbezeugungen empfangen, die dem Sohn eines regierenden Fürsten gebührt hätten.

Seine Furchtlosigkeit in der Gefahr, seine bezaubernde Außenseite gewann ihm rasch die Herzen der Soldaten. Der neue König von Neapel zeigte seine Sympathie für den unglücklichen Jüngling bei jeder Gelegenheit. Beide fuhren einst von Gaeta nach Neapel in einem offenen Boote zurück. Der Hut des Prinzen Carl Eduard fiel zufällig ins Wasser. Die Schiffsmannschaft wollte ihn herausholen; Don Carlos aber verbot es. Er meinte, der Hut schwämme nach England, und der Eigenthümer würde sich bald selbst dahin begeben um ihn zu holen. Er selbst wollte ihn begleiten. Damit er aber auch etwas da zu holen hätte, schleuderte er seinen eigenen Hut hinterher. Das Gefolge des Prinzen und die ganze Schiffsmannschaft erhob ein begeistertes Hurrah! Alle warfen ihre Kopfbedeckungen in die See und riefen: „Nach England, nach England!“

Der König Georg und seine Gemahlin waren über diesen an sich unbedeutenden Zwischenfall sehr erzürnt.

Der Gesandte in Madrid erhob Reclamationen. Auf Lord Walpoles Rath gab man sich aber mit den Entschuldigungen zufrieden, welche die spanische Regierung bereitwilligst gab, und der Friede blieb erhalten.

Noch viel größere Mühe kostete es, die Theilnahme Englands an dem Kriege zu verhindern, welchen das Deutsche Reich zu derselben Zeit mit Frankreich führte.

Eine französische Armee unter dem Marschall Berwick überschritt den Rhein und belagerte Philippsburg. Prinz Eugen stand ihr mit einem überlegenen österreichischen Heere, dem sich die Contingente der Reichsfürsten angeschlossen hatten, gegenüber. Das hannoversche Contingent von 6000 Mann war das erste gewesen, welches auf dem Kampfplatze erschien. Im Lager des Prinzen waren der König von Preußen, der Kronprinz Friedrich, der Prinz von Oranien und eine Menge anderer Fürsten anwesend. Sie wollten den berühmten Feldherrn bewundern und von ihm lernen. Aber Eugen war alt und schwach geworden. Seine Energie war geschwunden, er war nur noch der Schatten seines Selbst. Dem Heere fehlte die Manneszucht, ihm die Thatkraft. Er wollte seinen alten Ruhm nicht in offener Feldschlacht aufs Spiel setzen. Unthätig stand er Woche auf Woche den Franzosen gegenüber. Zwar wurde der französische Marschall Berwick in den Laufgräben durch eine Kanonenkugel getödtet, und der Unfall rief im französischen Heere eine große Niedergeschlagenheit hervor. Das nasse ungesunde Wetter erzeugte dazu bösartige Krankheiten. Aber die Reichsarmee blieb trotzdem unthätig, nach wie vor und Philippsburg capitulirte am 18. Juli 1734.

Dies Ereigniß machte einen niederschlagenden Eindruck in ganz Deutschland. Indessen, der neue französische Heerführer blieb nach seinem Erfolge nun auch unthätig stehen. Ob eigene Unentschlossenheit ihn dazu veranlaßte, ist zweifelhaft. Wahrscheinlich banden ihn Instructionen seiner Regierung, welche fürchtete, daß ein zu großer Erfolg die französischen Nachbarn, England und Holland, aus ihrer wohlwollenden Neutralität aufrütteln möchte. Prinz Eugen behauptete nach wie vor seine Stellung und der Feldzug, auf den ganz Europa mit Spannung gesehen hatte, schloß ohne nennenswerthes Resultat.

Georg II. hatte mit Ungeduld die Entwickelung der Dinge bei Philippsburg erwartet. Seine Zornausbrüche, als keine Zeitung die Nachricht einer Schlachtentscheidung bringen wollte, wurden immer heftiger. Als nun die Unglückspost von der Capitulation der Festung kam, wollte erst Niemand sie ihm mittheilen. Seine Tochter, die Prinzessin Caroline, übernahm endlich die Botschaft. Sie wurde indessen besser empfangen als sie fürchtete. Der König hatte das unglückliche Ereigniß seit einiger Zeit erwartet. Der Eintritt desselben konnte ihn deshalb nicht mehr erregen.

Aber er wollte nun durchaus am Feldzuge theilnehmen. Er war

von seinen eigenen Feldherrngaben fest überzeugt und glaubte mit seiner Energie eine günstige Wendung der Angelegenheit hervorrufen zu können. Er verwünschte sein Geschick, das ihn dazu verdammte, in Frieden alt zu werden, während es andern Fürsten vergönnt sei, im Felde Lorbeern zu erndten. Namentlich beneidete er seinen „bübischen Bruder", den König von Preußen, der sein ganzes Leben im Lager zubrächte, obgleich er nicht einmal die Gelegenheit aufsuchte, sich Kriegsruhm zu erwerben. Die Sehnsucht nach seinen hannoverschen Truppen, die gegen den Erbfeind im Felde standen, kam dazu. Mit doppelter Erbitterung beklagte er sich, daß er nur dazu da sei Verträge zu schließen und Depeschen zu schreiben.

Alle Künste der Ueberredung waren nöthig, den König von seiner Absicht, sich am Kriege zu betheiligen, abzubringen. Noch schwerer war es, die Königin, die derselben Ansicht war, zu beschwichtigen. Sie war von Geburt und von Erziehung ganz eine Deutsche geblieben. Wenn die Interessen Deutschlands und des Kaisers in Frage kamen, so existirte England nicht für sie.

Die Siege der Franzosen bei Parma und Philippsburg erbitterten sie auf Aeußerste. Sie wollte lieber alle Unbequemlichkeiten und Gefahren leiden, als dulden, daß das Deutsche Reich ungerächt bleiben sollte. Sie wollte eine Betheiligung Englands am Kriege. Ein geschickt abgefaßtes Memoire, das man ihr überreichte, bestärkte sie in dieser Ansicht. Ein gewisser von Hattorf, der die hannöverschen Angelegenheiten am britischen Hofe vertrat, war der Verfasser. Er warnte vor der immer wachsenden Macht des Hauses Bourbon. Lothringen war eben erst von Frankreich annectirt worden. Das Haus Oesterreich konnte kaum dem übermächtigen Feinde widerstehen. Die Verhältnisse waren, wie er nicht mit Unrecht bemerkte, dieselben geblieben, welche Wilhelm von Oranien und die Königin Anna zum Kriege gegen Frankreich gedrängt hatten. Damals sei das englische Volk begeistert dem Rufe gefolgt. Jetzt glaube man den Kampf nur deshalb überflüssig, weil der Cardinal Fleury den Krieg flau betriebe und deshalb die Gefahr nicht so ernst zu sein scheine. Diese Argumente hatten viel Wahres. Walpole aber fürchtete einen Krieg aufs Aeußerste.

Er besorgte, seine Verwaltung möchte in aufgeregten Zeiten ganz unpopulär werden. Ihm würde dann die heiklige Aufgabe zufallen vom Parlament Geld zu fordern, und die Macht, die er über Alles schätzte, könnte nur zu leicht im Kriege in militärische Hände übergehen.

Er redete also zum Frieden. Insbesondere warnte er vor Betheiligung an dem augenblicklich brennenden Kampf um die polnische Krone. Er meinte, eine Betheiligung Englands am Conflict würde einen Kampf um die britische Krone und auf britischem Boden zur Folge haben.

Mit Recht wies er auf den bedenklichen Zustand in den schottischen Hochlanden hin. Niemand wußte besser wie er, daß die Häuptlinge fast alle fanatische Anhänger der Stuarts waren. Die Entwaffnung der Clane war nach dem ersten Aufstand im Jahre 1715 sehr unvollständig ausgeführt.

Nur den Unterthanen der jacobitisch gesinnten Grundbesitzer der Unterlande hatte man die Waffen genommen. Dadurch war aber so gut wie Nichts gewonnen; denn nun waren diese den räuberischen Einfällen der Hochländer noch mehr, wie früher ausgesetzt. Die kleinen Freicompagnien, welche unter Aufsicht der Regierung in den Hochlanden formirt wurden, konnten dem Unwesen nur in geringem Grade abhelfen. — Der Minister wußte sehr wohl, daß nur ganz energische Maßregeln in den wilden unzugänglichen Gegenden Ordnung schaffen könnten, und daß, wenn nicht dem mittelalterlichen Gesetze der bewaffneten Lehnsfolge, welches dort noch galt, ein Ende gemacht wurde, es nur eines geringen Anlasses bedurfte, um einen gefährlichen Aufstand zu entzünden. Aber er fürchtete auch hier gewaltsam einzuschreiten. Er besorgte, einen Sturm hervorzurufen, der ihn von seiner hohen Stelle hinwegfegen könnte. Er zog vor, jeder kleinen Unordnung durch kleine Mittel abzuhelfen. Die Aufgabe, in den Hochlanden endlich und für immer Ordnung und gesittete Zustände zu schaffen, überließ er seinen Nachfolgern. Walpoles Deductionen schlugen durch. Die Besorgniß, den Prätendenten auftreten zu sehen, bestimmten den König und die Königin ihre kriegerischen Pläne aufzugeben.

Aber bald trat eine andere Frage auf, welche England dennoch in kriegerische Verwickelungen hineinzog und endlich den Sturz des allmächtigen Ministers herbeiführte. Schon im Jahre 1737 hatten eine Zahl von englischen Kaufleuten Klagen über die spanischen Behörden in Westindien geführt. Das Wahre an der Sache war, daß die Engländer starken Sclavenhandel nach Westindien trieben. Keines ihrer Schiffe durfte deshalb zollfrei in die spanischen Colonien einlaufen. Einige britische Handelshäuser aber trieben einen unerlaubten Schmuggelhandel dahin. Die Spanier wollten diesen nicht dulden und

durchsuchten alle englischen Schiffe. Dabei kam es denn vor, daß statt der Schuldigen auch Unschuldige zur Bestrafung gezogen wurden, wie sich das in derartigen Fällen kaum vermeiden läßt. Die Beschwerden wiederholten sich. Die Patrioten im englischen Parlament nahmen sich der Klagenden an. Pitt namentlich donnerte über die Beleidigungen der Nation. Er fand das Verfahren der Spanier unerhört. Besonders verletzend fand er es, daß diese englische Schiffe auf offener See angehalten und durchsucht hatten. Man wollte Nichts davon hören, daß die Durchsuchung innerhalb spanischer Gewässer stattgefunden habe und, daß sie nöthig sei, weil die spanische Regierung Grund zur Vermuthung hatte, daß ihre eigenen Hafen-Behörden mit den englischen Schmugglern im Einverständniß ständen. Die Beziehungen wurden so gespannt, daß ein kleiner Zwischenfall genügte, den definitiven Bruch herbeizuführen. Da erschien im versammelten Parlamente plötzlich ein Unglücklicher, Namens Jenkins. Ihm war es besonders schlecht ergangen. Die Spanier hatten sein Schiff ergriffen, ihn schuldig befunden, die Besatzung in Eisen gelegt und ihm Nase und Ohren abgeschnitten. Der Anblick seines verstümmelten Kopfes regte die Versammlung aufs Aeußerste auf. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung brach los. Alle schrieen nach Krieg, nach sofortigem Krieg. Es war eine unbeschreibliche Scene.

Walpole sah wohl ein, daß die Klagen gegen Spanien einen Krieg nicht rechtfertigten und daß dieses nur sein unzweifelhaftes Recht geübt hatte. Für etwaige Ausschreitungen ihrer Behörden war die Regierung zu jeder Satisfaction bereit. Aber die öffentliche Meinung war in einer solchen Aufregung, daß zum Frieden reden, vollkommen fruchtlos gewesen sein würde. Schon wurden Stimmen laut, welche Walpole anklagten, daß er bereits viel zu lange um des Friedens willen die Ehre des Landes preisgegeben habe. Um seine Macht zu behaupten machte er also, gegen seine bessere Ueberzeugung, die Klagen des Parlaments zu den seinigen*). Der Krieg gegen Spanien wurde erklärt.

Die Begeisterung des Landes, namentlich in London, war unbeschreiblich. Die Herolde, welche die Kriegserklärung einem alten Gebrauche gemäß in der City proclamirten, wurden von den Führern der

*) Er pflegte nachher zu sagen, es sei ein Krieg der Ohren, aber nicht des Kopfes gewesen.

Opposition in feierlichem Zuge eingeholt. Selbst der Prinz von Wales wurde in Temple-Bar angehalten und mußte auf den Erfolg der englischen Waffen trinken.

Es ist nicht meine Absicht, die Ereignisse des nun beginnenden Kampfes genau zu beschreiben. Ihre Rückwirkungen auf die Stimmung in England und die Kämpfe im Parlament sind aber für unsere Erzählung von hohem Interesse. Die Patrioten hatten nun den Krieg, den sie gewollt hatten; der allmächtige Minister war aber nicht gestürzt. Das Geschrei gegen dessen Verwaltung erhob sich bald heftiger, wie zuvor. Sie stellten Walpole dar als die alleinige Ursache aller Leiden des Landes. Seine Mißregierung allein veranlasse das Darniederliegen des Handels, welches nach dem Ausbruch des Krieges eintrat, er allein verschuldete die übermäßige Ausfuhr englischer Wolle. Alle Mitglieder der Opposition, die Tories, die unzufriedenen Whigs, die jungen Enthusiasten vereinigten sich in dem Rufe: „Nieder mit Walpole!“ Von seinem Falle erwarteten sie Alle den Eintritt einer Periode allgemeinen Glückes. Nicht einmal mit seinem einfachen Abgange wollten sie sich zufrieden geben. Er sollte vor Gericht gestellt werden. Mit Bestimmtheit hofften sie seine Verurtheilung.

Der Krieg mit Spanien hatte indessen seinen Fortgang. Die Einnahme von Porto-Bello im Golf von Mexico durch den Admiral Vernon rief in England einen allgemeinen Sturm der Begeisterung hervor. Man träumte schon eine Eroberung sämmtlicher spanischer Colonien in Westindien. Bald begann aber Frankreich die Spanier im Geheimen zu unterstützen. Seine schwache Seemacht erlaubte ihm jedoch noch nicht, offen aufzutreten. Da trat ein unverhofftes Ereigniß ein, welches dem Kriege gewaltige Dimensionen gab und ihn zu einem allgemeinen Weltbrand machte.

Im October 1740 starb nämlich der deutsche Kaiser Carl VI. Er hatte seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in Oesterreich durch die sogenannte pragmatische Sanction zu sichern gesucht. Nach seinem Tode zeigte sich die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen. Trotz der vom Reichstage feierlichst bestätigten Verordnung erhoben die beiden Schwiegersöhne Josephs I., der Kurfürst von Bayern, Carl Albert, und der Kurfürst von Sachsen, August III., Ansprüche auf die österreichische Monarchie. Frankreich konnte nichts gelegener kommen wie diese Angelegenheit zur Einmischung in deutsche Angelegenheiten. Mit Spanien vereint unterstützte es die Ansprüche der beiden Kurfürsten.

Ein französisches Heer brach in Deutschland ein und rückte nach Oesterreich vor. In Prag huldigte man Carl Albert als König von Böhmen, in Linz als Erzherzog von Oesterreich.

Gleichzeitig begann der junge König von Preußen, Friedrich II., seinen ersten schlesischen Krieg und entriß in zwei kurzen Feldzügen der jungen Kaiserin fast ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz. Bald wandte sich indessen das Glück der Waffen. Die junge Kaiserin ging nach Ungarn. Dort rief ihre reizende Persönlichkeit einen allgemeinen Sturm der Begeisterung hervor, als sie mit ihrem Sohne auf dem Arm im Reichstage erschien. Sie konnte bald zwei Armeen aufstellen, deren eine die französischen Heere rasch aus den Erblanden vertrieb.

Der Kurfürst von Bayern, der mittlerweile unter französischem Schutze in Frankfurt a. M., als Carl VII. zum deutschen Kaiser gekrönt war, mußte Böhmen wieder räumen. Nicht einmal in Bayern konnte er sich behaupten. In Mitten des französischen Heeres führte er in Frankfurt eine bemitleidenswerthe Existenz.

Diese Ereignisse regten den König Georg II. auf Aeußerste auf. Als Kurfürst von Hannover hielt er sich verpflichtet, die pragmatische Sanction aufrecht zu erhalten. Seine hannoverschen Truppen rückten gegen die Franzosen ins Feld. Es war auf die Dauer nicht wohl zu vermeiden, daß auch die englische Armee sich an dem Landkriege betheiligte. Aber deren Zahl war gering. Man suchte also auch dadurch eine größere Macht in die Waagschaale zu werfen, daß man Hessen und Holländer in Sold nahm. Diese Subsidien-Verträge, namentlich aber die Besoldung hannoverscher Truppen mit englischem Gelde, gaben der Opposition Gelegenheit zu den heftigsten Angriffen. Man hatte nur einen Krieg zur See führen wollen. Als aber Frankreich in den Krieg eintrat, mußte er auch auf dem Festlande durchgekämpft werden. Nun beschuldigte man den König, daß er, seiner hannoverschen Interessen wegen, England in einen Kampf verwickelte, der ihm fremd sei. Diese Beschuldigung ist gewissermaßen begründet; denn Georg II. hatte sich zum Kriege allein deßhalb entschlossen, weil er sich als Kurfürst des Reiches verpflichtet hielt, die Erb-Rechte Marie Theresiens zu vertheidigen. Aber trotzdem war es Englands Interesse ebenso sehr, wie das hannoversche, daß Frankreichs Macht sich nicht weiter auf dem Continent ausbreitete und eine Beschränkung des Krieges auf die See allein stand nicht in Englands Macht. Die Patrioten schürten die

allgemeine Mißstimmung aufs Höchste. Es erschienen die heftigsten Brochüren gegen den „absurden, verderblichen Landkrieg“. Walpole war der „hannoversche“ Minister. „Der König vergaß über sein kleines Kurfürstenthum die Interessen Englands“. Seine Unpopularität erreichte den höchsten Grad.

In dieser Zeit (1741) kam das neue Parlament zusammen. Walpole sah bald, daß er den vereinigten Angriffen der Opposition keinen Widerstand mehr leisten könne. Auch der verzweifelte Versuch, den er noch im Jahre 1740 gemacht hatte, die Stimmen der jacobitischen Partei dadurch für sich zu gewinnen, daß er zum Schein dem Prätendenten Eröffnungen machte, war fehlgeschlagen. Er blieb bei mehren Abstimmungen in der Minorität. Die Mitglieder seines eigenen Cabinets begannen ihn zu verlassen und mit den Führern der Gegenpartei Verhandlungen anzuknüpfen. Es wurde klar, daß alle Angriffe gegen ihn allein gerichtet waren. Die Patrioten wollten auf keinen Frieden eingehen, wenn Walpole im Amte bliebe. Dennoch kämpfte der alte Staatsmann bis zuletzt mannhaft und tapfer für seine Existenz. Vergeblich versuchte er im letzten Augenblick den Prinzen Wales mit dem König zu versöhnen und zu seiner Partei herüber zu ziehen. Der Prinz weigerte sich, auf irgend einen Vorschlag einzugehen, so lange Walpole im Amte wäre. Dann kam endlich der Sturz. Im Anfang des Februar 1742 bat Walpole um seine Entlassung, die ihm der König mit schwerem Herzen gewährte. Zum Zeichen des unveränderten königlichen Wohlwollens ernannte er ihn noch zum Grafen von Oxford. Seine Gegner versuchten vergeblich Zeugen zu finden, welche ihn einer strafbaren Handlung während seiner langen Amtsführung überführen konnten. Alle Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben wurden, erwiesen sich als haltlos; man sprach ihn frei. Die letzten Jahre seines vielbewegten Lebens brachte er auf seinem Landsitze Hampton in wohlverdienter Ruhe zu. Er starb daselbst schon 1745.

Nach dem Abgange Sir Robert Walpoles zeigte sich die Lücke, die durch sein Scheiden entstanden war, in ihrer ganzen Größe. Die meisten Mitglieder des früheren Cabinets waren im Amte geblieben. Sie mußten die Führer der Opposition in ihrer Mitte aufnehmen. Unter diesen war Lord Carteret der bedeutendste. Bald leitete er das Ministerium ebenso uneingeschränkt, wie je Walpole es geleitet hatte. Er war schon längere Zeit der hauptsächlichste Rathgeber des Prinzen von Wales gewesen. Auch der König mochte ihn gern. Er hatte ihn

1724 mit Bedauern aus dem Cabinet scheiden sehen. Er war ein genialer Mann, der mit einem heiteren gefälligen Aeußeren einen bewundernswerthen Schatz von seltenen Kenntnissen und Talenten versteckte. Er war sogar ein Genie ersten Ranges. Seine Zeitgenossen sagten selbst nach seinem Sturze, daß keiner der andern Minister das Mehl werth wäre, mit dem er seine Perücke bestreute. Nichts war ihm lieber, wie ein heiteres Gastmahl. Dem Burgunder und Champagner sprach er gern zu.

Er begann seine Verwaltung damit, daß er eine Versöhnung zwischen dem König und seinem Sohne zu Stande brachte. Nicht einmal die Geburt des nachherigen Thronerben im Jahre 1738 hatte bis dahin Georg II. milder stimmen können. Bis zum Januar 1742 wurden die Kinder des Prinzen von Wales nie im Kirchengebete erwähnt. Ende Februar fand im Palaste von St. James die erste Unterredung zwischen Vater und Sohn statt.

Wenn Carteret gehofft hatte, daß er durch diesen Versöhnungs-Act die Opposition zum Schweigen bringen würde, so hatte er sich vollkommen verrechnet. Es zeigte sich, daß es leichter ist, einen allgemeinen Sturm herauf zu beschwören, wie ihn zu besänftigen. Zwar war Sir William Windham gestorben, Pulteney wurde im Juli 1742 zum Earl von Bath gemacht. Aber trotzdem donnerten die Patrioten, nunmehr mit Pitt an ihrer Spitze, wie früher gegen Walpoles, jetzt gegen Carterets schlechte, eigenmächtige, bestechliche Verwaltung. Dieser verstand es nicht, die Abstimmung des Parlaments zu beeinflussen. Mit Verachtung überließ er Anderen die Bestechungen und mit den Bestechungen auch deren Früchte. Er war voll phantastischer, weitaussehender Pläne in der äußeren Politik. Er plante eine Menge von Allianzen und gewaltigen Kriegsunternehmungen. Er wollte die junge Königin von Ungarn mit aller Macht unterstützen und das Haus Bourbon demüthigen. Was an englischen Truppen disponibel gemacht werden konnte, sandte er nach dem Festlande hinüber. Subsidien wurden in noch größerem Maße als bisher an Hannoveraner, Hessen und Holländer gezahlt.

Ueber diese zusammengesetzte „pragmatische Armee" übernahm der König Georg II. selbst im Frühjahr 1743 den Oberbefehl und rückte bis an den Main vor. Sein zweiter Sohn, der Herzog von Cumberland, begleitete ihn.

Mit dieser Politik erwarb sich Carteret die königliche Gunst in

noch höherem Grade, wie sie Walpole besessen hatte. Aber die öffentliche Meinung wandte sich um so mehr von ihm ab. Mit verdoppelter Heftigkeit erhob sich das Geschrei gegen den „hannoverschen" Krieg, gegen den „hannoverschen" Minister. Im Hause der Gemeinen gewannen nun der Herzog von Newcastle und sein jüngerer Bruder, Henry Pelham, täglich mehr an Einfluß. Carteret hielt es unter seiner Würde, sich um die Abstimmungen zu bekümmern. Er war seiner Macht und seines Einflusses auf den König sicher. Er wollte im Cabinet keine Gleichgestellten dulden. Der Opposition seiner Collegen begegnete er mit lustiger Heftigkeit und gut gelauntem Uebermuth.

Alle, die Belohnungen und Beförderungen suchten, wandten sich ohne Erfolg an ihn. Die Angelegenheiten des Continentalkrieges ließen ihm, wie er sagte, nicht Zeit, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern. Es war also natürlich, daß nun die, welche etwas verlangen wollten, ihre Bitten den Brüdern Pelham vortrugen. Dahin wandten sie sich nie vergebens. Diese kräftigen und selbstsüchtigen Charaktere verfügten durch geschickte Anwendung dieses Mittels bald über die überwiegende Mehrzahl des Parlaments. Ebenso verlor Carteret trotz seiner Genialität auch in der Bevölkerung alles Vertrauen. Man hatte von dem Sturz der Walpole'schen Regierung zu viel erwartet. Die Patrioten hatten zu sehr über Mißbräuche im Innern und hannoversche Politik nach Außen geklagt. Als der Nachfolger nun keine gewaltsamen Aenderungen einführte, sondern dieselbe Politik, wie sein Vorgänger, befolgte, war des Tadels kein Ende. Es kam endlich dahin, daß Carteret Niemand für sich hatte, wie den König, den Prinzen von Wales und Pulteney, der seit seiner Ernennung zum Lord die verhaßteste Persönlichkeit in England geworden war.

Sein Sturz schien unvermeidlich. Da rief der Sieg von Dettingen, einem Dorfe zwischen Hanau und Frankfurt, den der König an der Spitze seiner Armee am 26. Juni 1743 über die Franzosen erfocht, noch einmal einen kurzen Umschwung hervor. Man wollte Carteret sogar den Dank des Parlaments votiren. Bald wurde es aber bekannt, daß dem Lord Stair eigentlich das Verdienst dieses Sieges gebühre, und daß durch die Schlacht die Armee aus einer fast verzweifelten Situation befreit war, in die sie durch ungeschickte Führung Stairs selbst hinein gerathen war. An eine Ausbeutung des Sieges hatte man nicht gedacht. Der König und sein Sohn hatten zwar persönliche Bravour im hohen Grade gezeigt, der Letztere war sogar leicht am

Fuße verwundet worden. Die englische Nation konnte ihnen aber nicht vergeben, daß sie während der Schlacht hannoversche Feldzeichen getragen hatten. — Das kaum verstummte Geschrei über „hannoversche" Politik und den „hannoverschen" Krieg erhob sich von Neuem. Man wollte keinen „hannoverschen König" mehr. Der Vorwurf, ein „Hannoveraner" zu sein, war der härteste, den man einem Engländer machen konnte. Lord Carteret war die Persönlichkeit, welcher man diesen Vorwurf vorzugsweise machte. Die Pelhams verstanden es, ihn als den alleinigen Urheber der jetzigen Politik darzustellen. Der König wollte sich aber durchaus nicht von ihm trennen.

Im Spätherbst des Jahres 1744 mußte er jedoch dennoch nachgeben. Carteret schied aus dem Cabinet und wurde zum Earl von Granville ernannt.

Nun begann die langjährige Regierung der Gebrüder Pelham. Der ältere, der Herzog von Newcastle, war ein unwissender, unbedeutender Mensch. Aber wegen seiner ungeheueren Besitzungen und seines unermeßlichen Reichthums hatte er einen bedeutenden Einfluß. Der jüngere dagegen, Henry Pelham, hatte alle Eigenschaften Walpole's, wenn auch in geringerem Grade. Dennoch ist es nicht das Verdienst der Beiden allein, daß unter ihrer Regierung fast jegliche Opposition erstarb und daß es fast wie ein Verrath angesehen wurde, jemals der Partei der „Patrioten" angehört zu haben. Es trafen vielmehr mehrere Einflüsse zusammen, welche dieses Resultat verursachten.

Die Aufregung, welche nach dem Sturze Walpoles geherrscht hatte, beruhigte sich nach und nach und machte im Inneren einer gewissen Abspannung und Erschlaffung Platz. Der Krieg gegen Frankreich, welcher bis dahin höchst unpopulär gewesen war, vereinigte jetzt mit einem Male sämmtliche Parteien zu einer Anspannung aller Kräfte der Nation.

Es war der Tod des Cardinals Fleury, welcher im Januar 1743 starb, der in seinen Nachwirkungen diese unerwarteten Folgen hatte. Während der längsten Zeit seiner Amtsführung hatte dieser Staatsmann die friedliche Politik Sir Robert Walpoles unterstützt. Seit dem Jahre 1726 war er der erste Minister in Frankreich. Er war kein Genie ersten Ranges, kein glänzendes Talent. Aber er hatte einen praktischen Verstand und, was noch mehr war, er war gewissenhaft und ehrlich. Für den jungen König hatte er eine große Zuneigung, für sein Vaterland den Eifer eines warmen Patrioten. Seine

übertriebene Frömmigkeit veranlaßte ihn leider zu einer parteiischen Unterstützung der Jesuiten, und zu strenger Verfolgung ihrer Gegner, der Jansenisten. Aber das ist fast der einzige Tadel, der ihn trifft. Sein großes Verdienst ist es dagegen, daß er mit dem Vermögen des Königs und des Landes sparsam war; dazu liebte er den Frieden. Auch den jetzigen Krieg führte er ungern und flau. Seine Gleichgiltigkeit hielt Frankreich von der Verwendung seiner ganzen gewaltigen Macht zurück. Unter seiner Verwaltung erholte es sich etwas von dem Elend, in das es durch Ludwigs XIV. unaufhörliche Kriege, die Mißregierung des Regenten und den Actienschwindel des berüchtigten Law gerathen war. Die neue Thronfolge-Ordnung in England sah er als unumstößlich an.

Nach dem Tode Fleurys änderte sich Alles. Der junge König Ludwig XV. erklärte, er wolle die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nun selbst übernehmen. Er sei der Bevormundung durch seine Minister müde.

Indessen, nach wenigen Monaten stand er ebenso wie bisher unter dem unbedingten Einflusse eines energischen und ehrgeizigen Ministers. Der vormalige Erzbischof von Lyon, Tencin, hatte durch Schmeichelei des Cardinals Fleury sich selber im Jahre 1739 den Cardinalshut zu verschaffen gewußt. In Rom lernte er die Königsfamilie der Stuarts kennen, um deren Gunst er sich eifrig bewarb. Der Pabst hatte ihn gern; mit dem französischen Hofe blieb er im fortwährenden Verkehr. Er war sanft, einschmeichelnd und von selten gefälligen Formen. In Frauen-Intriguen war er unübertrefflich. Er glänzte durch witzige Unterhaltung. Diesen Eigenschaften verdankte er seine Berufung an den französischen Hof, und am 13. August 1743 wurde er, 63 Jahr alt, zum Staatsminister ernannt. Zwar sollte er nur den Titel dieses hohen Amtes führen, aber die auswärtige Politik Frankreichs leitete er trotzdem bald ganz allein.

Die Geschichte ist den Eigenschaften dieses Staatsmannes nicht völlig gerecht geworden. Man hatte ihm, ehe er an den Hof kam, mehr Geist zugeschrieben, als er wirklich besaß. Nachher, als er im Amte war, beurtheilte man ihn dagegen zu gering. Es ist wahr, daß er, wie seine Zeitgenossen sagten, falsch wie ein Rechenpfennig, und unwissend wie ein Dorfpriester war. Auch kannte er nichts von der französischen Geschichte und in der Geographie versetzte er Paraguay an die Küste von Coromandel.

Dennoch gab er dem unglücklichen Kriege, in welchem Frankreich bei seinem Amtsantritte verwickelt war, bald eine andere Wendung.

Namentlich in dem Auftreten gegen England war er voll weitaussehender, gewaltiger Pläne.

Zur Zeit seines Aufenthalts in Rom waren die ersten Abgesandten der jacobitischen Partei bei dem Prinzen Carl Eduard erschienen. Ihre Bitten, sich an ihre Spitze zu stellen, konnten sie mit Hinweis auf die allgemeine Unzufriedenheit in England begründen.

Es war eben die Zeit, wo die Unpopularität des Königs Georg schon einen hohen Grad erreicht hatte, wo fast die ganze Bevölkerung einstimmig war in ihrem Haß gegen den hannoverschen König. Die Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn gaben der ganzen Situation noch einen doppelt gehässigen Charakter. Es ist daher nur zu begreiflich, daß nicht nur die unglücklichen Stuarts glaubten, man würde ihre Rückkehr auf den Thron Englands mit Freuden begrüßen, sondern, daß auch der ihnen befreundete Cardinal Tencin ihre Anschauungen theilte. Es ist nicht zu verwundern, daß er nicht die tiefe Kenntniß des englischen Volkscharakters besaß, welche der Cardinal Fleury hatte. Ihm fehlte die Schärfe des Urtheils, zu erkennen, daß gerade der erbitterte Zwist zwischen Georg II. und dem Prinzen von Wales für die vertriebene Königsfamilie nur unglückliche Folgen hatte.

Der Umstand, daß sowohl an der Spitze der Regierungspartei, wie an der der Opposition ein protestantischer Fürst stand, machte die Angelegenheit der katholischen Stuarts ganz aussichtslos. Nur im äußersten Norden von Schottland war Alles reif für einen Aufstand und bei einigen Grundbesitzern auf dem Lande in England war auf eine unthätige Sympathie zu rechnen.

Der neue französische Staatsminister handelte aber seiner Auffassung gemäß. Bald nach seinem Amtsantritt, im Sommer 1743, plante er die Landung eines französischen Heeres an der englischen Küste. Der Marschall von Sachsen sollte es befehligen. Der jugendliche Prinz Carl Eduard bekam eine geheime Aufforderung vom französischen Hofe, sich der Expedition anzuschließen. Man hoffte, daß sein Erscheinen an der großbritannischen Küste einen allgemeinen Aufstand hervorrufen würde. Ein glänzender Erfolg schien umsomehr wahrscheinlich, weil der größte Theil des englischen Heeres in Flandern stand.

Die Nachricht von dieser Aufforderung wurde von einem der Spione, welche seit langer Zeit im Auftrage der britischen Regierung den Prinzen beobachteten, nach England überbracht. Sie hatte aber ganz die entgegengesetzte Wirkung, die man französischerseits gehofft hatte.

Die Besorgniß, daß ein katholischer König sich des Thrones wieder bemächtigen könne, beschwichtigte auf der Stelle die Unzufriedenheit. Alle Parteien vereinigten sich nun, den verhaßten und verspotteten protestantischen König zu unterstützen. Fast jede Opposition im Parlamente hörte auf. Pitt, sonst der beständige Gegner jedes Ministeriums, bewilligte den Pelhams, was sie zur Vertheidigung des Landes verlangten. Es war nun mit einem Male nicht mehr ein hannoverscher, sondern ein englischer Krieg.

Drittes Kapitel.

Der Prinz Jacob Stuart fand für seine getäuschten Hoffnungen auf den Thron von Großbritannien und für sein zerstörtes Familienglück einigen Ersatz in seinen heranwachsenden Söhnen. Er hatte seit längeren Jahren seinen dauernden Aufenthalt in Rom genommen. Die Jünglinge waren der Stolz und die Freude des Vaters. Er liebte es, mit ihnen die Festlichkeiten der vornehmen Welt zu besuchen, wo die jungen Prinzen von den schönen Römerinnen sehr ausgezeichnet wurden. Die ungewöhnliche Grazie ihres Aeußeren und die Liebenswürdigkeit ihrer Formen gewannen ihnen alle Herzen. Ihre auffallende Gewandtheit im Tanzen wird von Augenzeugen gerühmt. Nur ungern trennte sich der Vater von ihnen. Mit Widerstreben hatte er die Einwilligung gegeben, als der älteste als Freiwilliger an den spanischen Feldzügen in Neapel theilnehmen wollte.

Die anziehende Persönlichkeit des Prinzen Carl Eduard besonders hatte schon lange die Aufmerksamkeit der jacobitischen Partei in England, namentlich aber in Schottland auf sich gezogen. Nach dem Aus-

bruche des Krieges im Jahre 1739 richtete sich von Neuem der Blick auf ihn. Die englische Regierung hielt es für nöthig, seine Schritte durch besoldete Spione überwachen zu lassen.

Glühende Hoffnungen erwachten in den Herzen der treuen Anhänger der Stuarts. Man knüpfte im Geheimen Verbindungen mit ihnen an. Doch man sah ein, daß ohne auswärtige Hülfe auf keinen Erfolg zu hoffen war, so unpopulär zu der Zeit auch die hannoversche Königsfamilie war.

In Schottland traten bereits im Jahre 1740 sieben Personen zu einer Verschwörung zusammen, welche sich verpflichteten, ihr Leben und Vermögen zu wagen, wenn irgend ein ausländisches Hülfscorps in Schottland landete. Es waren dies der Earl von Traquair, sein Bruder John Stuart, der Titular-Herzog von Perth, dessen Onkel Lord John Drummond, Sir James Campbell von Auchinbreck, der junge enthusiastische Lochiel und endlich der alte selbstsüchtige Lord Lovat.

Die Verschworenen entsendeten einen gewissen Mac Gregor von Bohaldie, auch Drummond genannt, zum Prätendenten nach Rom. Von da begab sich derselbe mit einem Memoire über ihre Pläne nach Paris, welches zugleich eine Liste der jacobitischen hochländischen Chefs enthielt. Cardinal Fleury konnte die Feinde seiner Feinde nicht anders wie freundlich aufnehmen.

Der Abgesandte wurde durch Jacobs Agenten in Paris, einem gewissen Sempill, der sich auch Lord Sempill nannte, eingeführt.

Indessen der französischen Regierung mußte es von besonderem Werth sein, über die Stimmung der jacobitischen Partei in England unterrichtet zu sein, ehe sie etwas Definitives unternahm. Sie sendete deshalb im Anfange des Jahres 1740 einen Colonel Brett, um mit den Häuptern derselben in Verhandlung zu treten.

Die hervorragendsten Persönlichkeiten unter den Jacobiten zu der Zeit scheinen in den westlichen Grafschaften der junge kränkliche Herzog von Beaufort und dessen Bruder Lord Sommerset gewesen zu sein. In Nord-Wales standen Sir Wathim Wynn, in London Lord Barrymore und Colonel Cecil, in Oxford Dr. William King an der Spitze der Partei. Der thätigste Führer war jedoch Sir John Hinde Cotton, Parlamentsmitglied für die Grafschaft Cambridge, während Shippen, sonst der eifrigste Jacobit, in seinem Alter von 68 Jahren seine frühere Energie verloren hatte. Brett konnte in zwei Monaten ziemlich günstig von England berichten. Die Parteiführer entschlossen

sich sogar, den Lord Barrymore mit einer Mission an den französischen Hof zu betrauen. Dieser wurde vom Cardinal Fleury in Gegenwart Sempills empfangen.

Bestimmte Versprechungen von Unterstützung wollte der Minister aber nicht eher machen, ehe er nochmals genauere Nachrichten über die Stimmung in England eingezogen hätte. Er schickte den Marquis von Clermont dahin. Im September kehrte der neue Gesandte zurück. Auch seine Berichte waren den jacobitischen Absichten günstig.

Doch erst, als der Tod des Kaisers Carl VI. im December den Ausbruch des Krieges gewiß machte, konnte dem Cardinal das Versprechen abgerungen werden, die irische Brigade solle mit einem großen Vorrath von Waffen und Munition nach Schottland geschickt werden, wenn Bohaldie von den hochländischen Häuptlingen bestimmte Zusicherungen zu bringen vermöchte. Das spanische Cabinet suchte man zu einem ähnlichen Unternehmen zu veranlassen. Aber bei diesen Verhandlungen blieb es.

Das Alter hatte Fleury vorsichtig und zaghaft gemacht. Er konnte sich während der letzten Jahre seines Lebens nicht entschließen, den Krieg mit England, in den er überhaupt nur ungern eingetreten war, anders wo, als in Flandern zu führen. Und auch da wurde er lässig betrieben. Ein Jahr nach dem andern verging, ohne daß der französische Minister ihm durch offene Unterstützung der Stuarts einen anderen Charakter geben mochte.

Erst die Ernennung des dem Prinzen befreundeten Cardinals Tencin zum Minister in Frankreich gab den unbestimmten Aussichten der Jacobiten eine greifbare Gestalt. Die geheime Aufforderung des französischen Hofes, nach Frankreich zu kommen, kam dem kühnen, romantischen Geiste des Prinzen sehr gelegen. Mit Freuden war er bereit, die Gelegenheit zu ergreifen, um den Thron seiner Vorfahren wieder zu erobern.

Sein Vater aber war untröstlich. Weltlicher Ehrgeiz hatte kaum noch einen Reiz für ihn. Zahlreiche getäuschte Hoffnungen hatten ihm den Glauben an einen endlichen Erfolg seiner Angelegenheit genommen. Die jugendlichen kühnen Pläne seines Sohnes theilte er nicht. Dennoch mochte er aber von dem Versuch nicht abrathen.

Der Abschied von Vater und Sohn war ein wahrhaft ergreifender. Thränen erstickten die Stimme des alten Prätendenten, als sein Sohn die Hoffnung aussprach, ihm binnen Kurzem drei Kronen zu Füßen

legen zu können, und er ihn nur bitten mochte, sein eignes Leben zu schonen, das ihm mehr werth sei, als alle Kronen der Welt.

Am 9. Januar 1744 reiste der junge Prinz in der Verkleidung eines spanischen Couriers von Rom ab. Der Cardinal Aquaviva hatte ihm Pässe verschafft. Er wußte, daß der Herzog von Savoyen von der englischen Regierung bestochen war, um ihn gefangen zu nehmen und daß die britische Flotte im Mittelmeer Auftrag hatte, auf ihn zu fahnden. Sein Großvater und sein Vater hatten nie ihre Pläne vor ihrer Umgebung geheim halten können und dadurch selbst die besten zum Scheitern gebracht. Diesen Fehler besaß der junge Prinz nicht. Niemand erfuhr es früher, daß er wirklich Rom unter dem Vorwande einer Jagdpartie verlassen, als bis er glücklich die Staaten Toscana und Genua passirt und den Hafen von Savona erreicht hatte.

Die Jahreszeit verbot eine Ueberschreitung der Alpen zu Lande. Er schiffte sich also hier in einem kleinen Fahrzeug ein und landete nach kurzer Fahrt, auf welcher er unentdeckt durch die ganze englische Flotte segelte, in Antibes an der französischen Küste. In Paris hielt er sich nur kurze Zeit auf. Am Hofe suchte und fand er keinen Zutritt. So gelang es, seine Reise und deren Zweck vor der ganzen Welt geheim zu halten. Ohne daß Jemand wußte, wo er sich aufhielt, gelangte er glücklich nach Gravelingen. Hier lebte er in tiefster Verborgenheit während des Frühlings des Jahres 1744 unter dem Namen eines Chevalier Douglas. Von der Küste der Picardie aus erblickte er nun zum ersten Male die Küste des Landes, das seine Vorfahren so lange beherrscht hatten. Von Tag zu Tag mußte er aber seine Ungeduld, sich dahin einzuschiffen, bemeistern. Die Vorsicht gebot ihm, so wenig als möglich sein Haus zu verlassen. Von einem einzigen Diener begleitet, in unscheinbarem Anzuge, wagte er nur bisweilen, auf den Markt zu gehen, um für sich selbst Fische und andere Lebensmittel einzukaufen.

Endlich kam die Zeit, wo er sein freiwilliges Gefängniß verlassen durfte. Der Admiral Roquefille, der Befehlshaber der französischen Canal-Flotte, war ausgelaufen und bis in die Höhe von Spithead gelangt, ohne einen Gegner zu finden. Er schrieb also dem Marschall von Sachsen, welcher die französischen Streitkräfte in Flandern befehligte, daß nun der lang ersehnte Augenblick da zu sein schiene, um ein französisches Heer an die englische Küste zu werfen. Der Marschall

kam der Aufforderung unverzüglich nach. Die 7000 Mann, welche schon seit einiger Zeit bei Dünkirchen versammelt waren, wurden sofort an Bord der Transportschiffe gebracht. 8000 Andere erhielten Befehl, sobald als möglich zu folgen. Der Feldherr selbst schiffte sich mit dem Prinzen Carl Eduard auf demselben Fahrzeuge ein. Man beabsichtigte, an der Küste von Kent oder auf der Insel Thanet zu landen. Alle Umstände schienen die Unternehmung zu begünstigen. Unbestimmte Nachrichten von den französischen Plänen waren bereits nach England gelangt. Der Schrecken war unbeschreiblich. Man wußte, daß die britischen Truppen fast sämmtlich auf dem Continente kämpften. Man hatte einer Invasionsarmee nur die wenig zuverlässigen Milizen entgegenzusetzen. Da errettete noch einmal, wie schon so oft, ein Sturm England von der drohenden Gefahr. Ein günstiger Wind hatte den Admiral Roqueville mit der französischen Flotte glücklich bis zum Cap Dungeneß gegenüber von Calais gebracht. Da sah er plötzlich ein überlegenes feindliches Geschwader unter Sir John Norris vor sich. Ein Kampf mit demselben schien unvermeidlich. Der Ausgang konnte bei den Mißverhältnissen der Streitkräfte für die Franzosen nur verderblich werden. Der englische Admiral aber war ein unentschlossener Mann. Er sah zwar, daß der Sieg ihm nicht entgehen konnte, wenn er sofort angriff; doch er verschob den Angriff auf den nächsten Tag. Als nun die Sonne aufging, die dem englischen Siege leuchten sollte, waren die französischen Schiffe verschwunden und hatten vor dem überlegenen Feinde Schutz in den vaterländischen Häfen gesucht. Vergeblich suchte Norris sie zu erreichen. Durch seine nutzlose Verfolgung gab er vielmehr den Canal der Ueberfahrt der Transportflotte frei. In diesem folgenschweren Momente schienen sich jedoch die Elemente gegen Frankreich verschworen zu haben. Es erhob sich einer jener heftigen Nordweststürme, welche auf dem Canal zu wüthen pflegen. Er zertrümmerte nicht allein einen Theil der Schiffe, welche der Admiral Roqueville führte, bevor sie den schützenden Hafen erreichten, sondern er warf auch eine Menge der Fahrzeuge auf den Strand, welche die Armee bei Dünkirchen nach England übersetzen sollten.

Diese Unglücksfälle beugten das Vertrauen der französischen Staatsmänner wieder. Der Cardinal Tencin war keiner der großen Charaktere, welche auch im Unglück ruhig Fassung bewahren. So feurig er bis dahin den Plan einer Landung betrieben hatte, so vollständig gab er ihn jetzt auf. Die Truppen von Dünkirchen wurden zurückgezogen.

Der Marschall von Sachsen ging nach Flandern zurück. Die französische Regierung, die eben noch die Thronansprüche der Stuarts vertreten hatte, besorgte nun, daß dadurch der Krieg in unerwünschter Weise an Ausdehnung und Erbitterung zunehmen möchte. Man suchte also den Prinzen auf gute Art los zu werden. Der officielle Verkehr mit ihm wurde abgebrochen. Subsidien wollte man ihm, trotz seiner dringenden Bitte, nicht bewilligen. Dennoch konnte man sich nicht entschließen, ihn ganz fallen zu lassen. Man hielt ihn im Geheimen mit leeren Versprechungen hin, um für den Fall, daß seine Pläne dennoch glücken sollten, dieselben zum Nutzen der französischen Politik ausbeuten zu können.

Carl Eduard selbst war nach dem Scheitern der Unternehmung des Marschalls von Sachsen der Verzweiflung nahe. Täglich hatte er die weißen Kreidefelsen der englischen Küsten vor Augen, an denen er gehofft hatte, empfangen von einer jubelnden Bevölkerung, zu landen. Seine jugendliche Phantasie ließ ihn glauben, daß das Volk Englands den Moment herbeisehnte, wo es die verhaßte hannoversche Königsfamilie vertreiben und die Stuarts auf den Thron zurückführen könnte. Er wollte allein in einem Fischerboot nach England hinüber. Die Mittheilungen, die er durch Abgesandte seiner Partei stets erhalten hatte, bestärkten ihn in der Ansicht, daß die Mehrzahl der englischen Bevölkerung nur daran dächte, einen Thronwechsel herbeizuführen. Er theilte die Illusionen, welche den Heimathslosen in der Fremde eigenthümlich zu sein pflegen. Für die Politik und die Interessen Großbritanniens hatte er keine Auffassung. Nach seiner ganzen Erziehung hielt er die Frage der legitimen Erbfolge für die allein wichtige, und nur mit Mühe gelang es dem alten Earl Marishall*), ihn für eine ruhigere Anschauung zu gewinnen.

Mittheilungen hochländischer Häuptlinge, welche erklärten, daß sie Nichts für ihn thun würden, wenn er nicht mit einem Heere von wenigstens 6000 Mann nach Schottland käme und Waffen für 10,000 Mann mitbrächte, überzeugten ihn, daß er auch hier Nichts zu hoffen hatte.

In seinem Eifer, gegen den „Usurpator“ seiner Krone zu kämpfen, wollte der Prinz nun als Freiwilliger in die französische Armee ein-

*) Er war ein älterer Bruder des preußischen General-Feldmarschalls v. Keith, welcher in der Schlacht von Hochkirch den Heldentod starb.

treten. Wieder war es der Graf Marishall, der ihn von diesem Plane abbrachte. Er hatte an dem unglücklichen Aufstande von 1715 theilgenommen und kannte die Stimmung des englischen Volkes genau. Seine Warnung, daß ein englischer Prinz, der auf französischer Seite gegen seine eigenen Landsleute kämpfte, keine Aussicht auf den englischen Thron habe, fiel auf günstigen Boden.

Carl sah ein, daß er für jetzt seinen Plänen entsagen müsse. In seinem Innern aber dachte er nur daran, sie zu einer günstigeren Zeit zu verwirklichen. Je weniger er auf die Unterstützung eines französischen Heeres rechnen konnte, destomehr mußten sich seine Blicke den schottischen Hochlanden zuwenden.

Auch der Cardinal Tencin hatte ihn, um seine dringenden Bitten um Hilfe los zu werden, auf die günstige Stimmung und die militärische Kraft der Clane hingewiesen. Die Erinnerung an die glänzenden Thaten, welche Montrose und Dundee für seine Vorfahren mit den kleinen Heeren der Bergschotten ausgeführt hatten, mußten die Phantasie des jungen Prinzen aufs Höchste begeistern. Die wahren Ursachen, welche diese Unternehmungen trotz ihres glänzenden Anfanges hatten scheitern lassen und in den Eigenthümlichkeiten der Hochländer begründet waren, erkannte er nicht und konnte er auch bei seiner oberflächlichen Kenntniß der dortigen Zustände nicht wohl durchschauen. In dem Mißgeschick, welches die hochländischen Waffen stets schließlich betroffen hatte, sah er nur die Wandelbarkeit des Kriegsglückes und mit dem leichten Muth der Jugend hoffte er selbst auf bessern Erfolg.

Der Plan, selbst wenn es nöthig wäre, sich ganz allein nach den schottischen Hochlanden zu begeben und die Clane für seine Sache zu den Waffen zu rufen, stand von nun an bei ihm unerschütterlich fest.

Die Abmahnungen, welche sämmtliche Häuptlinge mit der alleinigen Ausnahme des Herzogs von Perth ihn zukommen ließen, konnten ihn nicht wankend machen.

Carl wußte, daß der Erfolg seiner tollkühnen Unternehmung hauptsächlich von der Bewahrung des Geheimnisses abhinge. Lange 16 Monate war er gezwungen, noch im Verborgenen zuzubringen, ehe er an die Ausführung gehen konnte. Während dieser Zeit hielt er sich meistens in der Nähe von Paris auf.

Alle Versuche, von der französischen Regierung Unterstützung an Geld und Waffen zu erlangen, blieben fruchtlos. Nun mußte er noch erfahren, daß die schottischen Häuptlinge einen der ihrigen beauftragt

hatten, seine beabsichtigte Landung zu verhindern. Selbst unter seinen eigenen Anhängern erhoben sich Zwistigkeiten. Dennoch beharrte er mit unbeugsamem Geist bei seiner Absicht.

Endlich winkte nach dem großen Siege, welchen die Franzosen am 11. Mai 1745 über das englische Heer bei Fontenoy erfochten, ein neuer Hoffnungsschimmer. Die Niedergeschlagenheit, welche infolge dessen in England herrschte, forderte zur Benutzung heraus. Seine Juwelen hatte Carl schon lange verpfändet. Ein Bankier Namens Waters wagte es, ihm die Summe von 180,000 Livres zu leihen, womit er 20 kleine Feldgeschütze, 1000 breite Schwerter und 1500 Flinten kaufte. 4000 Livres blieben nach diesen Ausgaben noch für die unmittelbaren Bedürfnisse der Unternehmung übrig.

Die größte Schwierigkeit war, ein Fahrzeug zur Ueberschiffung zu gewinnen. Endlich ward auch diese gehoben. Ein Kaufmann in Nantes, Namens Walsh, erklärte sich bereit, eine kleine Corvette von 16 Kanonen, „la Doutelle“ genannt, herzuleihen, welche er im Auftrage der französischen Regierung, der damaligen Kriegssitte gemäß, als Caper ausgerüstet hatte. Der Umstand, daß derselbe Walsh der Sohn eines Irländers war, welcher mit Jacob II. nach Frankreich herübergekommen war, machte ihn geneigt, die Unternehmung zu unterstützen.

Die französische Regierung hatte bis jetzt nicht gewagt, dem Prinzen offen ihren Beistand zu leihen. Nach dem Siege von Fontenoy aber entschloß sich der Cardinal Tencin, endlich wenigstens Etwas zu thun. Die Fregatte Elizabeth von 68 Kanonen erhielt den Auftrag, an der schottischen Küste zu kreuzen. Eine geheime Instruction aber befahl dem Capitän, das kleine Schiff, welches den Prinzen führte, zu escortiren. Auch nahm die Fregatte fast den ganzen Vorrath von Geschützen und Waffen, welche Carl Eduard sich verschafft hatte, an Bord. Die Vorbereitungen waren ganz geheim geblieben. Der Prinz selbst, um jeglichen Verdacht abzuwenden, hielt sich während der letzten Tage vor seiner Abfahrt beim Herzog von Bouillon auf und jagte eifrig mit ihm in den wilden Thälern der Ardennen. Endlich waren alle Zurüstungen vollendet. Die wenigen Gefährten, welche an der Expedition theilnehmen sollten, begaben sich, Jeder für sich, an den bestimmten Sammelplatz. Ihr Führer selbst hatte, um sicherer unbekannt zu bleiben, die schwarze Tracht eines französischen Studenten angelegt.

Nur sieben Personen begleiteten Carl Eduard auf seiner abenteuerlichen Fahrt. Der greise Marquis Tullibardine war der bedeutendste

und einflußreichste von ihnen. Er hatte schon an dem unglücklichen Aufstande von 1715 theilgenommen und war damals mit genauer Noth nach den Festlande entkommen. Seines Vaters bedeutende Besitzungen in der Nähe von Perth waren in Folge dessen zugleich mit dem Titel eines Herzogs von Atholl nach dessen Tode auf seinen jüngeren Bruder übergegangen. Aber alle Schicksalsschläge hatten seine Anhänglichkeit an das Haus der Stuarts nicht erschüttern können. Mit jugendlicher Begeisterung folgte er seinem jungen Fürsten zu dieser neuen Unternehmung.

Außerdem begleiteten ihn folgende Personen: Sir Thomas Sheridan, der langjährige Erzieher des Prinzen, ein protestantischer Irländer, Sir John Macdonald, ein Offizier in spanischen Diensten, Mr. Kelly, ein englischer Geistlicher, der viele Jahre im Tower wegen des Verdachts der Theilnahme an dem berühmten Complott des Bischofs von Rochester, Atterbury, gefangen gesessen hatte, O'Sullivan, ein irländischer Offizier in französischem Dienst, welcher Adjutant bei dem Marschall von Maillebois in Italien gewesen war, Francis Strickland, ein junger Engländer, und endlich Aeneas Macdonald, ein Banquier aus Paris, jüngerer Bruder des schottischen Häuptlings Macdonald von Kinloch=Moidart.

Man hat es als ein besonderes Unglück angesehen, daß von allen diesen Personen nur O'Sullivan etwas von der Kriegskunst verstand. Ich kann aber nicht glauben, daß eine Kenntniß der gekünstelten taktischen Formen und der ganzen methodischen Kriegführung der damaligen Zeit für eine Unternehmung, die mit den halbwilden Banden der schottischen Hochlande ausgeführt werden sollte, von Werth gewesen wäre.

Ein General, der den Krieg nur von den Schlachtfeldern des achtzehnten Jahrhunderts kannte, würde einen Erfolg von vornherein für ganz unmöglich gehalten haben. Daß Carl Eduard das Vertrauen zu einem günstigen Ausgange faßte und beinahe den Thron Großbritanniens umstürzte, verdankte er wesentlich dem Umstande, daß er in den Formen der Linear=Taktik nicht verkommen war.

Die acht genannten Personen begaben sich am Sonntag den 22. Juni 1745 um sieben Uhr Abends in St. Nazaire an der Mündung der Loire an Bord der „Doutelle", um die Krone der drei Reiche, England, Schottland und Irland, dem Hause Hannover zu entreißen. Wohl noch nie ist eine Unternehmung solcher Größe mit so geringen Mitteln unternommen und dem Gelingen so nahe gebracht worden.

An der Insel Belle Isle mußte die kleine Corvette vierzehn Tage stille liegen und auf die Elizabeth warten, welche sie escortiren sollte. Endlich am 12. Juli erschien die Fregatte und nun ging man sofort unter Segel. Die Gegend, die man für die Landung ausersehen hatte, war die westliche zerrissene Küste des nördlichen Schottlands, insbesondere die Insel Mull. Dort wohnten die verschiedenen Stämme der Macdonalds, deren Häuptlinge für ihre Anhänglichkeit an die Stuarts bekannt waren. Durch Vermittlung Aeneas Macdonalds konnte man hoffen, sie mit Leichtigkeit zum Aufstande zu bringen.

Am vierten Tage nach der Abfahrt von Belle-Isle entdeckte man plötzlich nordwärts, in der Höhe des Cap Lizard, ein großes englisches Kriegsschiff „the Lion" von achtundfünfzig Kanonen. Ein Zusammenstoß war nicht zu vermeiden. Die Elizabeth nahm den Kampf auf, der während sechs Stunden mit der größten Hartnäckigkeit geführt wurde. Der Ausgang blieb unentschieden. Beide Schiffe erlitten aber solche Havarien, daß jedes in dem heimathlichen Hafen Schutz suchen mußte.

Der Prinz hatte mit der größten Spannung den Ausgang des Gefechtes erwartet. Er wollte durchaus nicht müßiger Zuschauer sein. Der Capitain der „Doutelle" hatte Mühe, seinen Bitten zu widerstehen; er wollte aber das Schicksal der ganzen Expedition, insbesondere aber das seines eigenen Schiffes nicht in Frage stellen.

Durch die Rückkehr der Elizabeth war Carl Eduard zugleich des größten Theil seiner Waffen und Vorräthe beraubt. Aber auch dieser Unglücksfall konnte seinen Muth nicht beugen. Das kleine Schiff, auf welchem jetzt allein seine Hoffnungen beruhten, mußte nunmehr mit der äußersten Vorsicht verfahren. Kein Licht durfte zur Nachtzeit brennen. Kaum wagte man eine verborgene Lampe anzuzünden, um den Kompaß zu beleuchten.

Indessen nur einmal noch sah man von Weitem ein feindliches Schiff, dem die Doutelle mit leichter Mühe entging. Zehn Tage nachher erblickte der Prinz sodann mit unsäglicher Freude die wilden Felsklippen der hebridischen Inseln. Ein gewaltiger Adler kreiste über dem Schiffe. Der greise Marquis Tullibardine hielt es für eine günstige Vorbedeutung, daß der König der Vögel den Prinzen bei seiner Ankunft in Schottland begrüßte.

Am Freitag den 18. Juli 1745 endlich warf die Doutelle Anker an dem kleinen Felseneiland Erisca, zwischen den Inseln Barra und

South-Uist. Der Prinz mit seinen wenigen Anhängern stieg ans Land. Nur der alte Marquis mußte wegen Krankheit an Bord bleiben.

Dichter und Historiker haben das schottische Hochland, dessen Küste Carl nun glücklich erreicht hatte, mit einem Zauber der Romantik geschmückt, den es zu der Zeit gar nicht besaß.

Seine felsigen Gestade waren vielmehr wegen der Gefahren, die den Schiffen von ihnen drohten, aufs Aeußerste gefürchtet. Niemand dachte daran, sie wegen ihrer wilden Schönheit zu besuchen. Noch vor fünfzig Jahren wurde es als ein Beweis von großer Kühnheit angesehen, wenn ein Schiffer es wagte, durch das Gewirr der Lofoddeninseln, durch die drohenden Gefahren des Maelstroms sich der zerrissenen Küste Norwegens zu nähern. Ebenso durften damals nur wenige mit den Oertlichkeiten genau bekannte Seefahrer es unternehmen, sich den ganz ähnlich geformten Ufern Nord-Schottlands zu nähern.

An die zerklüfteten Basaltfelsen der Inseln Skye und Mull brandeten wie jetzt die eisigen Wogen des atlantischen Oceans, aber noch suchte kein Tourist die berühmte Höhle Fingals auf, die jetzt von Hunderten von Besuchern bewundert wird.

Wenige Schiffe genügten, um den ärmlichen Bewohnern der Gegend ihre Bedürfnisse zuzuführen. Sie selbst aber, mit allen Untiefen und Felsenriffen genau bekannt, wagten sich mit leichten Booten auf das Meer hinaus, um Fische für ihren Lebensunterhalt zu fangen.

Die Schwierigkeiten, welche sich dem Reisenden entgegen stellten, der zu Lande in die schottischen Gebirge eindringen wollte, waren fast noch größer. Zwar lief von Edinburg aus längs der Küste eine Poststraße nach Norden. Sie verband die Orte, welche in dem Saume niedrigen Landes liegen, der im Osten Schottlands sich zwischen dem Berglande und der See hinzieht. Ebenso bestand eine regelmäßige Verbindung zwischen den Ortschaften des breiten Hügellandes, welches den südlichen Theil Schottlands vom Frith of Forth bis zur englischen Grenze bildet.

Alle Wochen einmal vermittelte ein reitender Bote auf einem elenden Thiere die Correspondenz. Die Zeitungen waren damals erst im Entstehen. Bei den Gutsbesitzern einer ganzen Gegend circulirte ein Exemplar des „weekly dispatch“, welches alle acht Tage durch die Post gewechselt wurde. Diese Dörfer und Städte hatten nicht das wohlhabende, reinliche Aeußere, welches jetzt den Reisenden entzückt. Armselige Häuser standen zu beiden Seiten des holperigen Reitwegs.

Die halb geöffneten Thüren dienten als Rauchabzüge. Torf- und Düngerhaufen lagen vor ihnen aufgethürmt und waren die Spielplätze einer reichen Zahl schmutziger blondhaariger Kinder. Der Raum zwischen den Wohngebäuden und die nächste Umgebung der Ortschaften war mit Kohlgärten ausgefüllt. Kartoffeln gab es da noch nicht. Die Gärten waren durch Einfriedigungen von Schirling und Disteln getrennt. Halbzerfallene Steinmauern bildeten die Grenzen der größeren Grundstücke. Im Ganzen war es das Bild eines niedersächsischen Dorfes, wie man es noch heute in den Haiden des nördlichen Hannovers und Oldenburgs sieht. Wie dort stürzten sich aus jedem Gehöfte eine Menge bissiger, rauhhaariger Hunde auf den seltenen Wanderer. Ein Franzose, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Straße passirte, glaubte, daß diese von der Postverwaltung in den Dörfern zu dem Zwecke vertheilt seien, um die elenden Mähren, welche den Relaisdienst besorgten, von einem Ort zum andern zu hetzen.

Innerhalb eines Haufens elender Dorfhütten standen die Schlösser der niederländischen Barone. Sie lagen meistens von der Hauptstraße etwas zurückgezogen und waren mit Wassergräben und Steinmauern umgeben. Früher, als der Adel noch über eine Zahl bewaffneter Lehnssassen verfügen konnte, bildeten diese Wohnsitze in den unaufhörlichen Fehden und Aufständen willkommene Schutz- und Stützpunkte. Jetzt, nachdem infolge der letzten jacobitischen Erhebungen die Niederlande vollständig entwaffnet waren, konnten sie nicht einmal genügende Sicherheit gegen die räuberischen Einfälle einzelner Hochländer gewähren, die sich nur zu oft wiederholten. Der Schutz, den die Regierung der ackerbauenden Bevölkerung des Unterlandes dagegen bieten konnte, genügte nicht. Die sächsischen Grundbesitzer suchten also ihre Unterthanen und namentlich ihre Heerden dadurch zu sichern, daß sie mit den benachbarten hochländischen Häuptlingen einen Vertrag abschlossen. Sie zahlten diesen alljährlich einen Tribut, wogegen sie die Garantie gegen räuberische Anfälle übernahmen.

So waren die Bewohner des Unterlandes allmählig aus einem Zustande immerwährender Fehden in eine Abhängigkeit von ihren hochländischen Nachbarn gerathen, welche diese auch auf die politischen Verhältnisse auszudehnen strebten. Die Städte an der schottischen Küste waren von denselben Gewaltthätigkeiten bedroht.

Mac Auley erzählt in seiner Geschichte von England, wie die Stadt Inverneß, damals nur ein enger schmutziger Ort, einst von den

Stämmen der Macdonalds mit Brandschatzung bedroht wurde und sich nur durch Zahlung einer Geldsumme und Gewährung anderer schimpflicher Bedingungen loskaufen konnte. Auch die anderen Städte Schottlands waren zu der Zeit noch weit vom Stande der Wohlhabenheit entfernt, den sie seitdem erreicht haben. Glasgow, jetzt der Einwohnerzahl nach die dritte Stadt Großbritanniens mit 380,000 Einwohnern, wurde im Jahre 1743 nur von 77,000 Menschen bewohnt. So hat seine günstige Lage am schiffbaren Clyde den Aufschwung des Gewerbfleißes und des Handels begünstigt. Paisley war 1725 noch ein Dorf; jetzt ist es eine blühende Stadt von 50,000 Einwohnern mit Seide-, Band- und Mouslinfabriken.

Die inneren Zustände des eigentlichen Hochlandes aber waren den damaligen Zeitgenossen, selbst den nächsten Nachbarn, so gut wie unbekannt. Keine Straße verband es mit dem Niederlande, keine Canäle vermittelten den Verkehr. Nur wenig schwer zu passirende Pfade führten in engen Thälern und an schäumenden Wildbächen aufwärts zu ihnen. Was jetzt dem Reisenden als eine romantische Felspartie erscheint, war damals als eine unwirthliche wilde Einöde gefürchtet.

Die schönen Wasserfälle von Corramulzie, der blaue Wasserspiegel des Loch Lommond waren den Bewohnern Englands weniger bekannt, wie jetzt die entlegeneren Thäler Norwegens oder die majestätischen Fälle des Zambeze im Innern Afrikas.

Während der längsten Zeit des Jahres herrschte ein rauhes Klima und trug dazu bei, die Schwierigkeiten des Fortkommens zu vermehren. Die Vegetation war kümmerlich. Am Fuße der Berge wuchsen düstere Föhren. Fruchtbäume und wilde Kastanien konnten nur im Unterlande gedeihen. Aufwärts in den Thälern waren dagegen niedriges Nadelholz und Birken die einzigen hochstämmigen Gewächse. Die Hochebenen waren mit brauner Haide und wildem Ginster überzogen. Auf den Gründen der Thäler boten sumpfige Wiesen den Viehheerden kärgliche Nahrung. Torfmoore machten oft die Verbindung zwischen zwei benachbarten Orten unmöglich.

Die Bevölkerung dieser wilden Gegenden war von der des übrigen Großbritanniens in Cultur, Sprache und Lebensgewohnheiten gänzlich verschieden. Sie war rein celtischen oder gaelischen Stammes. Ihre Sprache erschien den Zeitgenossen wie ein rauhes barbarisches Idiom. Sie wurde außerhalb der schottischen Berge nur von Wenigen verstanden.

Man wird nicht viel fehlgehen, wenn man die Hochländer der damaligen Zeit mit den heutigen Bewohnern der schwarzen Berge vergleicht. Sie erwarben ihren Lebensunterhalt, wie die Montenegriner, mit Jagd, Fischerei und Viehzucht. Die Frauen mußten den Haushalt und den geringen Feldbau, wo er möglich war, besorgen. Die Wohnungen waren elende Hütten. Das Innere derselben war stets mit stinkendem Torfrauch gefüllt und starrte vor Schmutz. Dennoch waren die Bewohner ein stolzes trotziges Geschlecht. Sie hatten alle Fehler und Tugenden, welche die heutigen Bewohner der dalmatinischen Berglande auszeichnen. Sie blickten auf alle Umwohnenden, namentlich auf die „sächsischen“ Nachbarn des Unterlandes, mit all' der Verachtung herab, welche die freigebornen Söhne der Berge gegen die zu empfinden pflegen, welche in schwerer Tagesarbeit dem kärglichen Boden ihren Lebensunterhalt abgewinnen müssen.

Auch der Bewohner der schwarzen Berge hält es für ein verdienstliches Werk, wenn er aus den unzugänglichen Schluchten seiner Heimath hervorbricht, um dem türkischen Nachbar sein Vieh zu rauben. Ebenso glaubte sich der schottische Hochländer, der die Kühe seiner sächsischen Nachbarn in die Berge trieb, hoch erhaben über den Räuber, der einen wehrlosen Reisenden auf der Landstraße überfällt. Die Kämpfe an der Grenze der Niederlande und Hochlande hörten erst mit der gänzlichen Unterwerfung der letzteren auf. Die ewigen Streitigkeiten über Verletzung der Weidegründe zwischen Türken und Montenegrinern sind eine genaue Wiederholung der damaligen Zustände in Schottland. Außer zu Raubzügen stiegen die Bewohner der Berge nur selten zur Küste herab. In den Städten erschienen sie einzeln in ihrer malerischen Tracht, um ihre geringen Bedürfnisse an Kleidern und Munition einzukaufen.

Wie jetzt die kriegerischen Gestalten der Arnauten auf den Märkten von Ragusa und Cattaro eine Bewunderung erregen, die stark mit Furcht gemischt ist; so betrachtete auch damals der Bürger von Inverneß oder Perth den Clansmann, wenn er im Glanze seiner Waffen durch die Straßen ging, mit dem schlecht verhehlten Argwohn, daß er derselbe sein möge, der ihm in der vorigen Woche seine beste Kuh geraubt hatte.

Noch vor wenig Jahren entstand ein Aufstand, als die Gebirgsbewohner des südlichen Dalmatiens von der österreichischen Regierung entwaffnet werden sollten. Ebenso war es der englischen Regierung

bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht gelungen, den Hochländern ihre Waffen zu nehmen. Der Mangel an Straßen verbot das Eindringen in die abgelegenen Gebirgsthäler. Die wenigen Pfade konnten nur von Fußgängern passirt werden. Eine kleine Zahl Vertheidiger genügten, um dem Angreifer den Zugang zu versperren.

Dazu kamen die eigenthümlichen geselligen und Culturzustände der Hochlande. Die Bewohner bildeten seit Jahrhunderten eine Menge von einander unabhängiger Stämme oder Clane. Diese standen unter dem Befehle von Häuptlingen, welche nach der Größe des ihm untergebenen Besitzes den Titel eines Herzogs, Grafen oder Lords führten. Diese beherrschten ihr Gebiet ganz nach der Weise der alten Lehnsherren des Mittelalters. Sie konnten ihre Unterthanen nach Belieben verhaften, verhören oder hinrichten lassen.

Die Grundsassen waren zur unbedingten Lehnsfolge verpflichtet. Die Güter waren nicht verpachtet, sondern den Besitzern zu Lehn gegeben, welche im Falle eines Aufgebots mit einer bestimmten Anzahl Bewaffneter dem Aufrufe ihres Lehnsherrn folgen mußten. Ein ähnliches Verhältniß band die kleineren Grundbesitzer, deren After-Lehnsherren sie waren, an *ihr* Aufgebot.

So stand den hochländischen Großen eine ungewöhnliche große bewaffnete Macht zur Verfügung, zu einer Zeit, wo in allen Staaten Europas die Masse der Bevölkerung wehrlos war und die Kriege durch verhältnißmäßig kleine geworbene Heere von Berufssoldaten geführt wurden.

Diese Macht war aber nie in einer Hand vereinigt. Die Clane des einen Thals führten vielmehr Jahrhunderte lang erbitterte Kämpfe mit ihren Nachbarn jenseits des Gebirges. Derartige Fehden, unterbrochen durch die noch wilderen Scenen, welche das Gesetz der Blutrache hervorrief, füllen lange Seiten der schottischen Geschichte. Allmählig hatte sich aber eine Menge kleiner, mit einander rivalisirender Fürstenthümer gebildet, deren Abhängigkeit von dem Königshause von Großbritannien fast nur eine nominelle war.

In den langjährigen Kriegen, welche während der Regierung der Herrscher aus dem Hause der Stuarts Schottland verwüsteten, waren die hochländischen Clans stets auf *beiden* Seiten vertreten. Aber in den Kämpfen, welche der bedrohten presbyterianischen Kirche wegen geführt wurden, war es nicht der religiöse Fanatismus, welcher die *südlichen* Stämme zu den Waffen rief. Ebensowenig veranlaßte zur

Zeit der Revolution die Anhänglichkeit an das vertriebene Königshaus die nördlichen Clane, sich zu erheben. Es war vielmehr die Eifersucht auf die wachsende Macht eines Stammes, welche die kleineren Clane des Nordens immer wieder zur Vereinigung und zu gemeinschaftlichen Unternehmungen veranlaßte. Das Uebergewicht, welches die Macdonalds einst in Inverneßshire und auf den Inseln besaßen, war nämlich allmälig in die Hände der Campbells übergegangen. Ihre Herren, die Herzöge von Argyll, hatten ihren eigenen Privatbesitz im Süden Schottlands immer mehr vergrößert und ihrem Rufe zu den Waffen gehorchten mehr wie 5000 Männer. In Zeiten des Krieges geboten sie noch außerdem über eine Zahl kleiner bewaffneter Stämme, so daß das Geschlecht der Argyll, welches in den Hochlanden mit dem klangreichen Namen der Mac Collum-More bezeichnet wurde, allein der gesammten Macht der übrigen Clane gewachsen war.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle Fehden in den schottischen Bergen erzählen wollte, welche in dem Jahrhundert von 1640—1740 geführt wurden. Sie wiederholten, wenn auch in kleineren Verhältnissen, das Bild der Kämpfe, welche die deutschen Fürsten im Mittelalter gegen die wachsende Größe des Hauses Oesterreich führten. Noch mehr gleichen sie den Kriegsunternehmungen, zu welchen sich die Staaten Europas gegen die Uebermacht Frankreichs am Ende des 17. Jahrhunderts verbanden.

Das Steigen der Macht der Mac Collum-More hielt gleichen Schritt mit dem Untergange des Königlichen Hauses Stuart.

Zur Zeit Cromwells kämpften die Campbells unter dem Marquis von Argyll gegen Montrose und seine Clane. Nach der Hinrichtung des Königs Carl I. war Argyll sodann der mächtigste Mann in Schottland und zugleich das Haupt der presbyterianischen Partei.

Mit der Restauration begannen die Verfolgungen gegen diese Kirche von Neuem. Carl II. ließ den mächtigen Schotten hinrichten. Dann folgten Jahre der gewaltsamsten Maßregeln gegen die sogenannten Dissenter. Die nordischen Clane standen auf Seiten der Stuarts. Die Macht der Mac Collum-More schien gebrochen. Der Sohn des hingerichteten Marquis wurde von dem Bruder des Königs, dem nachherigen Jacob II., gleichfalls zum Tode verurtheilt. Er floh nach Friesland.

Nach dessen Thronbesteigung landete er in West-Schottland und rief die Campbells zu den Waffen. Wieder drohte Gefahr. Gelang

der Aufstand, der die Erhebung des Herzogs von Monmouth im Süden Englands unterstützen sollte, so war das Uebergewicht der Clane des Südens entschieden. Im Norden mußte man diese Erfolge aufs Aeußerste fürchten. Eine Proclamation Argylls, die darauf berechnet war, die dortigen Clane zur Erhebung zu veranlassen, hatte deshalb keinen Erfolg. Der Aufstand wurde mit leichter Mühe gedämpft. Der Marquis selbst ward gefangen und hingerichtet. Die Macht der Campbells schien abermals vernichtet.

Da kam die Revolution. Jacob II. wurde vertrieben, Wilhelm von Oranien und Mary zu Regenten Großbritanniens proclamirt. Der Erbe Mac Collum-Mores kehrte aus der Verbannung zurück nach seinem Stammschloß zu Inverary. Er rief ein Heer für die neue Regierung zu den Waffen.

Die Eifersucht der Macnaghtens, der Stewarts, der Camerons, der Makintoshes, der Macdonalds erwachte heftiger wie zuvor. Viscount Dundee vermochte es, die verschiedenen Interessen dieser kleinen Stämme zu versöhnen. Er vereinigte sie alle in einem Heere. Damit erfocht er den glänzenden Sieg von Killiekrankie; wie er meinte, für Jacob II., in Wirklichkeit aber über die Campbells. Dundee fiel, sein Heer zerstreute sich. Die Regierungstruppen mit den Clanen des Campbells konnten nun fast ganz Schottland unterwerfen. Das Uebergewicht des Herzogs von Argyll war größer denn je. Indeß, die Unzufriedenheit schlief nur.

Wilhelm von Oranien trifft der schwere Vorwurf, daß er sich mit den Angelegenheiten Schottlands nicht ernst genug beschäftigte. Im Namen seiner Regierung geschehen unerhörte Gewaltthätigkeiten. Die siegreichen Clane benutzten die Gelegenheit, ihre Privat-Fehden auszufechten. Der grausame Mord der Macdonalds von Glencoe durch die Campbells ist dafür ein trauriges Beispiel.

Unter der Regierung der Königin Anna fand sodann die Vereinigung Schottlands mit England statt. Auf den innern Zustand der Parteien im Hochlande hatte diese Veränderung nur geringen Einfluß. Die 2000 Campbells unter dem Herzog von Argyll, die 2000 Sutherlands unter dem gleichnamigen Grafen und die 800 Rosses und Munroes hielten auch nach dem Thronwechsel zum regierenden Hause Hannover. Selbstverständlich standen alle nördlichen Clane auf Seiten der vertriebenen Königsfamilie. Es waren dies die 2500 Mackenzies, 3000 Stewarts und Robertsons unter dem Herzog von Atholl,

und fünf Clane der Macdonalds, zusammen 2500 Mann. Die Clane der Fazers waren unentschieden.

1715 rief, wie schon erwähnt, der Graf von Mar den Prätendenten als Jacob III. zum König von Großbritannien aus. Die dem Herzog von Argyll ergebenen Clane kämpften an der Seite der Regierungstruppen. Die Stämme, welche sich für den Prätendenten erhoben, verstanden nicht, ihre Erfolge zu benutzen. Unter ihnen selbst erhoben sich Zwistigkeiten.

Der in England eingefallene Theil der jacobitischen Armee wurde eingeschlossen und ergab sich. Die Hochländer unter Mar mußten sich trotz ihrer Ueberzahl zurückziehen. Dann zerstreuten sie sich. Die Landung Jacobs auf schottischem Boden konnte an dieser Sachlage nichts ändern. Die Unternehmung war gänzlich mißglückt.

Der Herzog von Argyll stand abermals als der mächtigste Mann von Schottland da.

Es ist indeß nicht zu leugnen, daß während dieser letzten Ereignisse unter den hochländischen Führern des Nordens die Anhänglichkeit an das Haus der Stuarts intensiver hervorgetreten war, als bisher. Dies ist natürlich. Seit dreißig Jahren erschienen ihnen diese Fürsten wie die Vertreter ihrer eigenen Selbständigkeit. Die empfindlichste Art der Unterwerfung aber war den Häuptlingen die von einem Clan unter den andern. Jacob II. hatte sie einst von der Herrschaft der Campbells befreit. Wilhelm von Oranien bekümmerte sich wenig um die Hochlande, aber in seinem Namen wurden die Gebiete der nördlichen Clane mit Feuer und Schwert verwüstet. Unter seiner Nachfolgerin nahm sich die englische Regierung der schottischen Angelegenheiten allerdings mehr an. Aber was sie that, mußte die hochländischen Fürsten aufs Aeußerste erbittern. Sie sahen in der Vereinigung der beiden Reiche nur die Vernichtung einer Selbstständigkeit, die sie einst auf dem Schlachtfelde von Bannockburn (1314) erkämpft hatten.

Die Niederlande dagegen gewöhnten sich bald an die neue Ordnung der Dinge. Umsomehr schlossen sich die Hochlande von ihnen ab. Schon früher hatten die Schotten mit Vorliebe im Auslande Kriegsdienste gesucht. Nun schifften sie wieder in größerer Zahl nach Frankreich hinüber.

Am Hofe von Versailles sahen die Söhne der Häuptlinge ihr vertriebenes Königs-Geschlecht. Man schmeichelte ihnen. Ihr ritterliches Wesen, ihr Unabhängigkeitssinn, selbst ihre malerische Tracht

mußten auf die empfänglichen Franzosen großen Eindruck machen. Die Stuarts ließen sich von ihnen huldigen, behandelten sie aber doch selbst wie Fürsten, deren Anhänglichkeit man nicht forderte, sondern erbat. Mit diesen Eindrücken kehrten sie in ihr heimathliches Schloß zurück. Da hörten sie nun von den Uebergriffen der neuen Regierung. In dem allwöchentlich erscheinenden „Caledonischen Merkur" lasen sie die Beschlüsse des Parlaments in London, denen sie gehorchen sollten, während sie gewohnt waren, sich um die Entscheidungen des schottischen Parlaments gar nicht zu kümmern. Garnisonen von königlichen Soldaten breiteten sich immer mehr nach Norden aus. Die niederländischen Barone entzogen sich ihrer Herrschaft und stellten sich unter den Schutz der Regierung. Es war also natürlich, daß die größte Mehrzahl der Häuptlinge die Rückkehr der Stuarts sehnlichst wünschten. Von ihnen hofften sie den Wiedergewinn ihrer unumschränkten Machtfülle. Von einer Restauration derselben erwarteten sie nicht allein, daß sie Schottland wieder selbständig machen, sondern auch, daß sie alsdann darin herrschen würden.

Diese Beziehungen der Hochländischen Großen zu dem Hofe von Versailles ähneln in manchen Stücken denen des Fürsten von Montenegro zur russischen Regierung. Auch diese schmeichelt dem Stolz und den Ansprüchen des Vladika, um sich seiner bei etwaigen Zwistigkeiten mit der Türkei zu bedienen. Sie sieht ihn gern in Petersburg.

Aber die Bildung und die geselligen Formen der hochländischen Fürsten war weit erhaben über die des Beherrschers der schwarzen Berge. Sie brachten aus der Fremde die feinen vornehmen Sitten des französischen Hofes mit. Dort erwarben sie sich sogar Kenntnisse vom Stande der europäischen Politik, und Manchem von ihnen fehlte nur ein größerer Schauplatz, um unter den bedeutenden Staatsmännern Europas zu glänzen.

Sie waren nicht nur in der eigenen, sondern auch in der fremden Literatur bekannt. Auf ihren Schlössern übten sie eine glänzende Gastfreundschaft gegen fremde Gäste und gegen ihre Untergebenen. Sie hatten einen vollständigen Hofstaat..

Ein Handman oder Rechtsgelehrter war ihr Sachwalter. Der Bladier oder der Sprecher mußte die vornehmen Gäste empfangen. An der Tafel trug der Bhaird oder Sänger gaelische Kriegslieder vor. Waffenträger und Roßknechte folgten dem Fürsten in reicher Zahl, wenn

er zur Jagd oder zur Fehde ausrückte. Pfeifer und Pfeifersgehülfen machten mit dem Dudelsack eine wilde Tafelmusik.

Einen besonderen Stolz setzten die Häuptlinge darin, eine starke wohl bewaffnete und gekleidete Leibwache zu besitzen. Sie war aus den schönsten und kräftigsten Männern des Clans ausgesucht und wurde aus diesem fortwährend ergänzt.

Die meisten der hochländischen Schlösser waren aus alten massiven Thürmen entstanden, an welche die nachfolgenden Geschlechter nach ihren Mitteln und Geschmack andere Baulichkeiten angelehnt hatten. Sie lagen in den Thälern der Gebirge, umgeben von den spärlichen Gerstenfeldern, welche das rauhe Klima zu bebauen gestattete.

Nach dem Aufstande von 1715 versuchte die Regierung die hochländischen Clane zu entwaffnen. Diese Absicht konnte aber nur unvollständig erreicht werden; denn man hätte mit Heeresmacht in die unwegsamen Gegenden eindringen müssen, und dazu fehlten die Straßen und die Streitkräfte. Da vielmehr nur die der Regierung ergebenen Clane der Campbells den Befehl befolgten, so schadete die Maßregel viel mehr, als sie nützte.

Um doch Etwas zu thun, machte man die jacobitischen Barone des schottischen Unterlandes wehrlos. Infolge dessen waren diese den räuberischen Einfällen der Hochländer mehr wie zuvor ausgesetzt. Die kleinen, auf weite Strecken vertheilten Garnisonen konnten sie nicht schützen. Die hochländischen Häuptlinge wurden deshalb von der Regierung aufgefordert, Freicompagnien zu bilden, um dem Räuberwesen Einhalt zu thun. Diesem Auftrage kamen sie gern nach, weil sich dadurch Gelegenheit bot, die Mannschaften der Clane in regelmäßiger Reihenfolge in den Waffen zu üben.

Die Regierung sah aber sehr wohl ein, daß sie sich die wirkliche Herrschaft über die Hochlande nur erwerben könne, wenn sie dieselben der südländischen Cultur zugänglich machte. Man begann energisch den Straßenbau. 1738 waren zweihundert deutsche Meilen fahrbare Wege und tausend Brücken vollendet.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, daß die vielfachen Erhebungen der schottischen Hochländer zu Gunsten der Stuarts durchaus keine Aehnlichkeit haben mit den begeisterten Aufständen der Tiroler für das österreichische Kaiserhaus, oder mit den langjährigen Kämpfen, welche die Bergvölker des Kaukasus für ihre Unabhängigkeit führten. Die Clane selbst hatten gar keine politische Meinung. Sie folgten unbe-

dingt dem Rufe zu den Waffen von Seiten ihrer Häuptlinge, gegen wen es auch sei. Sie wären, wenn auch nicht mit derselben Willigkeit, doch mit demselben Gehorsam, für das Haus Hannover wie für die Stuarts ins Feld gegangen. Es kam vor, daß einzelne Clane einmal auf der einen Partei, das andere Mal mit derselben Tapferkeit auf der entgegengesetzten kämpften. Andere blieben neutral, um sich nachher dem Theil anzuschließen, der die Oberhand behielt. Auf jeder Seite winkte reiche Beute. Ein Zug in die Niederlande versprach immer reiche Ernte an Vieh und Waffen.

Dennoch würde man sehr irren, wenn man die Hochländer mit italienischen Banditen auf eine Stufe stellen wollte. Sie besaßen denselben Stolz und dasselbe wilde Ehrgefühl, welches die Gebirgsbewohner überhaupt auszuzeichnen pflegt. In ihren ärmlichen Hütten gewährten sie dem Wanderer Unterkunft und theilten mit ihm ihr kärgliches Mahl. Es galt ihnen als die größte Schande, einen Schutzsuchenden zu verrathen. Noch nach hundert Jahren war die Familie des Mannes, der den Marquis von Argyll in Jacobs II. Hände lieferte, in ganz Schottland verrufen. Vergeblich setzte die englische Regierung Preise, die den armen Hochländern fabelhaft vorkommen mußten, auf den Kopf des Prätendenten und seines Sohnes; Niemand fand sich, der das Geld verdienen wollte.

Die Hochländer sind jetzt in den Rahmen der britischen Armee eingefügt. Man hat ihnen ihre nationale Tracht gelassen, und noch immer folgen sie der schrillen Melodie des Pibroch, wenn sie zum Angriff schreiten. Auf den Schlachtfeldern aller Welttheile haben sie glänzenden Antheil an dem Ruhm der englischen Waffen. Ihre körperliche Gewandtheit und ihr feuriges Blut machen sie zum Waffenhandwerk besonders geschickt.

So waren sie auch zu der Zeit, als sie nur der Befehl ihrer Häuptlinge zu den Waffen rufen konnte, gefürchtete Gegner. Die eigenthümliche Einrichtung der Clane aber ermöglichte deren rasche Umformung in eine Art von Regiment. Der Lehnsherr wurde Oberst, sein Bruder oder Vetter Major. Die Gutspächter führten ihm ihre Hintersassen zu, und rasch bildeten sich unter deren Befehl die Compagnien. Die kleinen Pächter oder Duinhe-Wassals waren auch eine Art von Edelleuten. Eine Adlerfeder an der Mütze unterschied sie von der Masse des Volks. War der Clan aufgeboten, so fielen ihnen die Stellen der niederen Vorgesetzten zu. Die Dudelsackpfeifer bildeten das Musik-

chor. Die Mannschaften waren immer bereit, ins Feld zu rücken. Sie folgten dem Aufrufe ihrer Häuptlinge nur zu gern, denn in den Kriegszügen winkte stets die Aussicht auf reiche Beute.

Die Grenzen des Gebiets ihrer Clans überschritten sie, auch im Frieden, stets nur vollständig gewaffnet und gerüstet. Ihre Tracht war der des römischen Fußvolks nicht unähnlich. Die enge Bekleidung des Oberkörpers wurde durch ein darüber geschlagenes weitfaltiges Plaid von gewürfelter Farbe fast ganz bedeckt. Daran schloß sich der kurze Kilt oder Schurz, welcher nach Art eines Frauenrocks den Leib und die Oberschenkel bis fast zu den Knieen bedeckte. Diese blieben nackt. Dunkelfarbige Strümpfe und starke Bergschuhe vervollständigten den Anzug. Die dunkelblaue Mütze war von der jetzt allgemein als „schottisch" bekannten Form. Vor dem Leibe trugen die Hochländer einen Beutel von Ziegenfell zur Aufnahme der Munition. Zu beiden Seiten desselben im Gürtel steckten bei den Wohlhabenderen ein Dolch und ein blankes Pistol. Ein Jeder führte aber an der Seite ein breites Schwert, das berühmte claymore. Ein kleines Schild (eine Tartsche) hing auf seiner Schulter. Ein Gewehr vervollständigte die Ausrüstung.

Die Hochländer waren von Jugend auf in der Führung der Waffen geübt. Da sie alle eine Zeit lang in der Leibwache ihres Häuptlings gedient oder auch in Fehden mit benachbarten Clanen gekämpft hatten, so waren sie selbst in den Bewegungen größerer Abtheilungen nothdürftig erfahren. Das Leben in einem rauhen Klima und die Gewöhnung an die unwegsamen Gebirgspfade ihrer Heimath machte sie gegen Strapazen und Unbilden der Witterung unempfindlich. Von Jugend auf hatten sie dem Pächter, auf dessen Ländereien sie arbeiteten, dessen Heerden sie weideten, und der sie nun als Compagnieführer befehligte, gehorcht. In ihrem Häuptling verehrten sie ihren angestammten Fürsten. Beim Rufe zu den Waffen verwandelte sich also mit Leichtigkeit der Clan in ein disciplinirtes Regiment. Zwar konnte dasselbe nicht die complicirten Bewegungen ausführen, in welchen die Linienbataillone der damaligen Zeit geübt wurden. Auch konnte es nicht in tadellosen langen Linien aufmarschiren und geordnete Salven geben. Dagegen verstanden es aber die Hochländer vortrefflich, sich an die feindlichen Linien heranzuschleichen und die Schwäche ihrer Aufstellungen auszuspähen. Hinter Gebäuden und Felsenklüften führten

sie Feuergefechte, die der heutigen Kampfweise ähnlich und gegen die damalige Linien-Taktik ziemlich wehrlos war.

Am gefährlichsten waren sie aber in der wirklichen Schlacht. Dann pflegten sie, wenn sie den Gegner durch ihr Feuer erschüttert glaubten, plötzlich die Gewehre fortzuwerfen, und nach Art des römischen Fußvolkes, das geschwungene Schwert in der Rechten, Dolch und Schild in der Linken, gegen die feindlichen Linien vorzubrechen. Ganz nahe dem Gegner warfen sie sich dann auf die Knie. Während das Schild sie in dieser Stellung schützte, schlugen sie mit dem claymore die überraschten Soldaten nieder, die gegen eine solche Fechtweise sich nicht zu vertheidigen wußten.

Die Tapferkeit der Hochländer ist sprüchwörtlich. Eine hochländische Armee wäre also ein schwer zu besiegender Gegner gewesen, wenn die Clane sich jemals zu einem festgeschlossenen Heere hätten vereinigen lassen. Die Stämme gehorchten zwar ihrem Häuptling, aber kein Häuptling hätte sich gern dem Befehle eines anderen unterworfen. Es entstanden also eine Menge kleine, von einander unabhängige Armeen, die jede für sich operiren wollten.

Im dreißigjährigen Kriege konnten sich die protestantischen Fürsten Deutschlands nie über einen gemeinschaftlichen Operationsplan einigen. Jeder wollte seinen eigenen Weg gehen. Erst, als der dänische König Christian IV. mit in den Krieg eintrat, unterwarfen sie sich dessen Oberbefehl. Auch Gustav Adolph von Schweden gelang es eine Zeit lang, die Heere seiner protestantischen Bundesgenossen unter seinem Commando zu vereinigen.

Ebenso vermochte es stets nur ein fremder Befehlshaber, die Eifersucht der aufgebotenen Clansführer zu beschwichtigen. Montrose unter Carl I. und Dundee unter Jacob II. sind die Einzigen, die mit hochländischen Armeen bedeutende Siege erfochten haben. Dennoch mußten selbst diese mit der größten Vorsicht verfahren, um die leicht erregbare Empfindlichkeit der Häuptlinge nicht zu verletzen. Verhindern konnten sie aber doch nicht, daß einzelne Clane sich bei gewissen Gelegenheiten zurückgesetzt fühlten, und ohne Weiteres nach Hause marschirten. So löste sich die Armee Montroses nach seinem glänzendsten Siege plötzlich auf. Das siegreiche Herr Dundees war wenige Wochen nach seinem Tode in der Schlacht von Killiekrankie vom Erdboden verschwunden.

Diese Schwierigkeiten traten Carl Eduard sofort nach seiner Lan-

dung entgegen. Er mußte sich entschließen, mit jedem einzelnen der ihm ergebenen Häuptlinge diplomatische Verhandlungen anzuknüpfen, um sie zur Unterstützung zu bewegen.

Die ersten Versuche waren aber keineswegs ermuthigend. Es war ein regnerischer und stürmischer Tag, als der Prinz mit seinem kleinen Gefolge auf dem wüsten Felsen-Eiland Erisca an's Land stieg. In einer halb zerfallenen Hütte suchten die Abenteurer Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Von dem Besitzer erfuhr man, daß die kleine Insel zu dem Gebiete des mächtigen Häuptlings Macdonald von Clanranald gehörte, welcher auf South-Uist residire. Der ganze Stamm der Macdonalds war seit Jahrhunderten den Stuarts ergeben. Es war also zu hoffen, daß man ihm zum Anschluß bewegen könne. Nähere Erkundigungen ergaben, daß der Häuptling selbst alt und schwach sei, und daß er ganz unter dem Einflusse seines jüngeren Bruders, Alexander Macdonald von Boisdale stehe. Der Prinz beschloß deßhalb, am nächsten Morgen zu diesem einen seiner Gefährten zu entsenden.

In der Erwartung verbrachte er eine schlaflose Nacht. Die wenigen schlechten Betten, welche zur Verfügung standen, hatte er seinen ermüdeten Gefährten überlassen. Namentlich sorgte er mit zarter Aufmerksamkeit für seinen alten Erzieher Sheridan. Das Getöse der brandenden See, noch mehr aber der unerträgliche Rauch eines auf der Erde brennenden Torffeuers, der durch die Oeffnungen des Daches nicht genügenden Abzug fand, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Rastlos wanderte er abwechselnd in der Hütte und im Freien umher und erwartete mit Ungeduld den Morgen. Kaum wurde es hell, so mußte einer seiner Begleiter nach Boisdale hinüber rudern. Nach wenigen Stunden kam dieser wirklich mit Alexander Macdonald zurück. Aber der Häuptling wollte keineswegs sein Leben und sein Vermögen an eine Unternehmung setzen, die er für aussichtslos hielt. Er kam vielmehr nur, um den Prinzen, den er seiner treuesten Anhänglichkeit versicherte, zu bitten, davon abzustehen.

Er bat und flehte, Carl möchte heimkehren. Vergeblich versuchte dieser alle Mittel seiner Ueberredungsgabe, vergeblich sagte er, daß er ja heimgekommen wäre zu seinen treuen Hochländern, um den Usurpator seines Thrones zu vertreiben. Macdonald blieb unerschütterlich. Er erklärte sogar auf das Bestimmteste, daß er allen Einfluß, den er auf seinen Bruder besäße, ausüben würde, damit die Clane der westlichen Inseln ruhig blieben.

Es war klar, daß hier Alles vergeblich war. Carls Umgebung war aufs Aeußerste niedergeschlagen. Nur er selbst bewahrte eine ruhige, ja heitere Außenseite. Er beschloß, sein Heil nun bei den Stämmen des schottischen Festlandes zu versuchen. Man ging noch am Mittag des 19. Juli wieder unter Segel, und am Abend desselben Tages warf die Doutelle in der Bai von Lochnanuagh Anker, gegenüber der Stelle, wo an der wilden zerrissenen Felsenküste von Moidart und Arsaith das kleine Dorf Forsy liegt. Hier befanden sich die Besitzungen des jüngeren Macdonalds von Clanranald, eines feurigen Anhängers der Stuarts.

Das unerwartete Erscheinen eines französischen Kriegsschiffes hatte ihn und seine Nachbarn schon darauf vorbereitet, daß etwas Außerordentliches im Werke sei. Als der Prinz ihn nun auffordern ließ, an Bord zu kommen, gehorchte er sofort, begleitet von Macdonald von Kinlochmoidart und den Lairds von Glenaladale und Dalily.

Der greise Marquis von Tullibardine, den sie von dem Aufstande von 1715 her kannten, empfing sie auf dem Schiffe. Der Prinz war nicht sichtbar. Er saß in einem Zelte, das man für ihn auf dem Verdeck errichtet hatte. Clanranald wurde zuerst hineingerufen, um mit ihm zu sprechen. Dann trat dieser plötzlich in seinem schwarzen Studentenanzuge aus dem Zelte unter die Hochländer. Erst gab er sich nicht zu erkennen. Seine schlanke Jünglingsgestalt, sein schönes Gesicht, seine gefälligen anspruchslosen Formen, machten auf die wilden Natursöhne einen gewaltigen Eindruck, und bald war es nicht zu verheimlichen, daß er der Sprosse ihres alten Königsgeschlechts war, vor dem sie standen.

Mit Clanranald und Kinlochmoidart ging der Prinz dann lange Zeit auf dem Verdeck des Schiffes hin und her. Mit dem Feuereifer der Jugend setzte er ihnen seine Pläne auseinander. Aber vergeblich wandte er die ganze Kraft seine Ueberredungsgabe an. Die jungen Häuptlinge blieben taub für seine Bitten. Sie hielten die ganze Unternehmung nicht allein für tollkühn, sondern für wahnsinnig. Hätte Carl französische Truppen oder wenigstens Waffen mitgebracht, so wollten sie beweisen, wie fest sie ihm anhingen. Nun standen ihm nicht einmal Geldmittel zur Verfügung. Ein sicherer Untergang war also das Einzige, was man erwarten konnte.

Ein jüngerer Bruder Kinlochmoidarts stand in der malerischen Tracht der Hochländer auf dem Verdeck beiseite und sah die drei Per-

sonen öfters an sich vorübergehen. Aus ihren Geberden und einzelnen Worten, die er hörte, schloß er, was vorging. Er sah an den traurigen Mienen des Prinzen, daß er vergeblich bat, und auf seinem eigenen Gesicht malte sich Mitgefühl und Aerger. Carl entging die Aufregung des Mannes nicht. Plötzlich trat er auf ihn zu und fragte: „Willst Du wenigstens mir helfen?“ „Ich will! ich will!“ war die enthusiastische Antwort, und er stürzte zu den Füßen des Prinzen. Da ergriff auch die beiden Häuptlinge die Gewalt des Augenblicks. Sie vergaßen die Vergangenheit und Zukunft und schworen, für ihren jugendlichen Königssohn Leben und Vermögen zu opfern. Damit war ein Anfang gemacht. Der Versuch, auch die andern Clane der Macdanalds zum Anschluß zu bewegen, schlug aber fehl.

Die mächtigen Häuptlinge Alexander Macdonald von Sleat und der Laird von Macleod hatten stets die treueste Anhänglichkeit an sein Haus versichert. Seit Jahren schon hatten sie in geheimen Verhandlungen mit ihm gestanden. Sie hatten sich sogar fest verpflichtet, ihre Clane zu bewaffnen, wenn er in Schottland landen würde. Auf sie glaubte Carl Eduard also mit Bestimmtheit rechnen zu können. Ihrem Rufe gehorchten 1200 bis 1500 Männer und ihre Hilfe war also von großem Werth. Er entsandte deshalb sofort den jungen Clanranald und den jüngsten Bruder des Kinlochmoidart an sie. Es war vielleicht ihr Glück, daß sie gerade zu der Zeit auf der Insel Skye zu thun hatten. Sie entgingen dadurch der Gefahr, der persönlichen Ueberredung des Prinzen widerstehen zu müssen. Für die Botschaft seiner Abgesandten hatten sie taube Ohren. Sie erklärten, ihre Clane wären über die weitläufige Inselgruppe der Hebriden zerstreut. Deren Versammlung und Bewaffnung verursache also ungewöhnliche Schwierigkeiten. Auch hätten sie bestimmt auf eine Hilfe französischer Truppen gehofft, als sie ihre Mitwirkung versprachen. Die jetzige Unternehmung schien ihnen fast wahnsinnig. Sie wollten daher neutral bleiben. Für den Prinzen hatten sie nichts wie ihre Sympathie; diese bewiesen sie dadurch, daß sie der Regierung, zu der sie öffentlich halten mußten, erst sehr spät eine vollständige Nachricht von dem was vorging, zukommen ließen.

Mittlerweile hatte der Prinz am Freitag den 25. Juli das schottische Festland betreten. In einsamer unwirthlicher Felsengegend lag inmitten der Gebiete der Clane von Kinlochmoidart und der Stuarts der kleine Pachthof Borrodaile. Dort nahm er seinen ersten Aufent-

halt. In der Halle des Hauses versammelten sich alltäglich seine wenigen Anhänger um ihn. Bald umgab ihn eine kleine Leibwache von bewaffneten Hochländern, gegen die er die rohe Gastfreundschaft der Gegend übte. Zum Entzücken seiner Umgebung erschien Carl von jetzt an stets in der malerischen Tracht des Landes. Kilt und Tartan kleideten seiner malerischen Gestalt vortrefflich. Beim gemeinschaftlichen Mahle trank man mit wilder Begeisterung das Wohl des Königs Jacob. Als Carl sich erhob und in den wenigen Worten, die er von der gaelischen Sprache erlernt hatte, dankte, erhob sich ein unbeschreiblicher Jubel. Alle stürzten ihm zu Füßen und schwuren unverbrüchliche Treue. Die Häuptlinge der benachbarten kleinen Clane der Stuarts erklärten sich für ihn.

Dennoch würde der Aufstand unmöglich gewesen sein, wenn Carl jetzt nicht den ritterlichen und hochsinnigen Donald Cameron von Lochiel für sich gewonnen hätte. Dieser Mann war unter den Häuptlingen der beliebteste und geachtetste. Der Stamm der Camerons, den er selbst befehligte, hing an ihm mit fast abgöttischer Verehrung. Seit Jahrhunderten hatte sein Geschlecht für die Stuarts geblutet. Sein Großvater hatte unter Montrose gekämpft und war als Greis den siegreichen Fahnen Dundees gefolgt. Sein Vater hatte an dem Aufstande 1715 theilgenommen und war mit genauer Noth dem Festlande entwichen. Er selbst stand jetzt in der Blüthe des Mannesalters. Als er die Landung Carls erfuhr, machte er sich sogleich auf den Weg, um ihn zu begrüßen. Die Unternehmung hielt er aber für vollständig aussichtslos. Er sah den unvermeidlichen Untergang Aller, die sich anschließen würden, vor Augen. Sein Zweck war nur der, den Prinzen zu bitten, nach Frankreich zurückzukehren, um die Hochländer vor namenlosem Unglück zu bewahren. Er hatte aber den Zauber der Persönlichkeit des Prinzen und sein eigenes feuriges Temperament nicht in Anschlag gebracht. Vergeblich hatte ihn sein Bruder, Cameron von Fassefern, den er auf dem Wege nach Borrodaile aufsuchte, gewarnt, sich nicht der Gefahr eines persönlichen Zusammentreffens auszusetzen.

Als er nun vor den Prinzen trat und ihn bat, seine Unternehmungen aufzugeben, und dieser trotzdem den festen Entschluß verkündete, in einigen Tagen die königliche Fahne der Stuarts aufzupflanzen und damit zu siegen oder zu sterben; da konnte Lochiel kaum noch widerstehen. Als dann Carl gar spottend sagte: „dann möge

Lochiel, dessen Väter stets für die Stuarts fochten, aus den Zeitungen erfahren, wie ihr Enkel ihren Thron sich wiedereroberte", da war es um ihn geschehen. Die Begeisterung des Augenblicks ergriff ihn. Er schwur, mit seinem ganzen Stamme das Schicksal des Prinzen zu theilen, möge es werden wie es wolle.

Der Funke des Aufruhrs begann nun zur Flamme aufzulodern. Man landete den kleinen Vorrath von Waffen, den die Doutelle an Bord gehabt hatte, und vertheilte ihn an die Clane. Wieder, wie in den Zeiten des Montrose und Dundee, gingen die mystischen Kreuze von verkohltem Holze des Eibenbaumes von Stamm zu Stamm und riefen die Männer zu den Waffen.

Der 19. August wurde als Tag der Versammlung der Clane bestimmt. Dann sollte die Fahne des Aufstandes feierlich aufgepflanzt werden. Als Rendezvousplatz bestimmte man das einsame Theil von Glenfinnan. Carl verließ nach 16tägigem Aufenthalt nun Borrodaile und begab sich zur See nach dem nahe gelegenen Schlosse Macdonalds von Kinlochmoidart. Von dort entließ er das Schiff, das ihn gebracht hatte. Dem Capitän gab er einen Brief an seinen Vater mit, worin er ihn bat, den Eigenthümer und Führer des Fahrzeugs für seine treuen Dienste zu belohnen. In einem andern Schreiben erzählt er seine glückliche Landung und den festen Entschluß, in seiner Unternehmung zu siegen oder unterzugehen.

Noch während der Prinz in Kinlochmoidart weilte, hatte das erste blutige Zusammentreffen in diesem Aufstand stattgefunden. Da, wo der Caledonische Canal sich in den Loch-Linnhe ergießt, liegt jetzt eine großartige Wasser-Heilanstalt, und ein eleganter Badeort ist im Entstehen. Ein palastähnliches Hotel empfängt im Sommer alltäglich Hunderte von Fremden. Zahlreiche Dampfschiffe befördern Schaaren von fashionablen Touristen von dort durch die zahlreichen Schleusen des wunderbaren Canals quer durch das Land nach Inverneß. Vom Verdeck des Schiffes können sie in aller Gemächlichkeit die wilde Schönheit des engen Felsenthales bewundern.

Damals hatte die Regierung zwar auch schon erkannt, wie wichtig für die Verbindung mit dem Westen jenes enge Thal ist, welches von der Stadt Inverneß in schnurgerader südwestlicher Richtung das Land durchschneidet. Längs der langgestreckten Ufer der tiefblauen Alpenseen, des Loch-Neß, Loch-Oich und Loch-Lochy, welche die Sohle des Thales fast ganz ausfüllen und jetzt durch den Canal verbunden sind, hatte

man eine Straße angelegt, die zwar nicht für Fuhrwerk, aber doch für Saumthiere passirbar war. Zum Schutz derselben war am südwestlichen Ende des Loch-Neß, etwa in der Mitte des Landes, das kleine Fort Augustus erbaut; an der äußersten Spitze des tief eingeschnittenen Meerbusens Loch-Linnhe lag in einsamer Wildniß das ähnliche Fort William.

Im Anfange des Monats August waren dem Commandanten des Fort Augustus die ersten Gerüchte zu Ohren gekommen, daß unter den hochländischen Stämmen des Westens eine dumpfe Gährung herrsche. Es schien ihm gerathen, die kleine Besatzung des Fort William zu verstärken. Zwei neu ausgehobene Compagnien des Regimentes Royal Scots, unter dem Hauptmann Scott, wurden dazu befehligt.

Am 16. August 1745 hatte diese kleine Schaar ihren Marsch auf der romantischen Straße, welche sich an den Felshängen hoch über dem Wasserspiegel des Loch-Oich und Loch-Lochy hinzieht, fast vollendet.

Sie erreichte eben den malerischen Punkt, wo, nur acht englische Meilen von ihrem Bestimmungsort, die sogenannte „Hohe Brücke" in kühnem Bogen einen Bergstrom in enger Felsenschlucht überschreitet. Plötzlich wurde sie hier durch die schrillen Töne der Dudelsackspfeife überrascht, und ein knatterndes Feuer verborgener hochländischer Schützen ergoß sich auf sie.

Hinter Felsklippen versteckt, lag hier eine Abtheilung der benachbarten Clane der Macdonalds von Keppoch. Deren Auftreten war so überraschend, daß die Soldaten, ohne den Kampf mit ihren unsichtbaren Gegnern zu versuchen, vom plötzlichen Schrecken ergriffen, sich zur Flucht wandten. Ihrem Führer gelang es zwar, sie bald wieder zu sammeln, aber sie wieder vorzuführen war unmöglich. Sie suchten also auf der Straße, die sie gekommen waren, das Fort Augustus wieder zu erreichen. Erschöpft und hungrig legten sie abermals dreißig englische Meilen auf der unbequemen Gebirgsstraße zurück und gelangten Nachmittags wieder nach dem nördlichen Ende des Loch-Lochy. Hier fanden sie den Weg zu ihrem Entsetzen von einer anderen stärkeren Schaar Macdonalds von Keppoch versperrt. Ein Entkommen seitwärts über unwegsame Gebirge war unmöglich, ein Kampf der entmuthigten Soldaten mit den wilden Schaaren der Hochländer aussichtslos.

Man begann eben wegen Uebergabe zu unterhandeln, da stieg noch von einer andern Seite eine Abtheilung der Camerons, welche

Lochiel selber herbeiführte, die Höhe herab. Diese wußten nicht, was vorging. Sie glaubten ihre Landsleute zu unterstützen, wenn sie ein heftiges Flintenfeuer auf die unglücklichen Soldaten eröffneten. Fünf von diesen wurden getödtet, und eben so viel verwundet. Unter den letzteren befand sich auch der Hauptmann Scott. Das Mißverständniß klärte sich indessen bald auf. Die Soldaten wurden nun entwaffnet und gefangen. Ihr Führer ward aber im Fort Augustus, wohin ihn Lochiel abliefern lassen wollte, nicht aufgenommen. Er ließ ihn also nach seinem eigenen Stammschloß in Auchnacarrie bringen und dort aufs Sorgfältigste pflegen.

Dieser erste Erfolg der Hochländer fachte ihre Begeisterung aufs Höchste an, obgleich die Affaire an sich höchst unbedeutend war.

Zwei Tage nachher, am 18. August, nach achttägigem Aufenthalt, verließ Carl das gastliche Schloß Kinlochmoidart und begab sich, abermals zu Wasser, nach dem Stammsitze Macdonalds von Glenaladale.

Hier verweilte er nur eine Nacht. Am nächsten Tage, den 19., sollte sich sein Schicksal entscheiden. Es war der Tag, an welchem die Häuptlinge versprochen hatten, mit ihren Clanen zu ihm zu stoßen. Eine leicht begreifliche Aufregung ließ ihn nicht ruhen. Kaum graute der Morgen, so ruderte er mit seinen wenigen Gefährten über die stille blaue Fläche des Loch-Shiell bis zu dessen äußerster östlicher Spitze. Hier landete er.

Zwei schwache Compagnien der Macdonalds begleiteten ihn, als er dann den einsamen Paß überstieg, welcher den See von dem romantischen Felsenthal trennt, durch welches unter überhängenden Klippen der kleine Fluß Finnan seine brausenden Gewässer der See zuführt.

Auf dem Grunde der Schlucht ruhte noch ein kalter Nebel, als der Abenteurer die ersten ärmlichen Hütten des Thales erreichte. Er hatte erwartet, hier von Schaaren begeisterter Anhänger begrüßt zu werden; aber Nichts unterbrach die gewöhnliche Stille. Die schaurige Oede des Orts wirkte niederdrückend auf das Gemüth des Prinzen. Zum ersten Mal verließ ihn seine fröhliche Zuversicht. Er fühlte sich verzweifelt und verlassen. Nach wenigen Stunden bangen Harrens aber änderte sich das Bild. Die Sonne brach durch die Wolken und beleuchtete Schaaren kriegslustiger Hochländer, die jauchzend unter den schrillen Tönen des Pibrochs von allen Berghalden herabstiegen. Ein Denkstein bezeichnet in der wilden Schlucht von Glenfinnan noch jetzt die Stelle, wo man nun das Banner der Stuarts entfaltete. Es

war von rother Seide, mit einem weißen Viereck in der Mitte, welches die Inschrift trug: „Tandem triumphans“. Der greise Marquis von Tullibardine ließ es sich nicht nehmen, selbst die Fahne zu erheben, der er so lange Jahre treu gedient und der er seine Heimath und sein Vermögen geopfert hatte. Zwei junge Hochländer unterstützten seinen gebrechlichen Körper. Als dann aber das Banner in seinen zitternden Händen fröhlich im Morgenwinde flatterte, brach ein gewaltiger Sturm der Begeisterung los. Der Eindruck, welchen die weißen Haare und die ehrwürdige Gestalt des Marquis auf die Hochländer machte, war überwältigend. Athemlos lauschten sie, wie er ihnen mit zitternder Stimme, welche die Rührung oft unterbrach, die Proclamation Dessen vorlas, den sie für ihren König hielten. Jacob VIII., Eduard rief in diesem, vom 23. December 1743 aus Rom datirten, Documente, die Hochländer für seine Rechte zu den Waffen. Seinen Sohn bestellte er zum Regenten an seiner Statt.

Und dann trat der Jüngling selbst unter die versammelten Männer, gekleidet in die malerische Tracht des Landes. Seine schlanke Gestalt, seine gewinnenden Manieren riß die wilden Söhne der Berge zu unaufhaltsamer Begeisterung fort. Jubelnd warfen sie ihre Mützen in die Luft. Die Tartans flogen, glänzende Schwerter wurden geschwungen. Es war inmitten der großartigen Natur eine wild-romantische Scene.

Die Zahl Derer, welche sich an diesem Tage dem Dienste des jungen Prätendenten weihten, überstieg nicht 1100 Mann. Doch schlossen sich außer den verschiedenen Stämmen der Macdonalds ihm auch einige der Macleods an. Sie gehörten zu jenen Clanen, deren Häuptlinge auf der Insel Skye wohnten und sich der Unternehmung fern hielten.

Am 20. August marschirte der Prinz mit seinem kleinen Heere in das Gebiet Lochiels von Cameron. Auf dessen Schlosse in Auchnacarrie und auf dem seines Bruders in Fassefern nahm er einen mehrtägigen Aufenthalt. Hier stießen 150 Macdonalds von Glencoe zu ihm, die Bewohner jenes einsamen Thales, welches durch das Gemetzel unter der Regierung Wilhelms von Oranien eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Außerdem führten ihm Arshiel 300 Stuarts von Appin und der junge Glengarry dieselbe Zahl Mannschaften von den Clanen der Macdonalds und der Grants zu. Der Irländer O'Sullivan wurde zum General-Quartiermeister der Armee ernannt.

Die kleine Schaar trat dann den Marsch nach Süden an. Am

25. August stieg sie in dem engen Thale des kleinen Flusses Lochy hinab zu dem langgestreckten See desselben Namens. An seinem Ufer fand der Prinz in dem kleinen Gasthause von Letterfinley ein ärmliches Unterkommen. Um Mitternacht wurde er plötzlich geweckt. Ein Bote brachte die Nachricht, daß der englische General Cope mit einer in aller Eile gesammelten regulären Streitmacht heranrücke. Der Kundschafter hatte ihn verlassen, als er von Perthshire in das Gebirgsland von Badenoch eindrang und sich anschickte, den unwegsamen Gebirgsstock von Corry-Arrach zu überschreiten.

Carl Eduard sah eine günstige Gelegenheit, seinen Gegner zu überraschen. Er entsandte sofort eine kleine Abtheilung seiner Hochländer, die sich des Gebirgskammes versichern mußten.

Der Regen floß in Strömen, der Sturm heulte; aber der Prinz ließ sich nicht abhalten, noch in der Nacht seinen Aufenthaltsort nach Invergarry Castle zu verlegen. Er wollte der Kampf-Entscheidung, die er am andern Tage für unvermeidlich hielt, näher sein.

Am frühen Morgen des 27. setzte er sich an die Spitze seiner kleinen Schaar. Die freudige Ungeduld seines Innern malte sich auf seinem Gesicht und in seiner Haltung. Voll Kampfeslust marschirte das Heer ab. Die hohe Kuppe des Corry-Arrach zeigte ihm die Richtung, in der man den Feind suchen mußte. Aber, als man den Fuß des Berges erreichte, brachte ein Deserteur von Lord Loudons hochländischem Regiment, der dem Stamme der Camerons angehörte, die überraschende Kunde, daß Cope dem Zusammentreffen ausgewichen und nach Inverneß abmarschirt sei.

Viertes Kapitel.

Der schottischen Regierung stand seit mehr als fünf und zwanzig Jahren Sir Duncan Forbes als Lord-Präsident vor. Justice-Clerk war Andrew Fletcher, Lord Milton. Der Erstere war ein Mann von ungewöhnlichem politischem Blick, ein gelehrter und unparteiischer Richter

und ein treuer Anhänger der protestantischen Dynastie. Mit den schottischen Verhältnissen war er vertraut, wie Keiner. Er verstand es, mit den hochländischen Häuptlingen zu verkehren, ohne deren leicht erregbaren Stolz zu verletzen. Nach dem Aufstande von 1715 hatte er Manchen durch seinen Einfluß vor Todesstrafe und langem Gefängniß bewahrt.

Alljährlich im Sommer, wenn nicht unaufschiebbare Geschäfte ihn in der Hauptstadt fesselten, hielt er sich Monate lang auf seinem Landsitze Cullodenhouse bei Inverneß auf.

Dort hatte er seit Jahren auch mit jenen Häuptlingen Umgang gepflogen, deren jacobitische Gesinnungen ihm bekannt waren. Es konnte ihm also nicht verborgen bleiben, daß Einzelne von diesen bald nach dem Ausbruche des Krieges auf das Erscheinen des jungen Prätendenten große Hoffnungen setzten. Indessen, seit dem Beginne des Kampfes waren nun fast fünf Jahre vergangen. Die Expedition, welche Frankreich für eine Landung an der britischen Küste ausgerüstet hatte, war kläglich gescheitert. Bei den einflußreichsten der jacobitischen Häuptlinge, dem Lord Lovat, dem Macleod, dem Macdonald von Sleat, siegte die schottische Vorsicht über die schottische Kampflust. Sie sandten wiederholte Botschaften an den Prinzen und baten ihn flehentlich, eine aussichtslose Unternehmung ohne Truppen und ohne Geld aufzugeben. Alles dieses wußte Forbes. Er hatte sogar seinen ganzen Einfluß angewandt, um sie in ihren friedlichen Absichten zu bestärken. Als ihm nun Anfangs Juli 1745 von einem befreundeten Häuptling die Notiz zuging, daß man in den Hochlanden dennoch die baldige Ankunft des jungen Prinzen erwartete, hielt er sie für eines der unbegründeten Gerüchte, die in den letzten Jahren schon oft aufgetaucht waren. Er zeigte indessen den Brief dem Oberbefehlshaber der britischen Truppen.

Der General Sir John Cope war ein Mann, dessen persönliche Tapferkeit über alle Zweifel erhaben war. Er hatte als junger Officier in mehreren Feldzügen mit Auszeichnung gedient. Für den hohen Posten, den er jetzt bekleidete, fehlte ihm aber die nöthige Umsicht und Entschlossenheit. Er scheute sich vor Verantwortung und war froh, wenn bestimmte Befehle der Regierung ihn der Unannehmlichkeit überhoben, einen selbständigen Entschluß zu fassen. In ruhigen Zeiten, wo seine Haupt-Obliegenheit darin bestand, die dienstliche Ausbildung der ihm untergebenen Truppen zu überwachen, hatte diese Schwäche keine schlimmen Folgen.

Dem Lord-Präsidenten schmeichelte es vielmehr, daß der Oberbefehlshaber bei jeder Gelegenheit ihn um Instructionen bat. Auch jetzt sah er nur eine Folge der Charakterschwäche Sir John Copes darin, daß dieser die Warnung vor einer jacobitischen Schilderhebung ernst nahm und Vorbereitungsmaßregeln dagegen beantragte.

Forbes wollte Nichts davon hören. Er wollte selbst nicht an die Möglichkeit eines Aufstandes glauben, als ihm am 30. Juli und 6. August von dem schottischen Staats-Secretär in London, Marquis Tweedaddle, Warnungen zugingen, der ihm wiederholt schrieb, der junge Prätendent sei, wie er erfahren, von Nantes auf einem spanischen Kriegsschiffe abgesegelt; es habe zwischen diesem Fahrzeuge und der englischen Fregatte „the Lion“ ein Kampf stattgefunden, und er müsse vermuthen, daß der Prinz auf dem kleineren Schiffe, welches sich am Gefecht nicht betheiligt habe, nach Schottland weiter gesegelt sei. Die Regentschaft, welche während der Abwesenheit des Königs auf dem Continent die Regierung führte, empfahl daher, für alle Fälle Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen.

Der Präsident Forbes hielt aber nach wie vor eine Landung des Prinzen für unmöglich. Bei den ihm bekannten Verhältnissen in den Hochlanden schien ihm eine solche Unternehmung nicht allein aussichtslos, sondern vollständig wahnsinnig. Er hatte zudem keine Nachricht von einer wirklich erfolgten Ankunft des Prinzen bekommen, die nach den Berichten der Regierung schon stattgefunden haben mußte. Seine Ueberzeugung stand deshalb so fest, daß er den Mitgliedern der Regentschaft in London wiederum einen Theil seines Vertrauens einflößte.

Es war daher eine unangenehme Ueberraschung, als dennoch am 8. August, also drei volle Wochen nach der Landung des jungen Prinzen auf Erisca, die erste Nachricht von diesem Ereignisse nach Edinburg gelangte. Sir John Cope erhielt sie durch den Brief eines gewissen Campbell von Aird, welcher die Besitzungen des Herzogs von Argyll auf der Insel Mull verwaltete. Indessen, wenn auch dieser Bericht noch einigen Zweifel zuließ, so mußte dieser am nächsten Tage schwinden.

Am Morgen des 9. August ging dem Präsidenten selbst von einem Vertrauten in den Hochlanden ein Bericht zu, welcher die Kunde im vollsten Maße bestätigte. Er eilte mit dem Schreiben sofort zum General Cope. Diesem war mittlerweile von dem Befehlshaber des

kleinen Forts William auch gemeldet, daß in Moidart sich die aufständischen Hochländer um den jungen Prinzen versammelten. Es mußte also schleunigst gehandelt werden.

Dem General standen aber außer den Besatzungen in den festen Plätzen und den Garnisonen in den Städten nur drei neu errichtete Infanterie-Regimenter, jedes ein Bataillon stark, zur Verfügung; das 44., 46. und 47. unter den Obersten Lee, Lascelles und Murray, und außerdem einige hochländische Compagnien, deren Treue zweifelhaft war. Diese letzteren, so wie ein Theil des Guise'schen Infanterie-Regiments lagen außerdem in entfernten Garnisonen, nördlich von Inverneß*). Auf sie konnte also nicht gerechnet werden. Auch Gardiners und Hamiltons Dragoner-Regimenter waren bei einem Feldzuge in den Gebirgen kaum von Nutzen. Endlich verfügte Cope über sechs $1^1/_2$pfündige Geschütze und zwei Coehorn'sche Mörser. Diese kleine Streitmacht, soweit sie disponibel war, erhielt sofort Befehl, sich bei Schloß Stirling, wo die hauptsächlichsten Straßen aus den Hochlanden in die Niederlande münden, zu versammeln. Es ist sehr begreiflich, daß der General unter den bestehenden Verhältnissen vorschlug, mit dem kleinen Heere in dem Unterlande zu bleiben, und das Vordringen der Hochländer da, wo ihre Eigenthümlichkeiten weniger von Werth waren, zu erwarten.

Der Präsident Forbes war aber anderer Ansicht. Er hatte keine Auffassung für die militärischen Gründe des Generals, die in zögernder und unentschlossener Weise vorgebracht wurden. Er sah darin nur dessen gewöhnliche Bedenklichkeiten, und meinte, bis jetzt könnten nur unbedeutende, schlecht bewaffnete Haufen sich um den Prinzen versammelt haben. Wenn man also entschlossen in die Hochlande vorrücke, so würde man die Banden rasch auseinander sprengen. Das Fort Augustus, zwischen dem Loch-Oil und Loch-Neß, schien ihm der Punkt zu sein, wohin man sofort marschiren müßte. Dort wäre

*) Es waren demnach von regulären Truppen in Schottland vertheilt: $3^1/_2$ Bataillone Infanterie und 2 Regimenter Cavallerie. Außerdem waren 9 Ersatz-Compagnien von den Regimentern, welche im Felde standen, vorhanden. Diese waren indessen sehr schwach, nur etwa 30 Mann stark. Zwei derselben waren dazu neulich auf dem Marsche nach dem Fort William von den Hochländern gefangen. Endlich standen noch verschiedene hochländische Compagnien unter Lord Laudon im Norden. — Im Ganzen kann man höchstens 3000 Mann rechnen.

man inmitten der jacobitischen Districte und könnte jeden Aufstandsversuch mit leichter Mühe niederschlagen.

Forbes reis'te selbst am folgenden Morgen (den 10.) von Edinburg nach Norden ab. Er wollte den Ereignissen näher sein, und sich nach Cullodenhouse begeben. Auf dem Wege dahin besuchte er den der Regierung ergebenen Herzog von Atholl auf seinem Stammschlosse in Blair. Dieser machte ihm über die Stimmung der Hochländer in den benachbarten Thälern die beruhigendsten Zusicherungen. Er behauptete, sie würden sich Alle mit Freuden dem königlichen Heere anschließen. Er selbst betheuerte seine Anhänglichkeit und war bereit, seine eigenen Unterthanen zu den Waffen zu rufen, um die Empörer aus einander zu sprengen. Der Präsident wurde nun in seiner Ansicht bestärkt, daß es sich nur um eine unbedeutende Schilderhebung handele, die man im Entstehen noch bemeistern könne. Er schrieb in diesem Sinne noch am 11. August von Blair Atholl an Cope, wiederholte seine Instructionen und empfahl ihm, einen großen Vorrath an Waffen mitzunehmen, um sie unter die befreundeten Clane auszutheilen. Auch die Regentschaft schickte von London dem General den bestimmten Befehl, sofort in die Hochlande zu marschiren.

Cope wagte nun keine weiteren Vorstellungen. Er gehorchte und glaubte damit der Verantwortung für die Folgen überhoben zu sein. Indessen, ein solcher Marsch in die unwegsamen Gebirgsthäler Schottlands erforderte damals große Vorbereitungen. Obgleich die Streitmacht, die man vereinigen konnte, nur 1400 Köpfe zählte*), so hielt man es doch nach damaligen Begriffen für unmöglich zu marschiren, ohne die gesammte Verpflegung mitzuführen.

Das Requisitions-System der neueren Kriegsführung kannte man nicht. In der Zeit vor der Ernte glaubte man am allerwenigsten auf die Hilfsquellen des ärmlichen Landes rechnen zu können. Um das nöthige Brod herbei zu schaffen, von dem man einen einundzwanzigtägigen Vorrath mitnehmen wollte, wurden alle Vorräthe in Edinburg und Leith aufgekauft. Alle Bäcker in diesen Städten und in Stirling und Perth buken Tag und Nacht.

Dennoch konnte die genügende Menge nicht bis zum 20. beschafft werden. Der Rest wurde im dritten Marschquartier nachgeliefert.

*) Es waren im Ganzen fünfundzwanzig Compagnien und sechs Geschütze, mit denen Cope in die Hochlande marschirte.

Auch hielt man es für nöthig, eine Heerde Rindvieh für den Bedarf an Fleisch mitzuführen, obgleich daran im Gebirge nirgends Mangel war. Endlich mußten eine Menge Fuhrwerke die Waffen transportiren, welche man an die treugebliebenen Clane vertheilen wollte.

Es war also ein gewaltiger Troß von Wagen und Packthieren, welcher das kleine Heer begleitete, als es am 20. August Morgens von Stirling aufbrach. Die Cavallerie ließ man ganz zurück. Am 19., an demselben Tage, an welchem Carl Eduard die Fahne des Aufruhrs in dem Thale von Glenfinnan aufpflanzte, trat Cope sein dornenvolles Commando an. Die nöthigen Geldmittel waren ihm erst am 17., zugleich mit einer Masse von Proclamationen von London aus zugegangen, worin auf den Kopf des jungen Prinzen 20,000 Pfd. St. gesetzt ward.

Die Straße, welche am östlichen Fuße des Berges Uabich nach Norden führt, war schlecht. Die Truppen waren das Marschiren in dem bergigen Lande nicht gewohnt.

Es regnete fortwährend. Die Wagen-Colonne und die Packthiere konnten nur mit Mühe folgen. Es ward 10 Uhr Abends, ehe das kleine Heer endlich den kleinen Ort Crieff erreichte, wo die Straße den Fluß Erne überschreitet. Die Erschöpfung nach dem ersten Marsche von nur vier deutschen Meilen war so groß, daß man am nächsten Tage, den 21., ruhen mußte. Der General Cope erhielt an diesem durch einen Kundschafter die Nachricht von dem Unglück, welches die beiden Compagnien unter dem Capitain Scott ereilt hatte.

Mit bösen Ahnungen trat er am 22. seinen Weitermarsch an. Am 23. gelangte man an das Ufer des Tay. Jetzt begannen erst die eigentlichen Schwierigkeiten. Die Straße wand sich von nun an, eingeschlossen zwischen dem rauschenden Bergstrome und senkrechten Felswänden, im Thale aufwärts. Die Gegend wurde immer wilder, als man von dem Thale des Tay in die Schlucht abbog, durch welche der schäumende Glarry ihm seine Gewässer zuführt. Da, wo sich diese zu dem gefürchteten Paß von Killiekrankie verengt, hatte der Vater des jetzigen Herzogs von Atholl zwar einen Weg angelegt, welcher für Fuhrwerke passirbar war, aber die kleine Colonne hatte doch die größten Schwierigkeiten, die abschüssigen Hänge dieser Straße zu ersteigen; denn erst dieses Jahrhundert hat einen bequemen Zugang zu jener romantischen Gegend geschaffen.

Nun war man in den eigentlichen Hochlanden. Es wurde bald

klar, daß der Präsident Forbes die dortige Stimmung zu günstig beurtheilt hatte und daß auf Sympathieen für die Regierung hier nicht zu rechnen war.

Die Bewohner des einsamen Gebirgsthales strömten zwar herzu, um die Truppen vorbeipassiren zu sehen. Aber in ihren Mienen malte sich ein tiefer Ingrimm. Schimpfworte wurden laut. Es herrschte eine allgemeine dumpfe Gährung. An eine Bewaffnung der Bevölkerung, um das kleine Heer zu verstärken, war offenbar nicht zu denken. Sir John Cope schickte daher den größten Theil des Waffenvorraths, den er mitgeführt hatte, zurück.

Aber trotzdem, daß hierdurch die Zahl der Pferde erheblich sich verminderte, konnte man für den Rest das genügende Futter nicht herbeischaffen. Man trieb sie daher Abends in die Weide. Einzäunungen waren aber nicht vorhanden, und so fand es sich an jedem Morgen, daß eine Menge fortgelaufen oder von den hochländischen Wächtern in die Gebirge getrieben war. Es ist begreiflich, daß man unter diesen Umständen nur langsam vorwärts kam. Am 25. Abends erreichte das Heer den armseligen Ort Dalnacardoch, nahe den Quellen des Glarry. Hier begegnete man einem gewissen Capitän Sweetman, der am 12. auf dem Wege nach dem Fort William von den Hochländern gefangen und nun auf Ehrenwort wieder freigelassen war. Dieser erzählte dem General Cope von der begeisterten Scene in der Schlucht von Glenfinnan, der er beigewohnt hatte, und wie an den folgenden Tagen aus allen Thälern Schaaren von Hochländern zu den Fahnen des jungen Prinzen geeilt seien. Am 21. war er freigelassen; damals hatte er die Aufständischen auf 1400 Mann geschätzt; jetzt müßte ihre Zahl, wie er glaubte, wenigstens auf 3000 gewachsen sein.

Alles das klang wenig ermuthigend. Die Befehle der Regierung waren aber bestimmt. Sir John Cope setzte daher am folgenden Morgen, den 26., seinen Marsch nach Norden fort und kam am Nachmittag in Dalhwinnie an.

Vor ihm lag nun die dunkle Felsenmauer des Gebirgsstocks vom Corry Arrack, den man ersteigen mußte, um nach dem Fort Augustus zu gelangen. In zahlreichen Windungen, an schwindelnden Abhängen, unter überhängenden Felsen, über schmale Brücken und reißende Gießbäche führte die Straße steil aufwärts. Eine kleine feindliche Abtheilung konnte hier, in dem gefürchteten Engpasse der „Teufelstreppe“, das ganze Heer aufhalten.

Eine düstere muthlose Stimmung griff um sich. Von dem Präsidenten Forbes gelangte am Abend eine Botschaft an Sir John Cope, welche die Aussagen Sweetmans bestätigte. Dazu brachte sie noch die bestürzende Kunde, daß die Kuppe des Corry Arrack bereits von einer Abtheilung Hochländer besetzt sei.

Die directe Militärstraße nach dem Fort war damit gesperrt. Der General war in Verzweiflung. Dennoch wagte er nicht, auf eigene Verantwortung von dem ihm anbefohlenen Wege abzuweichen, so unmöglich es war, auf demselben den Marsch fortzusetzen. Er ergriff den Ausweg aller unentschlossenen Führer und berief auf den folgenden Morgen, den 27., sämmtliche Commandeure und Oberofficiere zu einem Kriegsrath.

Er stellte ihnen die Sachlage vor. Der Befehl, nach Norden zu marschiren, war unausführbar. Umkehren konnte man auch nicht, da der Zustand der Gährung, in welchem die Bevölkerung des Hochlandes sich bereits befand, in offene Feindschaft auflodern würde. Dem kleinen Heere drohte also derselbe Untergang, der die Compagnieen des Hauptmann Scott beim Rückzuge vom Fort William ereilt hatte.

Wenn man aber von der Militärstraße abböge und auf dem schlechten Gebirgswege, der in dem Dorfe Catlaig sich abzweigt, nach Inverneß marschirte; so konnte man vielleicht von hier aus in dem breiten Thale das Fort Augustus noch immer früh genug erreichen, um die Rebellen auseinander zu sprengen.

Sämmtliche Mitglieder des Kriegsrathes stimmten diesen Auseinandersetzungen bei und unterzeichneten eine entsprechende Erklärung.

Damit war Cope, wie er meinte, der Verantwortung ledig. Sein kleines Heer erreichte nach drei forcirten Märschen am 29. Abends wirklich glücklich Inverneß. Es war gelungen, alles Gepäck, selbst einen Vorrath von Waffen für 800 Mann mitzuführen. Der directe Weg in's schottische Unterland war aber nun den Aufständischen freigegeben.

Im Lager der Hochländer herrschte mittlerweile großer Jubel. In der bestimmten Hoffnung, die Engländer in den Engpässen des Corry Arrack vernichten zu können, war man in der Frühe des 27. August aufgebrochen. Der junge Führer strahlte in der Erwartung des Kampfes. Kaum graute der Morgen, so legte er seine hochländische Kleidung an. Als er die groben Bergschuhe zuschnürte, sprach er die Hoffnung aus, dem General Cope eine Schlappe beizubringen,

bevor er sie wieder ablegte. An den kleinen Colonnen war er allenthalben gegenwärtig.

Er lauschte mit Interesse den Erzählungen und Liedern der wilden Hochländer. In gebrochener gaelischer Sprache erkundigte er sich bei den Einzelnen nach ihrer Heimath, nach den Einrichtungen ihrer Clane. Seine einfache anspruchslose Weise gewann ihm alle Herzen. Die körperliche Gewandtheit, die ihn befähigte, besser selbst als die Eingeborenen die steilen Felshöhen zu erklettern und Strapazen zu ertragen, erzwangen ihre abgöttische Bewunderung.

Am Fuße des Corry Arrack brachte ein Deserteur die Nachricht, daß General Cope dem Zusammentreffen ausgewichen sei. Einzelne Stimmen meinten, man müsse ihm unverzüglich nach Inverneß folgen. Der Prinz dagegen war der Ansicht, man solle ihn lassen, wo er sei. Jetzt läge der Zugang ins schottische Unterland frei vor ihnen. Dorthin müsse man rücken, und die zahlreichen Anhänger der Stuarts zu den Waffen rufen. In dem reichen angebauten Lande könne man sich nicht allein Mannschaften, sondern auch Geld und Ausrüstungsgegenstände verschaffen, woran es hauptsächlich mangele. Die Ansicht drang durch, und der Marsch wurde in der ursprünglichen Richtung fortgesetzt.

Als man an jenem Punkte des Gebirges ankam, wo zwei einsame Vogelbeerbäume die Stelle bezeichneten, an der sich die Straße nach Inverneß abzweigt, machte man einen kurzen Halt. Ein Faß Branntwein wurde an die Mannschaften vertheilt. Carl Eduard selbst trank mit dem begeisterten Jubel der Hochländer ein Glas auf die Gesundheit des Generals Cope. „Mögen alle englischen Generäle, wie er, sich als unsere Freunde zeigen!“ sagte er.

Dann gings weiter. Man durchzog in den folgenden Tagen den bergigen Distrikt von Badenoch. Die kleinen Orte in den Thälern boten keinen genügenden Raum für die Unterkunft der Mannschaften und der Prinz lagerte stets inmitten seiner Anhänger, auf freier Haide. Aus allen Nebenthälern strömten die Bewohner herzu und schlossen sich an. Die Straße schrieb als Haltpunkte für die Nacht dieselben Orte vor, welche der General Cope auf seinem verhängnißvollen Marsche benutzt hatte. Jetzt sind sie Stationen einer vielbesuchten Eisenbahn. In Dalhwinnie huldigte der mächtige Häuptling Macdonald von Cluny dem Prinzen und versprach, mit seinem Clan in Perth zu ihm zu stoßen.

Am 30. August Abends erreichte die Schaar das ehrwürdige graue

Schloß des Herzogs von Atholl. Der Besitzer desselben war beim Herannahen der Hochländer eiligst entflohen. Sein älterer Bruder, der greise Marquis von Tullibardine, konnte wieder von seinem rechtmäßigen Erbe Besitz nehmen. Als er nun nach langen Jahren wieder eintrat in die Hallen seiner Väter, aus denen ihn die Anhänglichkeit an das Fürstenhaus vertrieben, dessen heldenmüthigen Sprossen er jetzt geleitete, da stürzten ihm die alten treuen Diener zu Füßen. Seine Unterthanen aus den entlegensten Thälern des Gebirges kamen herbei, um ihm zu huldigen. In kurzer Zeit konnte er ihrer 900 bewaffnen.

Er ließ es sich nicht nehmen, den Prinzen in seinem Schlosse zu bewirthen. Am 31. Abends fand ein großes Bankett statt. Aller Pomp des alten Geschlechts von Atholl wurde entfaltet. Es herrschte ein unermeßlicher Jubel.

In der Nähe von Blair liegt das Schlachtfeld von Killiekrankie, auf dem Dundee einst mit seinen Hochländern das königliche Heer zersprengte. Die Erinnerung an jenen großen Tag fachte die Begeisterung der wilden Schaaren aufs höchste an, als Carl Eduard sie am Morgen des 31. musterte. Aber ihre mangelhafte Bewaffnung und ihre jedes Versuchs der Disciplinirung spottende Ungebundenheit erregten ernste Bedenken.

Man mußte suchen, möglichst bald das nahe Unterland zu erreichen, um wenigstens dem erstern Mangel abhelfen zu können. Der Marsch wurde deshalb unverzüglich fortgesetzt. Am 2. September Abends gelangte der Prinz nach Lude, dem Stammschlosse des Herzogs von Robertson.

Am folgenden Tage schon besetzte die Avantgarde der Hochländer die Stadt Perth. Der Gouverneur derselben und sämmtliche Mitglieder des Magistrats waren entflohen. Trotz ihrer jacobitischen Gesinnungen wollten sie ihre Existenz für eine so abenteuerliche Unternehmung nicht aufs Spiel setzen.

Am 4. September Abends folgte der Prinz selbst mit dem Reste seiner Armee. Sein Einzug war ein wahrer Triumphmarsch. Eine glänzende Ehrenwache von hochländischen Herren umgab ihn. Alle waren zu Pferde. Die jugendliche schlanke Gestalt Carl Eduards, gekleidet in die malerische Tracht des Landes, überragte sie Alle. Es hätte nicht der reichen Goldstickerei an seiner Kleidung und Mütze, des breiten, grünen Ordensbandes und des glänzenden Sterns auf seiner Brust bedurft, um ihn unter seiner Umgebung kenntlich zu machen.

Alle Fenster und Thüren öffneten sich, um ihn zu begrüßen. Das schöne Geschlecht namentlich wurde unwiderstehlich hingerissen. Die jugendlichen, reizenden Schwestern des Lord Stormond ließen es sich nicht nehmen, ihn in dem Hause ihres Bruders aufzunehmen und aufs Köstlichste zu bewirthen.

In Perth machte der Prinz einen achttägigen Halt. Die kurze Frist benutzte er, seine undisciplinirte Armee etwas in den regelmäßigen Bewegungen der modernen Heere zu üben. Jede freie Stunde, die er erübrigen konnte, brachte er auf den Uebungsplätzen zu. Selbst von dem glänzenden Ballfest, das ihm zu Ehren gegeben wurde, riß er sich bald los und eilte ins Lager.

Aber so sehr auch die kräftigen gewandten Gestalten der Hochländer sie zu Soldaten geeignet machten, so sehr spottete ihr ungebundener, wilder Geist jedes Versuchs der Disciplinirung. Noch andere Schwierigkeiten stellten sich dem weiteren Vordringen entgegen. Der geringe Geldvorrath (4000 Louisd'or), der von Frankreich mitgebracht war, war erschöpft und noch immer fehlten Waffen und Material.

Man mußte dazu schreiten, fernere Summen mit Gewalt einzutreiben. Die 500 Pfd. St., welche die Stadt Perth beisteuerte, reichten nicht. Man entsandte also kleine Abtheilungen in die benachbarten Grafschaften von Angus und Fife, um Contributionen zu erheben.

In allen Städten, die man für kurze Zeit occupirte, wurde, wie in Perth selbst, Jacob VIII. als König von England, „Frankreich“, Schottland und Irland proclamirt, und sein Sohn Carl als Regent. Eine Partei der Macdonalds hatte das Glück, im Hafen von Montrose zwei Schiffe zu erbeuten, welche mit Waffen und Munition für die königliche Armee beladen waren. Deren Inhalt war natürlich sehr willkommen.

In Perth schlossen sich der Lord Olgivie, Sohn des Grafen Airly, und die Stämme der Robertsons von Struan, Blairfittie und Cushivale an die Aufständischen an.

Von entscheidendem Einfluß auf die nachherigen Erfolge war es aber, daß auch der jüngste Bruder des Herzogs von Atholl, Sir George Murray, sich nun für den Prinzen erklärte. Seine Ankunft im Lager der Hochländer, in das er den größten Theil der Unterthanen seines entflohenen Bruders und seine eigenen heranführte, erregte eine gewaltige Freude. Seine treue Anhänglichkeit an die

Stuarts, die er bereits in den Unternehmungen von 1715 und 1719 gezeigt hatte, war Allen bekannt.

Bei der letzten dieser unglücklichen Expeditionen kämpfte er unter dem unmittelbaren Befehl seines ältesten Bruders, des Marquis von Tullibardine und mußte mit diesem zugleich nach dem Continente fliehen. Er nahm dann Dienste bei dem Könige von Sardinien, und fand hier Gelegenheit, seine seltenen militärischen Talente zu entwickeln und zu zeigen. Der König Georg II. begnadigte ihn nach seinem Regierungsantritte. Er kehrte 1727 nach Schottland zurück, heirathete die schöne Tochter und Erbin des Marquis James Murray von Strowen und Glancarse und wurde der Vater von fünf Kindern. Dennoch erwachte die Begeisterung seiner Jugendjahre abermals unwiderstehlich, als der junge Stuart in Schottland erschien.

Er weihte der verlorenen Sache von Neuem seinen Degen. Seine glänzende Tapferkeit, seine hohe Geburt, seine männliche Gestalt würden ihm schon allein den Anspruch auf eine hohe Stellung gesichert haben. Die Kenntniß der Taktik, welche er sich erworben hatte und die natürliche Begabung, die er sowohl für die Combination militärischer Operationen, sowie für die Organisation roher, ungeordneter Massen besaß, machten ihn für den Prinzen geradezu unschätzbar. Es beweist dessen richtigen Blick und Selbstverleugnung, daß er ihn sofort zum General-Major ernannte. Er gestattete ihm in der Folge auf die Leitung der militärischen Operationen einen fast unumschränkten Einfluß. Indessen Murrays Hochmuth, seine Sucht, zu befehlen und auf keinen Rath Anderer zu hören, wenn er auch berechtigt war, führten in der Folge oft unangenehme Zerwürfnisse herbei.

Die Huldigung von James Drummond, Herzog von Perth, welche zu dieser Zeit stattfand, war für den Fortgang der Unternehmung gleichfalls von großer Bedeutung. Er war der Großsohn des Kanzlers Jacob II. und hatte seine Erziehung in Frankreich erhalten. Zwar hatte er keine militärischen Talente, auch sonst waren seine Geistesgaben unbedeutend. Aber seine ungeheuren Besitzungen, die große Zahl Unterthanen, die er bewaffnen konnte, sicherten ihm einen mächtigen Einfluß in Schottland. Die Regierung hatte ihn schon längst wegen seiner jacobitischen Gesinnungen im Verdacht und ließ sofort nach der Landung des Prinzen Befehle geben, ihn zu verhaften. Ein gewisser Capitain Campbell erschien zur Ausführung dieses Auftrages in Drummond Castle, wohin er sich in nicht sehr anständiger Weise

eine Einladung zum Mittagsessen verschafft hatte. Beim Dessert erklärte er plötzlich seinen Wirth für seinen Gefangenen.

Der Herzog empfing die Nachricht sehr kühl, ließ den Hauptmann, wie aus Höflichkeit vor sich hergehen, kehrte aber dann unerwartet um, schloß die Thür des Zimmers, aus dem sie eben traten, und entfloh durch eine geheime Treppe in den Wald.

Die Soldaten folgten ihm nach. Er fand aber glücklicherweise ein Pony, auf das, ungesattelt und ungezäumt wie es war, er sich schwang und entkam. Darauf lag er in den Schluchten des Hochlandes verborgen bis zur Ankunft des Prinzen.

Perth hatte stets eine persönliche Tapferkeit bewiesen, die selbst unter seinen tapferen Landsleuten hervorragte. Er war trotz seines schwächlichen Körpers äußerst gewandt, und konnte Strapazen und Entbehrungen mit ebenso großer Ausdauer, wie der Geringste seiner Unterthanen ertragen. Der Prinz gab ihm deshalb denselben Rang, den er dem Sir Georg Murray beigelegt hatte.

Er erkannte aber sehr wohl, daß es für ihn ebenso wichtig war, die Liebe der Masse der Bevölkerung zu erwerben, wie er sich die der Führer verschafft hatte.

Der Aufenthalt in Perth gab ihm Gelegenheit, den Zauber seiner Persönlichkeit auf die verschiedensten Schichten des Volkes wirken zu lassen. Noch erzählt man von ihm, wie er sich bei Gelegenheit eines Marktes in der Stadt, der diesmal durch die Anwesenheit einer Menge buntgekleideter und bewaffneter kräftiger Hochländer ein besonders lebhafter war, in das Treiben mischte. Jedem Besucher wurde persönliche Freiheit und Schutz zugesichert. Carl unterhielt sich in der ungezwungensten Weise mit den herzugeströmten Käufern und Verkäufern. Ganz besonders benutzte er die Gelegenheit, mit Engländern in Berührung zu kommen. Dadurch verrieth er, wie sehr er auf die Verwirklichung seiner Pläne, auch über die Grenzen Schottlands hinaus, hoffte. Er trug, in halb scherzender, halb ernster Weise, ihnen auf, sie möchten ihren Landsleuten sagen, daß sie binnen zwei Monaten seine Ankunft im Palaste von St. James erwarten sollten.

Die Schwierigkeiten, welche sich einer Restauration der Stuarts aus religiösen Gründen entgegenstellten, kannte er indeß sehr wohl. Mit weiser Vorsicht vermied er daher in seinem Benehmen Alles, was dem Angehörigen irgend Eines der verschiedenen Glaubensbekenntnisse Anstoß erregen konnte. Mit Recht fürchtete er aufs Aeußerste, als ein

bigotter Papist, wie sein Großvater es gewesen war, angesehen zu werden. Ebensowenig durfte er aber die katholischen Clane, die sich zuerst für ihn erhoben hatten, und die zahlreichen Presbyterianer der schottischen Niederlande verletzen. Er zeigte die gleiche Toleranz für Alle. In Perth besuchte er zum ersten Male einen protestantischen Gottesdienst. Doch wird er sich nicht darin erbaut haben; denn der unerschrockene Geistliche legte eine Stelle aus dem 14. Capitel des Propheten Jesaias V. 1 und 2 seiner Rede zu Grunde.

Carl hätte gern noch längere Zeit in Perth verweilt, um seine Truppen besser auszurüsten und einzuüben. Aber als er die Nachricht erhielt, daß der General Cope, nunmehr von der Gefahr unterrichtet, welche der Hauptstadt drohte, in Eilmärschen längs der Küste nach Aberdeen vorrücke, sah er ein, daß er nicht länger zögern dürfe. Am 11. September Morgens marschirte das hochländische Heer nach Süden zu ab.

Der Prinz konnte es sich nicht versagen, unterwegs mit wenigen Begleitern dem alten ehrwürdigen Stammschlosse der Stuarts, Scoone, einen Besuch abzustatten, das noch zuletzt seinen Vater während der traurigen Ereignisse des Jahres 1715 beherbergt hatte. Am Abend des Tages erreichte er Dumblane, in dessen Nähe sich am 12. die gesammte kleine Armee vereinigte. Hier schlossen sich noch weitere 60 Macdonalds von Glencoe und 200 Macgregors von Glengyle ihm an.

Man durfte beim Weitermarsch am 13. September nicht darauf rechnen, den Forth in seinem breiten untern Lauf überschreiten zu können. Alle Böte waren von dem nördlichen Ufer des Flusses weggebracht worden, der hier schon beginnt, sich zu einem Meerbusen zu verbreitern. Das Zusammensetzen von Flößen hätte zu viel Zeit erfordert. Ebenso wenig konnte man die Brücke von Stirling benutzen, welche ganz unter dem Feuer der Geschütze des Castells liegt. Man mußte sich also zu einem Umwege entschließen und sich auf die Furth von Frew dirigiren, welche etwa sieben englische Meilen aufwärts von Stirling liegt. Der Weg dahin führt unmittelbar an dem Städtchen Doune unter den Zinnen des romantisch gelegenen ehrwürdigen Schlosses vorbei.

An dem kleinen Gasthause eines gewissen Mr. Edmonstone an der Straße machte Carl Eduard einen kurzen Halt, und ließ seine Schaaren an sich vorbeiziehen. Die Töchter des Wirths reichten ihm

ein Glas Wein, das er auf dem Pferde leerte. Er trank auf die Gesundheit aller schönen Damen, die in großer Zahl herbeigekommen waren, um ihn zu sehen. Die Wirthstöchter erbaten sich die bescheidene Gunst, ihm die Hand küssen zu dürfen; ihre Cousine aber, welche sich zufällig zum Besuche bei ihnen aufhielt, war kühner. In schottischem Dialect wagte sie es, sich einen Kuß auf den Mund zu erbitten, und zum allgemeinen Jubel und Neid der Umstehenden hob der junge Fürst die schlanke Mädchengestalt in seinem Arm zu sich empor und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen. Da mahnte ein Kanonenschuß, welcher von dem Schlosse Stirling auf die in der Ferne vorüberziehenden Colonnen der Hochländer abgefeuert, dumpf herüberdröhnte, zum plötzlichen Aufbruch. Im Galopp ritt der Prinz unter dem Beifallsrufen der Menge von dannen und hatte bald die Spitze seines Heeres wieder erreicht.

Der Schuß war wirkungslos gewesen. Die Besorgniß, daß die beiden Dragoner-Regimenter unter dem Oberst Gardiner, welche General Cope bei seinem Marsche in die Hochlande zurückgelassen hatte, sich dem Ueberschreiten des Forth widersetzen könnten, zeigte sich gleichfalls als grundlos. Sie waren bereits nach Edinburg zu abgezogen. Ohne Anstand konnte man also die Furth von Frew passiren.

Gegen Mittag machte man einen kurzen Halt, in der Nähe von Leckie-House, dessen Besitzer seit einigen Tagen große Vorbereitungen getroffen hatte, um den Prinzen festlich zu bewirthen. Der Commandant von Stirling hatte das aber erfahren und in der Nacht war er durch eine Abtheilung der Besatzung aus dem Bette geholt und ins Schloß abgeführt. Seine trauernde Frau empfing also allein den hohen Gast.

Gegen Abend lagerte das kleine Heer in der Nähe des berühmten Schlachtfeldes von Bannockburn. Ihr Führer fand in Bannockburnhouse selbst ein Unterkommen. Ein treuer Anhänger seiner Familie, Sir Hugh Paterson nahm ihn hier auf.

Am 14. September erreichte man die Stadt Falkirk. Die Hochländer wurden zum Theil in derselben untergebracht, zum Theil lagerten sie in der Nähe auf freiem Felde. In der Nachbarschaft lebte der Lord Kilmarnock auf seinem Schlosse zu Callenderhouse. Dieser Edelmann, dessen Vorfahren stets getreue Anhänger der hannoverschen Dynastie und der whiggistischen Grundsätze gewesen waren, hatte ein bedeutendes Vermögen durch ein ausschweifendes Leben verloren. Seine

Gattin aber war die Nichte und muthmaßliche Erbin der alten Gräfin von Errol, einer fanatischen Anhängerin der Stuarts. Seit dem Aufstand von 1715, wo der Vater des jetzigen Lords ein bedeutendes Truppencorps für Georg I. ausgerüstet und diesem zur Verfügung gestellt hatte, bezog er ein bedeutendes Jahrgehalt. Es scheint, als wenn später der Staats-Secretair, Lord Wilmington, geglaubt hat, daß der Einfluß der Gattin den Lord in seinen politischen Ansichten wankend gemacht habe. Er entzog ihm also die Pension. Auf der andern Seite wollte die Gräfin von Errol ihm die Aussicht auf die reiche Erbschaft entziehen, wenn er sich nicht der Partei der Jacobiten anschlösse. Dennoch blieb er während vieler Jahre unentschieden und mochte nicht mit seiner ganzen Vergangenheit brechen. Aber allmählig waren alle Geldmittel in Folge seiner maßlosen Verschwendung erschöpft. In kürzester Frist mußten dringende Gläubiger befriedigt werden.

Die bitterste Noth drohte ihm, der nur gewohnt gewesen, im Wohlstand zu leben. Da zeigte sich als einziger Ausweg die Unternehmung des jungen Prätendenten. Schloß er sich ihr an; so konnte er, wenn sie gelang, hoffen, dermaleinst von dem neuen Könige glänzend belohnt zu werden. Zugleich winkte auch die sichere Aussicht auf die Erbschaft der Schwiegermütter. Diese Erwägungen bestimmten Lord Kilmarnock, den jungen Prinzen, als er in Falkirk ankam, zu bewillkommnen und ihn nach seinem Schlosse in Callenderhouse einzuladen. Dort wurde er von ihm und seiner Familie mit allen den Ehren empfangen, die dem Sohne des rechtmäßigen Monarchen gebühren. Die Bewirthung war so glänzend, als die kärglichen Mittel es erlaubten. Mehr wagte der Lord aber dennoch nicht zu thun. Er blieb zu Hause, als der Prinz am andern Morgen Abschied nahm. Erst nach dem Siege von Preston-Pans entschloß er sich, seiner Fahne zu folgen.

Am nächsten Tage, Sonntag den 15. September, setzten die Hochländer ihren Marsch nach Linlithgow fort. Hier kamen endlich die feindlichen Dragoner in Sicht. Sie nahmen an der Brücke, welche sich bei der alten ehrwürdigen Stadt befindet, Stellung und gaben sich den Anschein, als wenn sie dem weiteren Vorrücken Widerstand entgegensetzen wollten. Als aber eine kleine Abtheilung Hochländer gegen sie anrückte, zogen sie rasch ab und ließen den Zugang zur Stadt frei.

Es ist natürlich, daß fast alle Einwohner derselben begeisterte

Anhänger der Stuarts waren, hatten doch Jahrhunderte lang die Könige dieses Geschlechts mit Vorliebe hier residirt. Eine kurze Zeit genügte, um die Vorbereitungen für einen glänzenden Empfang zu treffen. Zwar der Bürgermeister, obgleich selbst jacobitisch gesinnt, hatte aus Vorsicht sich nach Edinburg entfernt. Aber seine Frau und Tochter, beide in kleidsamen hochländischen Tartans, und mit großen weißen Cocarden geschmückt, erschienen inmitten der jauchzenden Menge und wurden zum Handkuß zugelassen.

Unter enthusiastischen Zurufen begleiteten die Einwohner den Prinzen zu dem altersgrauen Schlosse seiner Väter, wo einst die schöne, unglückliche Maria Stuart geboren war und wo sie nachher die wenigen ruhigen Stunden ihrer Herrschaft genoß.

Die einst glänzende Hofhaltung war aber längst verschwunden. Eine einzige alte Haushälterin empfing den letzten Sprossen ihres alten Herrschergeschlechts mit Thränen der Freude und Rührung, und geleitete ihn in die öden Gemächer. In der Freude ihres Herzens bewirthete sie auch die herzugeströmte Menge mit Allem, was Küche und Keller vermochten.

Es mögen Gedanken eigenthümlicher Art gewesen sein, welche Carl Eduard bewegten, als er die Nacht in dem alten Schlosse verbrachte. Die Umgebung mahnte ihn mächtig an die Unbeständigkeit irdischer Größe und an die Unsicherheit seiner eigenen Aussichten.

Aber er hatte nicht Zeit, sich lange seinen Gedanken hinzugeben. Der Marsch nach der Hauptstadt mußte schleunigst fortgesetzt werden. Das kleine Heer, welches in der Nacht östlich der Stadt, auf einer Anhöhe, da, wo noch jetzt der 12. Meilenstein von Edinburg steht, gelagert hatte, brach in der Frühe wieder auf. Man marschirte mit allen Vorsichtsmaßregeln und kam daher nicht rasch vorwärts. Nach einigen Stunden tauchten aus dem Nebel die Thürme der Hauptstadt empor und wurden jubelnd begrüßt.

Mittlerweile herrschte in den Mauern derselben eine unbeschreibliche Verwirrung und Bestürzung. Als der General Cope mit seinem Heere auszog, zweifelte Niemand, daß er mit leichter Mühe die Unruhen in den fernen Hochlanden würde dämpfen können. Seit dem Abmarsch der regulären Streitmacht war aber eine Hiobspost auf die andere gefolgt. Man erfuhr bald mit Schrecken, daß die wilden hochländischen Schaaren sich in das Niederland ergossen hatten, dann, daß sie gegen die Hauptstadt selbst anrückten.

Das Gerücht übertrieb ihre Zahl; man erzählte, aus jedem Thale strömten Tausende von halbwilden Kriegern zu der Fahne des Prätendenten. Es ist deshalb nur zu begreiflich, daß die Bevölkerung Edinburgs der Ankunft derselben mit denselben Gefühlen der Besorgniß entgegen sah, welche einst die verweichlichten Einwohner Roms beim Herannahen der Horden Alarichs und Attilas ergriff.

Der Lord-Provost rief die Mitglieder des Magistrats zusammen, um zu berathen, was zu thun sei. Außer der Besatzung des befestigten Schlosses, welche nicht verwendet werden konnte, standen nur sechzehn Compagnieen Bürgerwehr, zu je 100 Mann, zur Verfügung, um die Stadt zu vertheidigen. Diese waren aber seit dem Jahre 1688 nie in Waffen erschienen, außer bei den Paraden an dem Geburtstage des Königs. Ihre Officiere waren friedliche Bürger und Kaufleute. Dazu gewährte die alte Mauer, welche die Stadt umgab, so gut wie gar keinen Schutz gegen einen gewaltsamen Angriff, obgleich sie noch zum Theil mit Schießscharten versehen war. Sie sollte nur verhindern, daß zollpflichtige Güter in die Stadt geschmuggelt würden. Geschütze waren nicht vorhanden.

Der Bürgermeister erkannte die verzweiflungsvolle Lage der Stadt. Die einzige Möglichkeit der Rettung schien ihm zu sein, daß man Zeit gewönne bis zur Rückkehr des General Cope. Von diesem wußte man, daß er längs der Küste in Eilmärschen heranrückend, am 9. in Banff, am 11. in Aberdeen angekommen war. Transportschiffe waren unterwegs, die seine kleine Armee über den Frith of Forth übersetzen sollten. Ein Entsatz durch dieselbe war also in wenig Tagen zu erwarten. Bis dahin war es auch mit den geringen Mitteln, über die man verfügte, vielleicht möglich, sich zu halten. Der Provost schlug deshalb vor, die Bürgerwehr zur Vertheidigung der Hausaltäre zu den Waffen zu rufen. Die verfallenen Mauern wollte er ausbessern lassen, so daß sie wenigstens gegen Flintenfeuer und einen Sturmangriff Schutz gewährten.

Während man noch über diese Vorschläge debattirte, wurde ein Bote angemeldet, der wichtige Nachrichten und Eröffnungen zu machen hätte. Man ließ ihn ein und es erschien vor versammeltem Magistrat ein gewisser Alves. Er kam von Perth, wo er, ohne es zu wollen, mitten unter die aufständische Armee gerathen war. Er berichtete, man habe ihn vor den Herzog von Perth geführt, den er von früher her kannte. Dieser habe ihm im Auftrage des Prinzen befohlen, er

solle den städtischen Behörden von Edinburg eröffnen, daß sie nur im Falle friedlicher Uebergabe auf Schonung zu rechnen hätten. Eine Einnahme mit Gewalt würde dagegen eine erbarmungslose Verheerung durch die Hochländer zur Folge haben. Die Versammlung wurde bleich vor Schrecken. Das Bild, welches der Abgesandte von dem Aussehen der feindlichen Schaaren machte, klang dazu wenig ermuthigend. Man sah schon die zügellosen Horden der Barbaren heulend in die Straßen der Stadt sich ergießen. Man sah die Häuser geplündert und in Flammen, die Frauen und Töchter geschändet, die Kinder gemordet.

Die Zaghaften unter den Rathsherren schlugen vor, mit dem Prinzen zu verhandeln. Die noch zaghafteren aber meinten, die Sicherheit im Falle einer Capitulation sei auch eine sehr precaire. Wer wollte dafür einstehen, daß unter den undisciplinirten Massen Mannszucht zu erhalten wäre. Niemand würde sie, wenn sie die schönen Paläste, die glänzenden Läden Edinburgs sähen, von der Plünderung zurückhalten können. Es drohten auch dann alle Greuel der Verwüstung. Es sei also in jedem Falle besser, Widerstand zu leisten, bis das Entsatzheer herankäme.

So veranlaßte die äußerste Furcht den Entschluß zum Kampfe. Man mußte aber besorgen, daß die bösen Nachrichten, welche Alves gebracht hatte, in der Bevölkerung eine allgemeine Entmuthigung hervorrufen möchte. Der Provost zürnte sogar, daß er seinen Bericht nicht ihm allein, sondern vor der ganzen Rathsversammlung abgestattet hatte, und ließ den Unglücklichen, um fernerem Unheil vorzubeugen, ins Gefängniß werfen.

Aber von den Schreckens-Nachrichten war doch schon zu viel ins Publikum gedrungen. Der Aufruf zu den Waffen fand deshalb nur wenig Gehör. Wenig mehr als ein Drittel der Pflichtigen erschienen. Einige Jünglinge boten zwar freiwillig ihre Dienste an. Außerdem hatte der Herzog von Buccleugh seine Unterthanen bewaffnet und für die Vertheidigung der Stadt zur Verfügung gestellt. Dennoch konnte man im Ganzen nur 700 Mann zusammen bringen, welche man an den Thoren der Stadt und den bedrohtesten Stellen der Mauer vertheilte. Der Mathematiker Maclaurin hatte seine Wissenschaft angewandt, um die Stadt einigermaßen in Vertheidigungszustand zu setzen.

Von Leith wurden einige unbrauchbare Geschütze herbeigeschafft. Barrikaden versperrten die Thore, die baufälligsten Stellen der Mauer

waren ausgebessert. Dennoch versprach der Zustand der Befestigungen wenig Hoffnung auf Erfolg.

Als man nun am 15. September die Nachricht erhielt, daß das hochländische Heer unter dem Jubel der Bevölkerung in Linlithgow eingerückt sei, griff das Gefühl der Hilflosigkeit noch mehr um sich. Die einzigen regulären Truppen, die zur Verfügung standen, waren Gardiners beide Reiter-Regimenter. Innerhalb der Stadtmauern konnten dieselben natürlich nicht von Nutzen sein. Dagegen mochten sie im freien Felde durch einen kühnen Angriff die ungeordneten feindlichen Schaaren sprengen. Wenn man ihnen nun noch die Nationalgarden als Reserve folgen ließ, so konnte es sogar vielleicht gelingen, bei dem Gegner den Eindruck einer aus allen Waffen zusammengesetzten regulären großen Streitmacht zu erwecken und ihn veranlassen, den Angriff auf die Hauptstadt ganz aufzugeben. Außerdem stand für die Leitung einer solchen Unternehmung die bewährte Kraft des alten tapfern Oberst Gardiner zur Verfügung.

Man beschloß also, dem Feinde kühn entgegen zu gehen. Mit grauendem Morgen am 16. rief die Alarm-Trommel die Bürger zu den Waffen. Aber die Zuversicht der Führer hatte sich der Bevölkerung nicht mitgetheilt.

Nur eine geringe Zahl von Bewaffneten stellten sich ein. In den engen Straßen entschlüpfte beim Abmarsch noch ein großer Theil unbemerkt in die Häuser, als sie erfuhren, daß sie nicht hinter Wall und Mauern, sondern im freien Felde kämpfen sollten. Aus den Thüren stürzten klagende Frauen und Geliebte, und nahmen weinend Abschied von den Ausziehenden, als wenn sie einem sichern Verderben entgegen gingen. Sogar die älteren Bürger flehten die jüngeren im Vorbeimarschiren an, sie möchten umkehren und sich nicht dem unvermeidlichen Untergange aussetzen. Die Stimmung war daher schon sehr gedrückt, als man an dem Punkte ankam, wo etwa zwei engl. Meilen westlich von Edinburg die Colt-Bridge einen kleinen Fluß überschreitet. Oestlich desselben stellte sich das kleine Corps in einem Halbkreis auf, um den Hochländern den Weg zu verlegen.

Es waren im Ganzen nicht mehr wie 360 Mann, eine bunt zusammen gewürfelte, lächerlich aussehende Schaar, vor deren Front der Oberst Gardiner den Feind erwartete.

Alter und Krankheit hatten die Gesundheit dieses tapferen Mannes untergraben. Das unfreundliche stürmische Wetter zwang ihn, seine

8*

lange dürre Gestalt mit einem ungeheuern blauen Ueberzieher zu umhüllen. Daher war auch seine Erscheinung etwas komisch, um so mehr, als er seinen Hut mit einem großen, unter dem Kinn zusammen geknöpften seidenen Taschentuch befestigt hatte. In diesem Aufzuge hielt er vor seiner Schaar. Die Dragoner deckten die Flanke. Eine kleine Reiterabtheilung war nach dem Dorfe Crostorpshine, noch zwei engl. Meilen weiter vorgeschoben, um den Anmarsch der Hochländer zu beobachten. Es dauerte nicht lange, so kamen deren Spitzen in Sicht. Die wenigen berittenen Officiere, welche in der Umgebung des Prinzen sich befanden, ritten im Galopp auf die feindlichen Reiter zu und feuerten ihre Pistolen ab. Die unerwartete Erscheinung von Berittenen, die man für Cavallerie hielt, rief einen unbeschreiblichen Schrecken hervor. Die Dragoner machten Kehrt und jagten davon. Kaum sahen die Regimenter ihre Kameraden im Galopp auf der Straße zurückkommen, so ergriff die Panique auch sie. Ohne auf die Vorstellungen und Befehle ihrer Führer und ihres alten Obersten zu hören, ergriffen sie schmählich die Flucht.

Die Einwohner der Hauptstadt hatten sich in großer Zahl vor den Thoren versammelt, um den Ausgang des Gefechts zu erwarten. Ihre Bestürzung war unbeschreiblich, als sie plötzlich auf den Gefilden nördlich von Edinburg, wo jetzt die neue Stadt steht, die aufgelösten Massen der Reiter unaufhaltsam vorbei jagen sahen. Und nicht eher konnten diese zum Halten gebracht werden, als bei dem Dorfe Preston, wo, wie ein merkwürdiger Zufall wollte, ihr Oberst ein Landgut besaß.

Am Abend schreckte sie das Geschrei eines Reiters, der in eine mit Wasser gefüllte Kohlengrube gefallen war, von Neuem auf. Sie glaubten das wilde Kriegsgeheul der Hochländer zu hören und flohen nun in einem Zuge bis Dunbar. Noch jetzt spricht man im Volke von dieser schmählichen Flucht als dem „Canter von Colt-Bridge“.

Das undisciplinirte Fußvolk hatte natürlich nach der Flucht der Reiterei auch keinen Stand gehalten. In Unordnung suchte es Schutz hinter den Mauern der Vaterstadt. Einzelne hielten sich erst für sicher, als sie die Waffen weggeworfen und den heimathlichen Heerd glücklich erreicht hatten. Nun herrschte die vollständigste Verzweiflung. Man schrie, Alles sei verloren, an Widerstand könne man nicht denken, da die Dragoner so feige geflohen seien.

In dieser Noth berief man die Mitglieder des Magistrats und die Angestellten der Krone von Neuem zu einer Berathung.

Von den letzteren hatte aber die Mehrzahl die Stadt schon verlassen. Statt ihrer drängte sich eine Menge unberechtigter Persönlichkeiten in die Versammlung, welche lärmend die sofortige Anknüpfung von Capitulations-Verhandlungen verlangten. Die Sitzung war in Folge dessen eine sehr stürmische.

Man war noch zu keinem Entschlusse gekommen, als plötzlich von Außen ein Schreiben hereingebracht und an den Lord-Provost übergeben wurde. Dieser erbrach es und verlas eine im peremtorischen Tone abgefaßte Aufforderung des Prinzen Carl Eduard, ihm sofort seine Hauptstadt zu überliefern, wogegen er ihr alle Rechte und Freiheiten garantiren wolle. Ein Widerstand mit bewaffneter Hand aber würde die verhängnißvollsten Folgen haben. Ebenso wurden diejenigen mit den härtesten Strafen bedroht, welche Waffen und anderes Staatseigenthum aus der Stadt wegschaffen wollten.

Datirt war dieser Erlaß aus Greys Mühle, welche in der Nähe von Colt-Bridge, zwei engl. Meilen von Edinburg liegt. Dort hatte der Prinz am Nachmittage sein Hauptquartier aufgeschlagen. Das Schreiben war unterzeichnet: Charles, Prinz-Regent.

Das entschied für den Lord-Provost die Frage. Er erklärte, er könne in seiner Eigenschaft als Magistratsperson überall keine Botschaft mit einer solchen Unterschrift annehmen. Er fürchtete, damit die Anerkennung eines Titels auszusprechen, die nur seinem rechtmäßigen Herrscher zukäme. Er und noch einige andere Rathsherren verließen sodann den Sitzungssaal.

Die Verwirrung war nun größer als zuvor. Auf den Vorschlag der Aeltesten der Anwesenden beschloß man endlich, eine Deputation an den Prinzen hinauszuschicken.

Sie sollte möglichst günstige Bedingungen für die Uebergabe zu erlangen suchen. Vielleicht konnte man, wie man im Geheimen hoffte, die Verhandlungen so in die Länge ziehen, daß der General Cope noch Zeit zum Herankommen gewönne.

Unter Führung des Baillie Hamilton fuhr die Gesandtschaft zum Prinzen hinaus. Er empfing sie in Greys Mühle mit der ihm eigenen Freundlichkeit. Doch gab er ihrem flehentlichen Bitten kein Gehör. Er erklärte, seine der Stadt mitgetheilte Willensmeinung sei unabänderlich. Er müsse im Namen seines Vaters, „des Königs", un-

bedingte Uebergabe verlangen. Für die Sicherheit der Bürger und die städtischen Gerechtsame bürge das königliche Wort eines Abkömmlings ihres alten Herrscherstammes genügend. Er würde jede Unterstützung des hannoverschen Usurpators mit Geld und Waffen mit Strenge zu strafen wissen. Auch von einem Aufschub der Uebergabe wollte er Nichts wissen. Erst auf vieles Bitten erklärte er sich bereit, bis Morgens 2 Uhr die definitive Antwort der städtischen Behörde zu erwarten.

Muthlos und niedergeschlagen kehrte die Deputation um 10 Uhr Abends in die Stadt zurück. Die Mitglieder des Raths wurden zu einer abermaligen Sitzung berufen. Es war klar, daß Alles verloren war, wenn General Cope nicht noch im letzten Augenblick zum Entsatz erschien. Daß er von Aberdeen abgesegelt war, wußte man; vielleicht konnte er noch am folgenden Morgen in Leith Anker werfen. Die Stadt dem Prinzen sofort zu überliefern, schien umsomehr bedenklich, da er als Prinz-Regent empfangen werden wollte. Eine aussichtslose Vertheidigung mußte aber die Wuth der hochländischen Banden gegen die friedliche Vaterstadt entfesseln; eine Capitulation dagegen hatte den Hochverrath-Prozeß wegen Anerkennung des Prätendenten zur Folge.

Es ist begreiflich, daß die Versammlung zu keinem Entschlusse kam. Zeitgewinn war das Einzige, woran sich ihre letzten Hoffnungen klammerten.

Die Deputation fuhr um 2 Uhr früh noch einmal hinaus zum Prinzen. Sie sollten ihn anflehen, er möchte doch wenigstens bis um 9 Uhr Morgens mit dem Einrücken warten, da die städtischen Behörden in der Nacht nicht zu einer Beschlußfassung hätten versammelt werden können. Auch sollten sie zu erforschen suchen, was unter dem Empfang als „Prinz-Regent" gemeint sei.

Das Resultat der Sendung war noch kläglicher, als das der ersten. Die Deputation wurde nicht einmal vorgelassen. Man eröffnete ihr, daß der Prinz bereits seine definitive Willensmeinung mitgetheilt und ihnen Nichts mehr zu eröffnen habe.

Carl Eduard hatte die Absicht der städtischen Behörde, unter allen Umständen Zeit zu gewinnen, durchschaut. Umsomehr mußte ihm daran liegen, sich rasch der Hauptstadt zu bemächtigen. Er entsandte noch in der Nacht eine auserlesene Schaar von 800 Camerons unter der Führung des kühnen Lochiel mit dem Auftrage, sich in der Nähe des Nether-Bow-Thores in Versteck zu legen. Man gab ihr einen Vorrath von Pulver mit, um vor Tagesanbruch entweder das Thor zu

sprengen oder, wenn das nicht ginge, durch einen überraschenden Sturmangriff sich Eingang zu verschaffen.

Ein gewisser Murray von Broughton, welcher mit der Oertlichkeit genau bekannt war, führte die Schaar unentdeckt bis in die Nähe des Thors. Noch war es finster, innerhalb der Mauern war Alles still. Man hörte nur den gleichmäßigen Schritt der Schildwachen auf dem Pflaster. Flüsternd berieth man, was man thun solle.

Es war gegen 5 Uhr Morgens, am Dienstag, den 17. September. Der Tag mußte bald grauen. Da hörte man, erst entfernt, dann immer näher, das Rasseln eines Wagens, welcher sich von innen auf das Thor zu bewegte. Knarrend öffneten sich plötzlich die schweren Thürflügel, um die Kutsche hinauszulassen, welche die Mitglieder der Deputation von ihrer zweiten Sendung zurückgebracht hatte, und deren Führer nun friedlich die in der Vorstadt gelegene Wohnung seines Herrn wieder aufsuchte.

Lochiel gab dem Wächter nicht Zeit, das Thor wieder zu schließen. Seine 800 Hochländer stürzten mit wildem Geschrei aus ihrem Versteck hervor, überfielen den Ueberraschten und, ehe er sich besinnen konnte, war die Stadt in ihren Händen. Sofort entsandte man Abtheilungen nach den andern Stadtthoren, welche ohne Blutvergießen die kleinen Wachen gefangen nahmen. Nicht eine fand Zeit, Lärm zu machen. Die Ueberraschung war vollständig. Als der Tag graute und die Bürger erwachten, sahen sie zu ihrem Schrecken, daß die Stadt ihren Herrn gewechselt hatte.

Auf dem freien Platze, welcher das berühmte Kreuz von Edinburg, das jetzt längst verschwunden ist, umgab, stand die wilde, kriegerisch aussehende Schaar der Camerons, ihr ritterlicher Häuptling an ihrer Spitze. Herolde in bunter phantastischer Tracht proklamirten zum Staunen der gaffenden Menge Jacob VIII. als König von England, Schottland und Irland. Die schöne junge Frau des Mr. Murray von Broughton, welcher den Ueberfall geleitet hatte, ritt mit gezogenem Schwert umher und vertheilte mit begeisterten Worten weiße Bänder an die Umstehenden, zum Zeichen der Anhänglichkeit an die Stuarts.

Die plötzliche Veränderung glich mehr einem phantastischen Traumbild, wie der Wirklichkeit. Das allgemeine Staunen machte aber bald einem allgemeinen Enthusiasmus Platz. Nicht allein die Jacobiten, welche so lange ihre Gefühle hatten verbergen müssen, sondern auch die größere Zahl der Gleichgiltigen wurden durch die Gewalt des

Augenblicks fortgerissen. Namentlich das schöne Geschlecht konnte dem romantischen Zauber nicht widerstehen, der auf der ganzen Unternehmung des Prätendenten ruhte. Aus allen Fenstern erschallten freudige Zurufe der Frauen, schöne Hände wehten begeistert mit weißen Tüchern. Die wenigen treuen Anhänger der hannoverschen Dynastie durften sich nicht zeigen. Mit Ungeduld sah man der Ankunft des Prinzen selbst entgegen.

Dieser hatte indessen auf Greys Mühle die Nachricht von dem Gelingen der Unternehmung erhalten und den Rest seines Heeres auf der großen Straße in Bewegung gesetzt. Der entfernte Schall von Geschützfeuer und bald nachher das abwechselnde Erscheinen einer weißen Wolke, welche sich aus den düstern Mauern des die Stadt überragenden Schlosses herauswälzte, erinnerte daran, daß hier noch eine feindliche Besatzung war. Der Prinz wollte seine Truppen nicht unnützen Verlusten aussetzen; er führte sie deshalb südlich um die Stadt herum.

In der Niederung zwischen dem „Arthurs-Sitz" und den „Salisbury-Klippen", welche unter dem Namen „des Jägers Sumpf" bekannt ist, in der Nähe von Duddingstone ließ er sie halten und, der feindlichen Einsicht entzogen, ein Lager beziehen.

Er selbst, nur begleitet von den Lords Perth und Elcho, ritt weiter, bis er die Anhöhe erreichte, über welcher die St. Antonius-Quelle ihr klares Wasser hervorsprudelt. Hier stieg er ab und betrachtete stumm ergriffen das Panorama zu seinen Füßen. Vor ihm lag die Hauptstadt des Reiches, über das seine Vorfahren Jahrhunderte lang geherrscht und die nun wieder sein war. Die Sonne beleuchtete die wundervolle Landschaft vor ihm, die in herbstlichen Farben prangte. In der Ferne schimmerte die blaue Fläche des Oceans. Aus den Straßen und von den freien Plätzen schallte der Jubel des Volkes und die schrillen Töne der hochländischen Pfeifen und Dudelsäcke herauf. Ab und an dröhnte ein Kanonenschuß vom Schlosse dumpf dazwischen.

Wieder und immer wieder zog aber die gewaltige graue Steinmasse des Palastes von Holyrood, welche aus dem Gewirr der Häuser weit emporragte, seinen Blick auf sich. Die Sehnsucht, das Schloß seiner Väter selbst zu betreten, ließ den jungen Fürsten nicht lange auf dem Aussichtspunkte verweilen. Er führte sein Pferd den Abhang hinab, an dessen Fuß sich die Mauer des königlichen Parks hinzog. Dienstfertige Hände hatten bereits eine Lücke gebrochen, durch die er

ohne Mühe hinein gelangen konnte. Als er die alte ehrwürdige Allee betrat, die von dem Umstande, daß sie einst der Lieblings-Spaziergang seines Großvaters, Jacob II., als dieser Regent von Schottland war, der „Herzogsgang“ genannt wurde, drängte sich eine unabsehbare Volksmenge hinzu, um ihn zu begrüßen. Obgleich er wieder zu Pferde gestiegen war, konnte er sich nur mit Mühe Bahn machen durch die Menge von Männern und schönen Frauen, welche ihn mit enthusiastischen Zurufen empfingen. Diejenigen, welchen es gelang, sich ihm so weit zu nähern, daß sie seine Stiefeln und den Saum seines Kleides küssen konnten, schätzten sich doppelt glücklich und bewahrten bis zum Tode die Erinnerung an diese begeisterte Scene. Seine graciöse Erscheinung entzückte Alle. Die elegante Gestalt des jungen Prinzen wurde durch die hochländische Tracht und den Stern des Andreas-Ordens auf seiner Brust noch mehr hervorgehoben. Das lange blonde Haar flatterte im Winde.

Eine Zeit lang hielt Carl vor der Fronte des Palastes still, um sich dem Volke zu zeigen, ehe er abstieg. Während dem schlug eine Kanonenkugel, vom Castell abgefeuert, in den benachbarten Thurm Jacobs V. Eine Menge Steintrümmer fielen prasselnd herunter in den Hof. Er achtete nicht darauf, sondern stieg ruhig vom Pferde und schritt auf die Thür zu, welche zu der Gallerie des Herzogs von Hamilton führt.

Eben wollte er eintreten, da trat aus der gaffenden Menge ein alter Edelmann, James Hepburn von Keith, hervor, zog schweigend sein Schwert und stieg vor dem, den er als seinen rechtmäßigen Herrn anerkannte, die Stufen empor. Er behauptete, dies sei die Art, wie seine Vorfahren seit Jahrhunderten, der Lehnspflicht zufolge, stets ihrem Könige beim Regierungsantritt gehuldigt hätten.

Diese Huldigung war um so erfreulicher, weil Hepburn durchaus kein Anhänger des Prinzips der göttlichen Mission der Könige war. Aber die Unionsacte hatte sein innerstes Gefühl als Schotte beleidigt. Das Unrecht, durch das Jacob II. seinen Thron verloren, wurde seiner Ansicht nach durch das Unrecht weit überwogen, dessen sich seine Nachfolger durch die Vernichtung der schottischen Selbständigkeit schuldig machten.

Carl folgte ihm durch die niedrige Halle, in welcher von den düstern Wänden die Portraits seiner Ahnen auf ihn herabschauten. Dann betrat er die Reihe von Zimmern, welche seit Jahrhunderten

die Residenz der Könige von Schottland gewesen waren, nun aber seit der Thronbesteigung der neuen Dynastie leer gestanden hatten.

In denselben glänzenden Räumen, welche seit den Tagen der schönen unglücklichen Maria keine Festlichkeiten gesehen hatten, fand am Abend ein glänzendes Ballfest statt. Die Damen Edinburgs erschienen in großer Zahl. Das schöne Geschlecht wurde durch die gewinnende Außenseite des Prinzen und den romantischen Zauber seiner Unternehmung umsomehr hingerissen, da er es verstand, durch ein unbeschreiblich liebenswürdiges Wesen ihre Herzen zu gewinnen.

Die jungen Mitglieder des schönen Geschlechts entzückte er durch seine Geschicklichkeit im Tanzen. Um keine Partei zu verletzen, hatte er die Aufmerksamkeit, abwechselnd hochländische und niederländische Weisen spielen zu lassen. Die kriegerischen Gestalten in seiner Umgebung, der sich seit einigen Tagen noch der Graf von Kellie, Sir Stuart Threipland, Sir David Murray und der junge Lockhardt von Carnwath angeschlossen hatten, trugen dazu bei, diesem Feste den eigenthümlichen und malerischen Charakter zu geben, welcher es denen, die daran theilnahmen, zeitlebens unvergeßlich machte.

Den nächsten Tag, den 18. September, verlebte Carl Eduard im Palaste von Holyrood. Eine Menge Geschäfte nahmen ihn in Anspruch. Die Vervollständigung der Ausrüstung seiner Armee war seine Hauptsorge. Zwar war ein großer Theil der Waffen, welche in den Händen der Bürger gewesen waren, im Castell geborgen; doch hatte man das Glück, noch einen Vorrath, etwa 1000 Flinten zu finden. Dadurch konnte dem empfindlichsten Mangel abgeholfen werden. An demselben Tage führte Lord Nairn den Clan Mac Lauchlan ins hochländische Lager; am nächsten Tage traf eine Schaar Grants von Glenmoristan ein.

Auch Carl Eduard begab sich ins Lager bei Duddingstone, da er die Nachricht erhalten hatte, daß Sir John Cope gegen Edinburg vorrücke. Dieser General war nämlich fast zu derselben Zeit, wo die Hochländer in die Hauptstadt eindrangen, in der Frühe des 17. September, in der kleinen Hafenstadt Dunbar gelandet. Widrige Winde hatten die Ueberfahrt bei Aberdeen so ungebührlich verzögert. Dieser Tag und der folgende verging mit der Ausschiffung der Truppen und des bedeutenden Trosses. Die Mitglieder der geflüchteten königlichen Behörden überbrachten sodann die erschütternde Kunde von dem Falle

der Hauptstadt. Auch der Oberst Gardiner vereinigte sein unglückliches Dragoner-Regiment nun wieder mit dem Heere.

Einige Hundert Mann von Lord Loudons hochländischem Regiment waren in Inverneß schon zu demselben gestoßen, so daß Cope am 19. in der Frühe sich mit etwa 2400 Mann in Marsch setzen konnte.

Von den Edelleuten der schottischen Niederlande hatte man gehofft, daß sie in großer Zahl sich um die Fahnen der Regierung sammeln würden. Nun wurde es aber klar, daß die theilweise Entwaffnung, welche das Ministerium Walpole ausgeführt hatte, viel verhängnißvoller war, als wenn Allen die Waffen gelassen wären. Gerade die der Regierung ergebenen Großen hatten nämlich dem Gesetze gehorcht, während die jacobitisch Gesinnten sich der Ausführung desselben entzogen hatten. Deshalb konnte nicht einmal der mächtige Herzog von Argyll eine nennenswerthe Zahl von Campbells bewaffnen. Der Graf Home, der noch zur Zeit Carls I. mit 600 vollständig ausgerüsteten Vasallen in's Feld rückte, kam im Lager von Dunbar mit nur zwei Dienern an.

Am 19. erreichte das englische Heer die kleine Stadt Haddingston und lagerte in der Nacht eine kleine Strecke westlich davon auf dem Felde. Kleine Reiter-Abtheilungen wurden nach Edinburg zu vorgeschickt, um über die Hochländer Nachrichten einzuziehen.

Carl Eduard versammelte denselben Abend (am 19.) die Häuptlinge im Lager von Duddingstone um sich. Er erklärte ihnen seinen Entschluß, sofort aufzubrechen und das englische Heer anzugreifen Einstimmiger Beifall begrüßte seine Mittheilung. Sie entsprach dem Geiste wilder Kampfeslust, welcher unter den hochländischen Schaaren herrschte. Ihre schlechte Bewaffnung jedoch, das Fehlen von Geschützen und Reiterei, die mangelhafte Disciplinirung mußten in Bezug auf den Ausgang des Kampfes mit einem regulären Heere ernste Bedenken erregen. Carl hatte bis dahin nur die mörderischen Kämpfe zwischen den langen Feuerlinien der festländischen Armeen gesehen, welche in ihren Hauptzügen alle einander ähnelten. Daß seine Truppen die starren Formen der damaligen Taktik nicht annehmen konnten, war klar. In den Schluchten und Felsklüften der Grampians, wo auch der Gegner diese nicht gebrauchen konnte, mochte trotzdem der wilde, aber ungezügelte Ansturm der Hochländer, und die gewaltigen Schwerter in ihren Händen, Aussichten auf Erfolg bieten. Aber nun sollte man den gut geschulten englischen Soldaten in dem Hügellande East-Lothians

entgegentreten. Carl Eduard forderte mit gerechtfertigter Besorgniß deshalb die Häuptlinge auf, ihm ihre Meinung über die zweckmäßigste Art, wie man auch unter diesen erschwerenden Umständen den Sieg erringen könne, zu sagen. Sie zogen sich eine Weile zurück, um sich zu berathen. Dann sandten sie Macdonald von Keppoch als ihren Sprecher zum Prinzen, der in früheren Jahren in Frankreich gedient, dort reiche Erfahrungen im Kriegswesen gesammelt hatte und außerdem den besonderen Charakter der Hochländer wie kein Anderer kannte.

„Das einzigste Mittel zum Siege", sagte der Häuptling, „ist, sofort aufzubrechen und den Gegner anzugreifen, wo wir ihn finden. Die Clane sind jetzt in einem Zustande der Kampfeslust, der nur nachlassen, aber nicht mehr gesteigert werden kann. Die Führer hängen an Ihnen mit fanatischer Begeisterung. Jeder Stamm folgt seinem Häuptling, wohin er ihn führt. Obgleich die Wenigsten je einen Krieg gesehen haben, so werden sie sich dennoch mit demselben Ungestüm auf den Feind stürzen, der sie zu den Zeiten Dundee's unwiderstehlich machte; und die Claymores werden den englischen Soldaten noch eben so fürchterlich sein wie damals. Also lassen Sie uns morgen in der Frühe aufbrechen. Vielleicht überraschen wir den Feind in der bergigen Gegend, über die sich die Poststraße nach Dunbar hinzieht; dann kann er seine Reiterei und seine Geschütze nicht benützen."

Der Prinz stimmte dieser Ansicht aus vollem Herzen bei. Aber er verlangte, wie die Häuptlinge ihren Clanen, selbst dem ganzen Heere beim Angriff voran zu sein. Da erhob sich zum ersten Male ein ernster Widerspruch. Man wollte ihm nicht gestatten sich der Gefahr unnöthig auszusetzen.

Mit Recht erklärten die Häuptlinge, wenn er bliebe, sei die ganze Unternehmung und sie selbst unrettbar verloren. Er mußte also versprechen, sich mit der Führung des zweiten Treffens zu begnügen.

Am 20. September brach das hochländische Heer etwa in der Stärke von 2500 Mann in der Frühe auf. Walter Scott hat uns von diesem Aufbruche aus dem Lager von Duddingstone in seinem Wawerley ein lebenswahres Bild hinterlassen. Unter den Tönen der Sackpfeifen setzten sich die Clane hintereinander in eine Colonne. An eine alte Kanone, die man irgendwo gefunden hatte, waren die einzigen Zugpferde gespannt, die man hatte auftreiben können. Einige französische Artilleristen bedienten sie. Obgleich sie höchstens zu Signalschüssen zu gebrauchen war, glaubten die Hochländer dennoch, daß sie

einen besonderen Werth habe, und wollten sie nicht zurücklassen. Und jetzt gab ihr Knall den jubelnden Clanen das Zeichen zum Abmarsch.

Die wenigen Reiter, welche man hatte ausrüsten können, bildeten den Vortrab des Heeres, welches nunmehr auf der alten Poststraße nach Haddington sich in Marsch setzte. Dieselbe lief bis zu dem kleinen Orte Musselburgh längs der Küste. Nachdem sie dort auf der alten steinernen Brücke den Küstenfluß Esk passirt hatte, wandte sie sich in mehr südlicher Richtung landeinwärts und erstieg den Kamm jenes Höhenzuges, „Cawberry Hill“ genannt, auf dem sich einst die schöne unglückliche Maria ihren empörten Unterthanen ergab.

Die Bewohner der kleinen Stadt sahen mit Staunen den fremdartigen Heereszug an sich vorüberziehen. An der Spitze jedes Stammes wurde seine besondere Fahne getragen. Das Banner des Prätendenten ging dem ganzen Heere voraus. Die Ausrüstung an Waffen war bei den Clanen verschieden; einzelne hatten nur sehr unvollständig damit versehen werden können. Während an der Spitze die kriegerischen athletischen Bergbewohner sämmtlich Flinten führten, mit dem gefürchteten Claymore umgürtet waren und am linken Arm kleine Schilde trugen, bildeten die zerlumpten Gestalten der ärmlichen Vasallen mit wilden Gesichtern und langen ungekämmten Haaren die Queue der Colonne. Die meisten von diesen führten eine Axt, eine alte Flinte ohne Schloß, einzelne selbst nur einen mit Blei beschwerten Prügel als einzige Waffe. Am besten waren noch diejenigen ausgerüstet, welchen man gerade gebogene Sensen an langen Stöcken gegeben hatte.

Die malerische Erscheinung des jungen Prinzen aber, dessen lange natürliche Locken im Winde flatterten, und der in hochländischer Tracht mit einer glänzenden Suite auf den Stoppelfeldern neben der Colonne hergaloppirte, erweckte die allgemeinsten Sympathien.

Man war noch nicht weit über Musselburgh hinaus, als einige Reiter der Avantgarde zurückgesprengt kamen und meldeten, daß die feindliche Armee nur wenige englische Meilen vorwärts bei dem Dorfe Preston lagere. Sir John Cope hatte nämlich vorgezogen, in Haddington die Poststraße zu verlassen und den Nebenweg einzuschlagen, welcher durch das niedrige Land über die Dörfer Seaton und Preston nach Edinburg führt und in Musselburgh sich mit ihr wieder vereinigt. Hier hoffte er seine überlegene Reiterei verwenden zu können.

Er und die meisten seiner Officiere glaubten aber gar nicht, daß die Hochländer eine Schlacht wagen würden.

Auf Anordnung Sir George Murray's behielt jedoch das aufständische Heer die einmal beschlossene Direction bei, um den Vortheil der dominirenden Stellung nicht aufzugeben. Südlich von „Pinkie-Gardens“ zog es auf die Kuppe des Fawside-Hügels und dann plötzlich links einschwenkend, marschirte es den Abhang hinab bis in die Gegend des Torfes Tranent. Dort nahm man westlich des Orts längs der Straße Stellung.

Der englische General war sehr erstaunt, als er die feindliche Armee, welche er im geraden Vorrücken geglaubt hatte und gegen die er bereits begonnen hatte in einer Stellung zwischen Seaton und Preston aufzumarschiren, welche die Front nach Westen und den rechten Flügel an die See hatte, nun mit einem Male auf dem Höhenzuge südlich über sich erblickte. Einige Freiwillige, welche er vorgeschickt hatte, um Nachrichten einzuziehen, waren nämlich nicht zurückgekehrt. Sie hatten den Versuchungen einer guten Schenke an ihrem Wege nicht widerstehen können, und fanden sich hier plötzlich von den Hochländern umringt. Den Fluß Esk, welchen sie zur Zeit der Ebbe ohne Fährlichkeit passirt hatten, konnten sie nun, da mittlerweile die Fluth eingetreten war, nicht durchschreiten. Die Brücke von Musselburgh war bereits in den Händen des Feindes. Sie mußten sich gefangen geben.

Sir John Cope verlor indeß keine Zeit, sein kleines Heer eine neue Aufstellung nehmen zu lassen, welche mit der des Feindes parallel lief. Sein rechter Flügel lehnte sich nunmehr an die Parkmauer des Landguts des Oberst Gardiner im Dorfe Preston. Den linken konnte er, der geringen Zahl der Truppen wegen, nicht ganz bis nach Seaton ausdehnen.

Die Front war gegen Süden gerichtet. Nach Norden zu, im Rücken derselben, lag die See und die kleinen Dörfer Preston-Pans und Cockenzie. Bei dem letzteren parkirte der Troß unter der Bedeckung einiger Hundert Mann Infanterie, so daß im Ganzen nur etwa 2100 Mann für die Schlachtlinie übrig blieben. Diese selbst glich allen Aufstellungen der damaligen Zeit. Auf jedem Flügel stand eines der Reiter-Regimenter. Dann folgten auf jeder Flanke je drei Geschütze, und die Infanterie bildete das Centrum.

Gleichzeitig hatten auch die hochländischen Haufen an der Kuppe

der Höhe sich in zwei Linien formirt. Es war gegen 3 Uhr Nachmittags. Wie auf einer Landkarte sahen sie unter sich die Evolutionen des englischen Heeres, kaum tausend Schritt von ihrer eigenen Stellung. Deutlich schallten die Commando-Rufe herüber. Durch die Staubwolken, welche auf den dürren Stoppelfeldern aufgewirbelt wurden, leuchteten die rothen Uniformen der dünnen feindlichen Linien; die Bajonette glitzerten in der Nachmittagssonne. Dahinter erkannte man deutlich die Dörfer Cockenzie und Preston-Pans. Die leicht gekräusete Fläche des Oceans, auf der sich zwei Schiffe mit gerefften Segeln schaukelten, begrenzte den Horizont. Sie lagen in sicherer Entfernung vor Anker, und eine Menge geflüchteter Bewohner beobachteten vom Verdeck das aufregende Schauspiel am Ufer.

Die Clane beantworteten das herausfordernde Hurrah des Feindes, das zu ihnen herauftönte, mit wildem Geschrei. Sie verlangten, sofort den Berg hinunter zum Angriff geführt zu werden. Carl wollte ihrem Wunsche gern nachgeben. Aber zwischen dem Fuß der Anhöhe und den Feldern, auf denen die Engländer standen, zog sich ein Morast mit einem breiten Abzugsgraben in der Mitte hin. Man hätte ihn im Bereiche des wirksamsten Flintenfeuers passiren müssen, und Niemand wußte, wo man hinüber gelangen könnte. Da erbot sich Oberst Ker von Gordon, eine genaue Untersuchung vorzunehmen. Furchtlos ritt er auf seinem kleinen weißen Pferde an dem Rande des Sumpfes hinunter. Von beiden Armeen trennte ihn nun etwa die gleiche Entfernung. Die vorgeschobenen Schützen der Engländer feuerten auf ihn, doch ließ er sich zum Bewundern seiner Landsleute in seiner Recognoscirung nicht stören. Er ritt langsam weiter. Wenn einer der vielen Steinwälle, die sich von der Kuppe des Berges zum Sumpfe herunterzogen, seinen Weg versperrte, stieg er kaltblütig ab, riß einige Steine weg, kletterte mit seinem Pferdchen hinüber, stieg wieder auf und setzte seinen Weg fort. Endlich, als er bis etwa dem Dorfe Seaton gegenüber, seine Untersuchungen fortgesetzt und keinen Weg gefunden, kehrte er wieder zu dem Prinzen zurück. Es war klar, daß man, wenigstens beim hereinbrechenden Abend, den Uebergang nicht versuchen durfte.

Die Ungeduld der Hochländer war kaum noch zu bändigen. Sie begannen zu fürchten, daß wieder, wie am Corry-Arrack, Cope in der Nacht nach Edinburg abmarschiren möchte; deshalb wurde Lord Nairn mit 500 Mann westwärts entsendet, um ihm den Weg zu verlegen.

Mit Ausnahme einzelner Schüsse, welche die vorgeschobenen Schützen der Engländer abgaben, blieb Alles still. Nur ein einziger Kanonenschuß wurde abgefeuert, welcher im Dorfe Tranent einschlug und die Hochländer zum schleunigen Verlassen desselben zwang.

Als der Abend hereinbrach, trieb der Wind von der See her weiße Wolken, die sich dicht auf die kleine Ebene am Ufer lagerten und sich mit dem Nebel mischten, der von dem Moraste aufstieg. Das englische Heer ward dadurch bald den Blicken der Hochländer entzogen. Die fröhliche Musik der Musikbanden aber verrieth, daß es nun sein Lager bezogen hatte. Um 9 Uhr schallte das dumpfe Rasseln der Trommeln herauf, welche den Zapfenstreich schlugen. Hinterher hörte man noch die langgezogenen klagenden Töne der Cavallerie-Trompeten, die Retraite bliesen. Dann ward Alles still. Nur die feindlichen Wachtfeuer leuchteten wie dunkle Glühwürmer durch die Nacht und ließen die Stellen erkennen, wo, längs des Grabens, die gegnerischen Posten standen.

Während der englische Heerführer die Nacht in einem glänzenden Quartier in Cockenzie verbrachte, ruhte der Prinz Carl Eduard auf einem elenden Lager von Erbsenstroh unter freiem Himmel. Eine schlechte Fleischbrühe in dem elenden Gasthofe von Tranent hatte sein Mittagsmahl gebildet. Es wird sogar erzählt, daß die Wirthin aus Furcht vor den unbekannten Gästen ihr irdenes Geschirr versteckt habe, und daß sie aus hölzernen Schüsseln hätten essen müssen.

Noch in später Stunde waren die Führer des hochländischen Heeres um den Prinzen versammelt. Alle waren einig, daß man am nächsten Tage mit dem Früheſten angreifen müsse. Man hoffte, unter dem Schutze des Nebels den Morast an seinen seichtesten Stellen passiren zu können. Die Schwierigkeiten des Ueberganges erregten aber ernste Bedenken, umsomehr, da man wohl erkannte, wie sehr sie noch durch das feindliche Feuer vermehrt werden würden. In leicht begreiflicher Aufregung trennten sich die Häuptlinge, um vor der Entscheidung noch wenige Stunden zu ruhen, deren Chancen, wie sie sich sagen mußten, mehr wie ungewiß waren.

Da kam ihnen von einer Seite Hilfe, von der sie dieselbe nicht erwartet hatten. Ein Herr Anderson von Witburgh war stummer Zuhörer des Kriegsrathes gewesen. Er hatte sich in Edinburg dem Prinzen angeschlossen. Als friedlicher Einwohner von East-Lothian wagte er nicht, sich in die Debatte der kriegserfahrenen hochländischen Häuptlinge

zu mischen. Aber er hörte, daß die hauptsächlichste Schwierigkeit für den Angriff darin lag, über den Morast und den Sumpfgraben darin hinüber zu kommen. Da er nun mehrere Jahre die Gegend der Schnepfenjagd wegen, die daselbst sehr ergiebig war, durchstreift hatte, so kannte er jeden Weg und Steg. Oft hatte er den Sumpf auf einem wenig bekannten Pfade, welcher unterhalb des rechten Flügels der hochländischen Stellung begann und nach dem Pachthof Ringan-Head, in der Nähe von Seaton hinüber führte, passirt. Doch der Weg war schmal und auch in der jetzigen Jahreszeit nicht ganz trocken. In der Versammlung mochte er daher mit dem Vorschlage, das ganze Heer auf demselben marschiren zu lassen, nicht hervortreten. Aber der Gedanke, daß es doch vielleicht möglich sei, ließ ihn nicht ruhen. Er ging deshalb in der Nacht zunächst zu Hepburn von Keith und theilte ihm die Nachricht mit, und dann mit diesem zu Sir George Murray. Beide sahen ein, wie wichtig die Kunde war. Die Wahrscheinlichkeit, ungesehen und ohne Verluste auf das freie Feld zu gelangen, wo das englische Heer stand, war damit vorhanden.

Die drei suchten nun den Prinzen auf, der im höchsten Grade erfreut, sich augenblicklich von seinem Strohlager erhob. Sofort ließ er Lochiel von Cameron und die anderen Häuptlinge rufen. Alle stimmten seinem Beschluß zu, daß man unverzüglich angreifen müsse. Anderson erbot sich, das kleine Heer durch den Sumpf zu führen. Wenn man rasch aufbrach, so konnte man hoffen, denselben zu passiren, bevor es Tag wurde. Eine Ordonnanz wurde abgeschickt, um die am Nachmittage entsendete Abtheilung des Lord Nairn zurückzuholen.

Sonst bedurfte es nicht vieler Zeit für die Vorbereitungen. Ein störender Troß war nicht vorhanden. Gegen zwei Uhr Morgens, am Sonnabend den 21. September, setzte sich das kleine hochländische Heer schweigend in Marsch. Im Anfang beleuchtete ein heller Sternenhimmel den Weg. Die Nacht war kalt und frostig. Als die Colonne dann den Abhang weiter hinab stieg, gelangte sie in den dichten Nebel, der über dem Moraste und auf der Ebene lag. Nun mußte Einer vorsichtig hinter dem Andern hergehen, und trotzdem sanken hinten viele knietief in den Sumpf, wo der Boden die vorderen noch getragen hatte. Wenige Pferde für den Prinzen und seine nächste Umgebung führte man am Zügel hinterher. Dieser selbst, an der Spitze der hinteren Clane, fiel beim Ueberspringen des tiefen Grabens auf die Kniee, erhob

sich aber sofort wieder. Der Tag begann zu grauen, als sich die Spitze der Colonne dem festen Boden näherte.

Die Engländer hatten zwar die Mündung des ihnen unbekannten Pfades nicht besetzt, aber einige von dem Commandeur des Reiterregiments auf dem linken Flügel vorgeschickte Reiter beobachteten den Rand des Moores. In der Dunkelheit hörten diese plötzlich das eigenthümliche Geräusch einer marschirenden Menschenmasse. Ihre Aufmerksamkeit verdoppelte sich. In dem dicken Nebel sahen sie sodann auf dem für ungangbar gehaltenen Boden dicht vor sich finstere Gestalten auftauchen; lange schwarze Linien folgten. Es war kein Zweifel möglich, das war der Feind. Rasch feuerten sie ihre Pistolen ab und jagten davon.

Der Knall der Schüsse dröhnte weit hin über das Moor und belehrte die Hochländer, daß auf einen Ueberfall des englischen Heeres nicht mehr zu rechnen war. Jetzt galt es, möglichst schleunig auf dem festen Grunde sich zum Angriff zu formiren; dann mochte es noch gelingen, den Feind im Aufmarsche zu überraschen. Die Clane wurden zur möglichsten Eile angetrieben. Als sie auf dem festen Boden angekommen waren, erhob sich ein Streit zwischen ihnen, der den eigenthümlichen Geist der hochländischen Schaaren in schlagender Weise kennzeichnet. Die Macdonalds verlangten, auf dem rechten Flügel der Schlachtordnung aufgestellt zu werden. Sie behaupteten, dieser Platz sei ihnen wegen ihrer Verdienste in der Schlacht bei Bannockburn auf ewige Zeiten zugesichert. Die Stuarts und Camerons aber, welche an der Spitze der Colonne durch das Moor marschirt waren und in der Front, die man nach Westen zu nehmen wollte, von selbst diesen Platz erhielten, wollten ihn nicht wieder aufgeben. Es erhob sich ein heftiger Streit zwischen den Häuptlingen. Die Entwickelung stockte, trotzdem daß die Trommeln und Hornsignale vom englischen Lager her laut zur Eile mahnten und verriethen, daß der Feind im Aufmarsche begriffen war. Glücklicher Weise kam Carl selbst noch eben rechtzeitig heran, um den Zwist schlichten zu können. Er befand sich an der Spitze der schlecht ausgerüsteten Clane des Lord Nairn, die das zweite Treffen bilden sollten. Seine inständigen Bitten vermochten die Führer der Camerons und Stuarts, ihre Ansprüche aufzugeben. Sir George Murray stellte sich nun mit den Macdonalds auf den rechten Flügel, die Clane des linken befehligte der Herzog von Perth. Das zweite Treffen feuerte der Prinz selbst mit dem Zuruf an: „Folgt nur

mir, und mit Gottes Hilfe will ich Euch zu einem glücklichen und freien Volke machen".

Es war sieben Uhr, und kaum war der Aufmarsch vollendet, da durchbrach die aufgehende Sonne den dicken Nebel. Ein frischer Wind von der See her vertrieb die Wolken und die beiden Heere sahen sich nun im hellen Morgenlichte in Schlachtordnung gegenüber stehen. Es ist begreiflich, daß der Anblick der regelmäßigen langen Linien der Engländer die Herzen der Hochländer im Anfang leicht erbeben machte. In der Mitte glänzten die Bajonette des Fußvolks in den Strahlen der Sonne. In ihren rothen Uniformen mit dem weißen Lederwerk auf der Brust, standen hier jene Regimenter, die sich in den flandrischen Feldzügen bereits durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten. An jedem Flügel derselben waren drei Geschütze aufgestellt. Der rechte der ganzen nunmehr nach Osten gerichteten Front lehnte sich an das Moor. Hier hielt vor seinem Dragoner-Regiment die hohe Gestalt des Obersten Gardiner. Der linke Flügel dehnte sich in der Richtung nach der See bis gegen Preston-Pans aus. Hamiltons Reiter bildeten ihn.

General Cope sprengte an der Linie herunter und rief seinen Leuten einige Worte der Ermunterung zu. Da sah er schon die dunkeln Massen der Hochländer gegen sich anrücken, welche gleichfalls in zwei Linien, aber mit größeren Zwischenräumen zwischen den Clanen, geordnet waren. Die Häuptlinge hatten diesen nicht lange Zeit zum Nachdenken gelassen. Wenige Minuten genügten, um ein kurzes Gebet zu sprechen. Dann schoben sie ihre Mützen tiefer in die Stirn, und ihren wilden gellenden Kriegsruf ausstoßend, stürmten sie ihren Häuptlingen nach, mit unglaublicher Geschwindigkeit vorwärts.

Der tapfere Oberst Gardiner versuchte zwei Mal seine Reiter zu einer Attake gegen sie vorzuführen. Aber sie erhielten zuerst eine Salve, welche schon einige Verwirrung verursachte. Dann, noch ehe die Dragoner wieder geordnet werden konnten, hatten die Camerons und Stuarts ihre Flinten fortgeworfen, die großen Schwerter gezogen und waren unter dem gefürchteten Rufe „Claymore" mitten unter ihnen. Mit ihren Schildern fingen sie die Säbelhiebe der Reiter auf. Sie selbst waren instruirt, nicht nach den Dragonern, sondern nach den Nasen der Pferde zu hauen, gegen die sie außerdem eine besondere Wuth hatten, weil sie glaubten, dieselben seien zum Beißen und Schlagen abgerichtet. Die Thiere machten vor Schmerz und Schreck Kehrt und warfen das hintere Glied über den Haufen. Die Sensen-

männer, welche die Queue der Clane bildeten, wurden mit ihren Waffen den aufgelösten Reitern nun besonders furchtbar. Von panischer Furcht ergriffen, wandten diese sich zur Flucht. Die Geschütze daneben hatten gleichfalls nur einen Schuß abfeuern können, als die Hochländer schon zwischen ihnen waren und die Bedienungsmannschaften niederhieben.

Fast zu derselben Zeit wie die Dragoner Gardiners, hatte George Murray mit den Clanen der Macdonalds die Reiter Hamiltons auf dem linken Flügel angegriffen und in die Flucht geschlagen. Auch hier waren die Geschütze im Nu genommen.

Nur in der Mitte der Schlachtlinie schien das englische Fußvolk noch eine kurze Zeit Stand halten zu wollen. Die Hochländer kamen, ein rollendes, unregelmäßiges Feuer unterhaltend, heran, welches die Gegner mit einer regelmäßigen Salve beantworteten, die unter Anderen den tapfern Macgregor, den Sohn des bekannten Rob Roy, niederstreckte. Aber sie hatten nicht Zeit, dieselbe zu wiederholen, da das Laden mit den damals üblichen hölzernen Ladestöcken besonders umständlich war. In wenigen Augenblicken, bevor sich noch der Pulverdampf verzogen, hatten die Clane die englische Infanterielinie durchbrochen. Die Abtheilungen, welche die Geschütze genommen und die Cavallerie verjagt hatten, fielen ihr gleichzeitig in die Flanke.

So war das gesammte Fußvolk in eine Menge kleine Gruppen zersprengt. In dem Kampfe, Mann gegen Mann, der nun folgte, waren die Hochländer ihren Gegnern weit überlegen. Mit ihren Schildern drückten sie die Bajonette leicht zur Seite, und ihre Schwerter richteten ein furchtbares Blutbad an. Ein panischer Schrecken griff um sich. Fast Alle flohen in wilder Auflösung davon. Nur einzelne der kleinen Klumpen hielten noch kurze Zeit Stand. Einen von diesen suchte der heldenmüthige Oberst Gardiner, welcher seine Reiter in Verzweiflung hatte vom Schlachtfelde fliehen sehen, zu fernerem Widerstande zu ermuthigen.

Schon aus zwei Wunden blutend, sprengte er hin und rief ihnen zu: „Feuert, meine Burschen und fürchtet Nichts!“ Aber in demselben Augenblicke stürzte ein gigantischer Hochländer auf ihn zu und hieb ihm mit seiner Sense über den Arm, so daß er den Säbel fallen lassen mußte. Noch mehrere kamen herbei und rissen ihn, halb bewußtlos, vom Pferde. Endlich gab ein Clansmann, mit Namen Mac Naught, dem unglücklichen Manne noch einen Hieb mit seiner Streitaxt über

den Hinterkopf, daß er auf der Stelle verschied. Ein großer Dornbusch im Felde bezeichnet den Platz, wo er fiel.

Nun war Alles vorüber. Jeder Widerstand von Seiten der Engländer hörte auf. Sie warfen die Gewehre weg und flohen in der Richtung nach Edinburg zu. Aber da, wo der Weg, eingeengt von Steinwällen, in das Dorf Preston eintritt, konnte er die Menge der Flüchtigen nicht fassen. In schrecklicher Noth drängten sie sich hier zusammen, hilflos den Schwertern der Verfolger preisgegeben. Einige suchten die Mauer von des Obersten Gardiner Park zu überklettern; sie wurden aber von den Verfolgern ereilt, und die meisten erbarmungslos getödtet. Im Ganzen entkamen nur etwa 150 Mann von der Infanterie. 400 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Der Rest, mit Ausnahme der Reiter, welche größtentheils durch die Geschwindigkeit der Pferde sich gerettet hatten, war verwundet oder unverwundet gefangen. Eine Verfolgung fand nicht statt, weil es mit Ausnahme der unerreichbaren Dragoner Nichts zu verfolgen gab. General Cope entging der Gefangennahme nur dadurch, daß er eine große weiße Cocarde an seinen Hut steckte und so unerkannt durch das Getümmel von Freund und Feind hindurchritt.

Wenige Minuten hatten genügt, das britische Heer vollständig zu vernichten. Von den 2500 Hochländern, die im Ganzen an der Schlacht theilgenommen hatten, gelangte nur das erste Treffen wirklich ins Gefecht. Das zweite, welches auf nicht mehr als fünfzig Schritt dem ersten gefolgt war, fand Nichts mehr zu thun, obgleich Carl, der es führte, zu größter Eile trieb. Die Plaids und Gewehre, welche die vorderen Linien beim Angriff weggeworfen hatten, bezeichneten ihren Weg. —

Zum ersten Male hatte sich die Ueberlegenheit eines Angriffs in kleinen beweglichen Colonnen über die starren unbehilflichen Linien der damaligen Taktik gezeigt, welche fünfzig Jahre später eine totale Umwälzung der gesammten Kampfweise hervorrufen sollte.

Das Schlachtfeld sah aus, wie die Ebene von Roßbach ausgesehen haben mag, als Seidlitz's Reiter die alliirte Armee zersprengt hatten. Aber auch die Hochländer, deren ungestümer Anrann mit der Gewalt eines Cavallerie-Angriffs wetteifern konnte, waren nach dem Siege ebenso aufgelöst, wie es selbst die besten Reiter-Geschwader nach einer glücklichen Attake zu sein pflegen. Einzelne Gruppen setzten das Morden fort, andere plünderten die Todten und Verwundeten. Eine

geschlossene britische Reserve von einigen Hundert Mann hätte jetzt noch das Schicksal des Tages leicht ändern können. Aber eine solche kannte die Linear-Taktik nicht. Sie setzten auf ein Mal Alles ein, und, waren ihre Linien durchbrochen, so war Alles verloren.

Der Schrecken, den die gefürchteten Schwerter hervorriefen, war so groß, daß die englischen Soldaten sich wie Schafe abschlachten ließen. Ein junger Hochländer, kaum vierzehn Jahre alt, wurde dem Prinzen vorgestellt; er allein hatte zehn Soldaten getödtet und noch vier andere mit seinem Claymore niedergeschlagen.

Ein anderer dieser wilden Gesellen trieb zehn Engländer vor sich bis in einen engen Weg zwischen zwei Mauern, wo nur Einer hinter dem Anderen laufen konnte. Den Letzten streckte er mit einem Schwerthieb zu Boden. Die übrigen legten auf seine Aufforderung die Waffen nieder, gaben sich gefangen, und im Triumph brachte er alle neun zum Prinzen.

Carl Eduards Freude über den glänzenden Sieg war unbeschreiblich. Aeußerlich zeigte er aber eine große Mäßigung. Gegen die, welche ihm ihre Glückwünsche überbrachten, äußerte er nur Mitleiden über die großen Verluste, welche „seines Vaters mißleitete Unterthanen" erlitten hätten.

Er hatte Sorge, daß die Verwundeten beider Parteien gleichmäßig verpflegt wurden. Da die Hochländer im Ganzen nur dreißig Todte und siebenzig Verwundete verloren hatten, so kam seine Fürsorge meistens den Engländern zu Gute.

Carl erfrischte sich auf dem Schlachtfelde inmitten des Clans der Macgregors, in dessen Nähe er sich zufällig befand, mit einem Bissen kalten Fleisches und einem Glas Wein. Dann suchte er seine wilden zerstreuten Schaaren wieder zu sammeln. Die Beute, welche in ihre Hände gefallen war, war nach ihren Begriffen unermeßlich. Fast alle Waffen, Geschütze, Fahnen und Standarten konnten sie dem Prinzen abliefern. Besonders werthvoll war für diesen die Kriegskasse, welche 2500 Pfd. St. enthielt.

Die rohen Natursöhne hatten eine unbeschreibliche Freude an den erbeuteten Luxusgegenständen, deren Gebrauch sie nicht kannten und von deren wirklichem Werth sie keine Ahnung hatten. Das Plündern war ihnen der höchste Genuß. Wie Kinder warfen sie die werthvollsten Sachen wieder fort, wenn ihnen andere, glänzendere, die vielleicht weniger oder gar keinen Werth hatten, in die Augen fielen. Einige

vertauschten ein Pferd gegen eine Reiter-Pistole. Ein anderer hatte eine werthvolle goldene Uhr gefunden; am folgenden Tage verkaufte er sie wieder für wenige Groschen, „weil“, wie er sagte, „das Ding schon wenige Stunden, nachdem er es an sich genommen, wieder gestorben sei“. Er hatte sie für ein lebendes Thier gehalten, und daß sie aufgezogen werden müsse, um im Gange zu bleiben, davon hatte er natürlich keine Ahnung. Noch andere schleppten schwere Reiter-Sättel auf dem Rücken davon oder kleideten sich in die reichen Uniformen gefallener Officiere.

Der Clan der Camerons war von seinem Häuptling am rascheſten wieder gesammelt worden. Kaum drei Stunden nach der Schlacht, um 11 Uhr Morgens, konnte der kühne Lochiel schon mit ihnen wieder in die Hauptstadt einziehen. Die Pfeifer bliesen fröhliche Weisen, und theils mit Freude, theils mit Schrecken sahen die Bewohner Edinburgs die erbeuteten Standarten der Dragoner über dem Zuge flattern.

Einige Stunden vorher war ein Haufen dieser geflüchteten Reiter athemlos durch die Straßen der Stadt gesprengt und hatte zuerst von der Niederlage der königlichen Armee Kunde gegeben. Sinnlos vor Angst glaubten sie sich nicht eher sicher bis vor den Thoren des Castells, in das sie dringend Einlaß begehrten. Hier commandirte aber ein alter tapferer Veteran, der General Guest. Dieser wies die Bittenden kühl ab, die dann ihre Flucht nach Westen fortsetzten.

Der bei Weitem größte Theil der Dragoner aber hatte sich, nachdem er Preston passirt hatte, nach Süden gewendet. Mit Mühe war es dem General Cope und den Earls Loudon und Home, welche gleichfalls glücklich entkommen waren, eben gelungen, sie etwas wieder zu ordnen, als sie von Weitem wieder die Töne der hochländischen Sackpfeife hörten.

Da ergriff der panische Schrecken sie von Neuem und unaufhaltsam jagten sie davon. Noch an demselben Tage überschritten sie die Grenze Schottlands. In Coldstream verbrachten sie die Nacht. Auch am folgenden Morgen hielten sie sich nicht eher für sicher, als bis sie die schützenden Mauern von Berwick erreicht hatten. Dort empfing der Lord Mark Kerr den unglücklichen englischen Heerführer mit dem sarcastischen Compliment, daß er wohl der erste General sei, der zuerst selbst die Nachricht seiner eigenen Niederlage überbracht habe.

Carl Eduard verblieb bis zum Nachmittage auf dem Schlachtfelde. Dann ritt er nach Pinkie-House, dem benachbarten Schlosse des Staats-

Secretärs für Schottland, Lord Tweedaddle, der sich zu der Zeit in Whitehall aufhielt.

Am folgenden Morgen, Sonntag den 22. September, hielt er an der Spitze der Hochländer seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt. Die jacobitische Partei und die noch größere Zahl Derer, die dem augenblicklichen Erfolge huldigten, bereiteten ihm einen glänzenden Empfang. Die Straßen waren festlich geschmückt, von allen Fenstern flatterten Fahnen, auf allen Balconen standen schön geputzte Frauen und begrüßten den Zug mit enthusiastischen Zurufen und dem Wehen von weißen Tüchern.

Die einziehenden Truppen boten ein wildromantisches malerisches Schauspiel. Im Triumph führten sie Haufen von englischen Gefangenen in ihren rothen Uniformen mit sich. Zwischen ihren eigenen flatterten die erbeuteten Fahnen und Standarten; die eroberten Kanonen schlossen den Zug. Dazwischen erklangen die gellenden Töne der Dudelsäcke und das wilde Geschrei der Hochländer, und vermischte sich mit der Melodie des alten jacobitischen Sanges: „The king shall enjoy his own again“. Einige schossen in der Freude ihres Herzens, wie bei Hochzeitsfesten auf dem Lande, ihre Flinten in die Luft. Dabei ereignete es sich, daß die Tochter des Lord Nairn, welche von ihrem Söller dem Zuge zuwinkte, von einer Kugel leicht an der Stirne verletzt wurde. Sie fiel mehr aus Schreck, wie aus Schmerz in Ohnmacht. Nach kurzer Zeit aber erholte sie sich, und ihre ersten Worte waren: „Gott sei Dank, daß ich es bin, die dieser Unfall betroffen hat. Meine Grundsätze sind bekannt. Wäre eine Anhängerin der Whigs verwundet, so würde ein Jeder sagen, es sei mit Absicht geschehen“.

Carl Eduard zog nun wieder in den Palast von Holyrood ein. Schottland, mit Ausnahme der beiden Schlösser von Edinburg und Stirling und eines kleinen Districts um Inverneß, war jetzt unterworfen. In allen Städten wurde Jacob VIII. als König proclamirt. Der Prinz selbst umgab sich nun mit einem königlichen Glanz. Alle Morgen um 10 Uhr versammelte er einen „Staatsrath“ in den Sälen des Palastes um sich. Dieser bestand aus den beiden Generallieutenants, dem Herzog von Perth und Lord George Murray, aus dem General-Quartiermeister O'Sullivan, dem Secretär Murray, den Lords Olgivie, Pitsiglo, Nairn und Lewis Gordon, Bruder des Herzogs von Gordon, Sir Thomas Sheridan und allen hochländischen Häuptlingen.

Niemand wußte aber besser, wie Carl Eduard, daß der Sieg von

Preston-Pans ihm nur nützen könne, wenn er sofort nach England vordränge. Die dortige Regierung hatte, wie ihm bekannt war, augenblicklich keine Truppen zur Verfügung. Der größte Theil der Armee stand in Flandern. Die Abtheilungen, welche man in der Noth zurückbeordert hatte, waren noch nicht angekommen. Wenn er mit seinen Hochländern jetzt nach Süden vorrückte, so würde der Schrecken ihrer Waffen vor ihnen hergehen und die zahlreichen Anhänger der Stuarts mochten Muth gewinnen und sich erheben. Kein befestigter Platz lag, außer Newcastle, auf seinem Wege. Allenthalben herrschte die größte Niedergeschlagenheit. Die Bürger begannen bereits ihre Schätze in Sicherheit zu bringen und zu fliehen.

Noch am Tage seines Einzugs in Edinburg, am 22. September, entsandte der Prinz einen Herrn Dickson nach Northumberland und ließ seinen Freunden wissen, daß er in wenigen Tagen bei ihnen sein werde und ihrem Anschluß entgegen sehe. Schon von Perth hatte er dem Earl von Barrimore in London einen Brief geschrieben und ihn aufgefordert, seine Partei zu den äußersten Anstrengungen zu vermögen.

Der Ausführung seines Entschlusses stellten sich aber Schwierigkeiten von einer Seite entgegen, wo er sie nicht erwartet hatte.

Sein eigenes Heer war nach dem Siege zu einem verschwindend kleinen Häuflein zusammen geschmolzen. Nach ihrer alten Manier waren die Hochländer, ohne sich an die Befehle der Häuptlinge zu kehren, nach ihren heimathlichen Thälern abmarschirt, um ihre reiche Beute in Sicherheit zu bringen. Ehe sie zurückkommen konnten, mußten die kostbarsten Wochen vergehen.

Dann erst war auch auf das Eintreffen der Clane zu rechnen, deren Häuptlinge bis jetzt noch gezaudert hatten, sich der Unternehmung anzuschließen.

Augenblicklich aber konnte der Prinz über nicht mehr als 1500 Mann verfügen. Er mußte also, wenn auch mit Widerstreben, sich zum Warten entschließen.

Fünftes Kapitel.

Der König Georg II. hatte nach Schluß der stürmischen Parlaments-Sitzung im Frühling des Jahres 1745, trotz der inständigsten Bitten seiner Minister der Sehnsucht nach der Heimath nicht widerstehen können; begleitet von Lord Harrington war er gleich nachher nach Herrenhausen abgereist.

Die Nachrichten von dem Ausbruche der Empörung im Norden Schottlands überraschten ihn hier in sehr empfindlicher Weise. Indessen er zögerte nicht, unverzüglich nach England zurückzukehren. Schon am 31. August um 1 Uhr Mittags, an demselben Tage, an welchem der Prinz Carl seine Schaaren auf dem Schlachtfeld von Killiekrankie musterte, kam er wieder in Kensington an. Freudige Zurufe begrüßten ihn, als er seine Hauptstadt passirte. Auch hatte die Regentschaft während seiner Abwesenheit keine nothwendige Maßregel verabsäumt. Aber das Getriebe der Parteien und politische Intriguen aller Art, denen er eben entflohen zu sein glaubte, empfingen ihn von Neuem.

Lord Carteret, der frühere erste Minister, nunmehr Earl von Granville, besaß noch immer das unbegrenzte Vertrauen des Königs. Dieser hatte ihn im vorigen Jahr mit dem tiefsten Bedauern aus dem Cabinet scheiden sehen. Seitdem der Graf von Orford gestorben war, war er der Einzige, bei dem sich Georg II. Raths zu erholen pflegte. Bei den Gebrüdern Pelham, denen die Majorität des Parlaments anhing, fand er nicht die politischen Ansichten, die mit seinem Gedankengange harmonirten.

Nach wie vor war es der sehnsüchtigste Wunsch des Königs, wie sein großer Vorgänger Wilhelm von Oranien, persönlich das Heer einer gegen Frankreich gerichteten großen Coalition auf dem Continente zu befehligen. In dieser Armee mußten die Engländer und hauptsächlich seine geliebten Hannoveraner die vorzüglichste Rolle spielen. Granville war der einzigste der britischen Staatsmänner, der diese Pläne unterstützte, und der, während er am Ruder war, sie thätig gefördert hatte. Er hatte aber damals einer Majorität der früheren „Patrioten"-Partei

weichen müssen, welche trotz des bestehenden Krieges in kurzsichtiger Verblendung nicht die Mittel bewilligen wollte, um das kleine britische Heer durch Besoldung von Hilfstruppen zu verstärken.

Nun hatte die öffentliche Meinung in Großbritannien abermals einen totalen Umschlag erfahren, wie ihn die Geschichte dieses Landes oft gesehen hat. Frankreich hatte sich offen der Sache der vertriebenen Stuarts angenommen. Die ganze Größe der Gefahr, die dem Lande drohte, konnte nun Niemandem verborgen bleiben. Das Parlament bewilligte zu Rüstungen, was man verlangte. Der Krieg in Flandern wurde mit erneuter Energie geführt. Der Sohn des Königs übernahm den Oberbefehl. Es geschah genau das, was Lord Carteret zur Zeit seiner Amtsführung verlangt und gethan hatte und weshalb er als „hannoverscher“ Minister den allgemeinen Haß auf sich geladen hatte.

Es ist also nur zu natürlich, daß der König bei dem neuen Gange der Politik um so mehr auch den Minister wieder um sich zu haben wünschte, der diese zuerst energisch ins Werk gesetzt hatte. Granville wußte den Monarchen immer mehr für sich einzunehmen, und der Erfüllung seiner Wünsche hätte schon jetzt nichts mehr im Wege gestanden; da veränderte der unerwartete Aufstand im Norden die Situation abermals gänzlich. Granville stellte zwar, wie es seinen Wünschen entsprach, die ganze Unternehmung des Prinzen als ein tollkühnes Wagstück hin. Er meinte, es würde mit leichter Mühe von der disponibeln Truppenmacht zum Scheitern gebracht werden. Wegen einer solchen Bagatelle von dem Plane, auf dem Festlande einen großartigen Kriegszug zu unternehmen, abzusehen, schien ihm unnöthig.

Die Pelhams dagegen vertraten zum größten Mißvergnügen des Königs die entgegengesetzte Ansicht. Sie sahen oder stellten sich so, als wenn sie eine dringende Gefahr für das Land und die Dynastie in dem Funken sähen, der eben erst begann, die Hochlande in Flammen zu setzen; der unerwartete Erfolg Carl Eduards, sein Vordringen in das Niederland, entsprach, obgleich sie ihn nicht wünschen konnten, dennoch nur ihren Interessen. Man konnte sich bald nicht darüber täuschen, daß es nothwendig wurde, den Gegner mit aller Gewalt im eigenen Lande zu bekämpfen.

Es ist natürlich, daß die Laune des Königs bei jeder neuen Hiobspost immer schlechter wurde. Die Minister wurden ihm immer unerträglicher, je mehr er einsehen mußte, daß sie unersetzlich waren. Sie gingen nur mit dem größten Widerstreben zu ihm.

Der Nachricht von dem unglücklichen Gefechte von Colt-Bridge folgte die der Einnahme von Edinburg auf dem Fuße. Noch am 14. September hatte der Staats-Secretär für Schottland, Lord Tweedaddle, die Hoffnung gehabt, daß es nun mit dem Aufstande bald zu Ende sein würde. Am 20. schon erfuhr er mit namenlosem Schrecken, daß die Hauptstadt Schottlands in den Händen der Empörer sei.

Und am Dienstag den 24. September Morgens 1 Uhr wurde er dann mit der Kunde von der schmählichen Niederlage geweckt, die das Heer des General Cope am Sonnabend erlitten hatte. Der Eindruck dieser Nachricht war unbeschreiblich niederschlagend. Bis dahin hatte man sich damit getröstet, daß die Dragoner, welche bei Colt-Bridge so feige geflohen waren, Irländer seien. Von deren Muthe hatte man zu der Zeit überhaupt keine hohe Meinung; denn noch hatten sie die glänzenden Proben von Tapferkeit nicht abgelegt, die sie in den neueren Kriegen so gefürchtet machten. Nun war aber auch die britische Infanterie, die sich für die erste der Welt hielt, von diesem Haufen ungeordneter Rebellen vernichtet worden.

Das kleine Cope'sche Heer war dazu die einzige Streitmacht gewesen, über die man vor der Hand verfügen konnte. Zwar hatte die Regentschaft bei der ersten sichern Nachricht von dem Ausbruche der Unruhen, sofort holländische Truppen vom Festlande her beordert. Das erste Bataillon, das ankam, war bereits im Anfang des September befehligt, nach Leith weiter zu segeln. Fast mußte man nun dem ungünstigen Winde dankbar sein, der es bis jetzt verhindert hatte, auszulaufen. Nun konnte es zu Fuß Newcastle sicher erreichen, das man in aller Eile in Vertheidigungszustand zu setzen suchte. Ebendahin sandte man noch vier andere holländische Bataillone zu Schiff weiter, welche am 20. September auf der Themse angekommen waren. Vier Tage nachher, den 24., trafen die zehn ersten britischen Bataillone von Flandern ein und wurden gleichfalls nach Norden in Marsch gesetzt. Nach der Schlacht von Preston-Pans hielt man aber mit Recht weitere Verstärkungen für nöthig, und schon am 28. September ging der Befehl nach dem Continent, noch andere acht Bataillone, namentlich auch einige Dragoner-Regimenter nach England herüber zu schicken.

Alle diese Truppen sollten sich bei Newcastle sammeln, und der alte Feldmarschall Wade bekam den Auftrag, den Oberbefehl zu über-

nehmen. Indessen mußten immer noch einige Wochen vergehen, ehe eine einigermaßen beträchtliche Truppenzahl vereinigt sein konnte.

Dabei war die allgemeine Stimmung der Bevölkerung keineswegs hoffnungerweckend. Die ersten Nachrichten von dem Aufstande im Norden waren in England mit Gleichgiltigkeit aufgenommen worden. Man glaubte, es nur mit einer unbedeutenden Schilderhebung in den fernen Hochlanden zu thun zu haben; damit würde Sir John Cope leicht fertig werden, wie man hoffte. Die Erfolge Carl Eduards und sein glänzender Sieg bei Preston-Pans riefen allerdings zuerst einen namenlosen Schrecken hervor. Die Regierung rief nun die Miliz in verschiedenen englischen Grafschaften zu den Waffen. Diese existirte aber nur auf dem Papier. Es waren weder Gesetze vorhanden, welche die Einwohner zum Dienen in ihr verpflichteten, noch hatten alljährliche Uebungen den früheren kriegerischen Geist des Landes geweckt und erhalten.

In den wenigsten Provinzen kam deshalb eine irgendwie beträchtliche Streitmacht zusammen. Zwar erbot sich der Herzog von Bedford und noch andere 13 Edelleute, jeder auf eigene Kosten, ein Regiment zu errichten. Aber die Hauptsorge dieser Männer war, ihren Bekannten und Verwandten einträgliche Officier-Stellen zu verschaffen; die versprochenen Regimenter erschienen nicht.

Nur in der Grafschaft York scheinen der Adel und das Landvolk unter Führung des Erzbischofs zahlreicher zu den Waffen geströmt zu sein. Ein reicher Grundbesitzer Namens Thornton begann sogar, auf eigene Kosten ein Husaren-Regiment zu errichten.

Die große Menge der Bevölkerung sah dagegen den Ereignissen, wo nicht die eigene Gefahr einen augenblicklichen Schrecken hervorrief, mit großem Gleichmuth zu. Daß sie sich nicht für den König begeisterten, ist bei dem geringen Grade von Popularität, den er sich zu erwerben gewußt hatte, natürlich. Man hätte aber erwarten sollen, daß die Gefahr, welche den englischen Freiheiten und der protestantischen Kirche bei einer Restauration der Stuarts drohte, auch den friedlichsten Bürger zu den Waffen gerufen haben würde. Das war aber keineswegs der Fall. Die Zeiten, wo sich auf den Ruf des Parlaments aus Handwerkern und Bauern rasch ein Heer bildete, um das Land gegen die Uebergriffe Carls I. zu schützen, waren längst vorüber. Hatte doch schon die Revolution, welche Jacob II. stürzte, nur mit fremden Hilfstruppen ausgeführt werden können. Die geselligen Zustände hatten

in den letzten hundert Jahren einen totalen Umschwung erfahren. Mit Ausnahme der schottischen Hochlande war die Lehnsfolge allenthalben verschwunden. Ein geworbenes Heer, das in Folge der Eifersucht des Parlaments stets nur gering an Zahl war, repräsentirte wie in allen andern europäischen Staaten, die einzige militärische Macht. Der allgemeine Wohlstand war in Folge der langen friedlichen Regierung Walpoles und seiner geschickten wirthschaftlichen Maßregeln unglaublicher Weise gestiegen. Man hatte sich daran gewöhnt, den Krieg im eigenen Lande als etwas ganz Unmögliches anzusehen. Eine allgemeine Sucht, Reichthümer zu erwerben, war eingerissen. Auch der Krieg, der nun schon seit einigen Jahren andauerte, zügelte diese Leidenschaft nicht. Er war bei der Menge des Volks nur populär, wenn eine schwer beladene Panzerflotte gekapert, oder eine reiche Colonie erobert und geplündert ward.

Die Engländer der damaligen Zeit waren aber trotzdem nicht weniger eifersüchtig auf ihre Freiheiten, als die Engländer von 1648 und 1688. Aber sie hielten dieselben durch ihre Vertretung im Parlamente genügend gesichert, hatten doch die letzten Regenten stets den Beschlüssen desselben nachgeben müssen. Die Frage der Dynastie kam für sie erst in zweiter Linie. Es lebte Niemand mehr von jenen Männern, welche gegen die Uebergriffe Jacobs II. Wilhelm von Oranien mit seinem Heere herüber gerufen hatten. Und selbst damals war die Zahl derer, welche mit den Waffen in der Hand seine Partei ergriffen, äußerst gering. Die tyrannische Willkür Jacobs, Jeffreys blutige Assisen waren fast vergessen, das Interesse an kirchlichen Angelegenheiten und Streitigkeiten beinahe erkaltet. Vier protestantische Regenten waren seit der Revolution bereits aufeinander gefolgt. Die Macht des Parlaments war, namentlich seitdem das Haus Hannover auf den Thron gelangt war, immer unumschränkter geworden. Wer kann es der Menge des Volks verdenken, daß sie für diese fremden deutschen Fürsten, die keine englische Denkungsweise hatten, die kaum ihre Sprache sprachen, keine Sympathie fühlten. Das Gefühl der Legitimität, das sie trotzdem zu ihnen hingezogen haben möchte, band sie nicht an sie. Gegen den letzten Abkömmling der Stuarts konnten sie dagegen auch nicht den glühenden Haß fühlen, den ihre Vorfahren gegen seinen Großvater gehegt hatten. Er war an den Sünden seines Geschlechts unschuldig, und seine bisherige Handlungsweise gab keinen Grund zu der Vermuthung, daß er feindselige Absichten gegen die

englische Constitution und die englische Kirche im Schilde führte. Was sollte also den englischen Bürger bewegen, Haus und Hof zu verlassen, um mit den Waffen in der Hand für die Erhaltung der hannoverschen Dynastie aufzutreten? — Die damalige herrschende Whigpartei hatte vielmehr etwa dieselben politischen Grundsätze, wie die heutigen Liberalen. Sie kämpften mit derselben Energie im Parlamente für Glaubens- und Gewissensfreiheit, für Gleichheit vor dem Gesetze, für die höchsten Güter der Menschheit. Aber auch jetzt würde die Anhänglichkeit an das Regentenhaus nur sehr Wenige von ihnen veranlassen, selbst auszuziehen, wenn die Existenz der Dynastie gefährdet wäre. Damals, wie jetzt, waren die Meisten bereit, sich jedem Herrscher zu unterwerfen, der ihnen den Fortbestand eines freien Parlaments und einer freien Kirche garantirte.

Zwar bewilligte das Parlament, als es am 17. October zusammenkam, an Geld für Rüstungen, was die Regierung verlangte. Von einer begeisterten Erhebung zu Gunsten des protestantischen Königshauses zeigte sich aber keine Spur. Niemand wollte seinen friedlichen Besitzstand durch active Betheiligung am Kampfe in Gefahr bringen.

Man hoffte, die Armee, die man ja bezahlte, würde mit den schottischen Eindringlingen schon fertig werden. Gelang dies aber nicht — nun so tröstete man sich vielleicht damit, daß auch der neue König so wenig wie seine Vorgänger im Stande sein würde, auf Kosten des Parlaments seine Prärogative zu vergrößern.

Dazu kam, daß die damalige Zeit allgemeine Volkserhebungen überall nicht kannte. In allen Staaten hatte man das System geworbener Heere angenommen, welche nur das starre militärische Pflichtgefühl an den Herrscher band. Der Kern der Bevölkerung hielt sich dem Waffenhandwerk fern. Das Vordringen der österreichischen und russischen Heere im siebenjährigen Kriege bis in das Herz des preußischen Staats wurde von den Einwohnern mit derselben ruhigen Ergebung ertragen, wie der Einbruch der französischen Armee über den Rhein bis zur Mündung der Elbe. Erst in der neueren Zeit ist es der Gewaltherrschaft des französischen Directoriums und der Furcht vor der Guillotine wieder gelungen, ein Massenaufgebot zu Stande zu bringen. Auch in Deutschland bedurfte es einer zehnjährigen Tyrannei und der unerträglichsten Blut- und Geld-Erpressungen von Seiten Napoleons, um eine Volks-Erhebung zu ermöglichen. Erst die äußerste Noth, die Gewißheit, daß in jedem Falle das eigene

Vermögen verloren war, bewog die Einwohner, Besitzthum und Familien zu verlassen. Eine solche Noth lag aber in England zu der Zeit nicht vor. Jeder Einzelne hatte Aussicht, sich selbst und sein Gut im schlimmsten Falle in Sicherheit zu bringen. Daß keine unzählbaren Massen von Barbaren das ganze Land plündernd und sengend überschwemmen würden, war klar. Wenn auch ein kleiner Distrikt von der Kriegsfurie leiden mochte, so durfte der größere Theil doch mit Bestimmtheit hoffen, unversehrt daraus hervorzugehen. So sah die überwiegende Mehrzahl den kommenden Ereignissen wie neugierige aber unbetheiligte Zuschauer entgegen. Die allgemeine Apathie war so groß, daß wenige Wochen nachher, als das kleine hochländische Heer bis in das Herz von England vorgedrungen war und man es bereits in Stamford angekommen glaubte, einzelne angesehene Einwohner in dem benachbarten Cambridge ganz ernsthaft sich verabredeten, wie zu einer Landpartie, einen Wagen zu miethen, um den Vorüberzug anzusehen.

Die Regierung konnte sich über diese Stimmung im Lande nicht täuschen. Sie mußte vielmehr fürchten, daß sie gelegentlich in offene Parteinahme für den Prätendenten umschlagen könnte. Es existiren aus der damaligen Zeit Briefe von Sir Henry Fox, welche diese Befürchtung deutlich genug aussprechen. Schon im Anfang September schreibt er, habe der Feldmarschall Wade die Ueberzeugung geäußert, daß allein davon, ob die zehn Bataillone Engländer, die aus Flandern zurückbeordert seien, oder die 5000 Franzosen und Spanier, deren Landung man jeden Tag erwarten müsse, eher einträfen, die Entscheidung der Frage abhinge, wem das ganze Land zufallen werde. Wenige Tage später schien ihm die Rettung gewiß, — weil die 5000 Franzosen nicht gekommen seien.

Wie mußte die Besorgniß der englischen Staatsmänner wachsen, als nun noch die einzige britische Streitkraft, über die man bis dahin verfügen konnte, vollständig vernichtet war! — Sogar der Staats-Kanzler, Herzog von Newcastle, dessen Unwissenheit sprichwörtlich war, der kaum bis dahin von den Hochlanden Etwas gewußt hatte, gestand nun, daß er die Landkarte studirt, und zu seiner Bestürzung gesehen habe, daß sie ein Drittel der Oberfläche von Großbritannien bedeckten!! —

Man hob die habeas corpus-Acte auf. Man suchte durch Verbreitung von Flugschriften den alten fanatischen Religionshaß gegen die

katholischen Stuarts von Neuem zu schüren, der einst vor 58 Jahren alle Parteien vereinigt hatte. Ein Plakat erinnerte die ehrsame Schlächter-Zunft daran, daß die Papisten Mittwochs, Freitags und Sonnabends und während der langen Fastenzeit kein Fleisch essen dürfen. Es circulirte ein Brief, worin eine englische Dame ihren schönen Landsmänninen schildert, wie ihre Söhne und Brüder auf die französischen Galeeren oder vor das noch schrecklichere spanische Inquisitionsgericht geschleppt werden würden, wenn es nicht gelänge, den Einfall der Barbaren zu rechter Zeit aufzuhalten. Das Schicksal, das aber der blühenden jungen Mädchen in dem Falle wartete, malt sie in noch grauenvolleren Farben.

In London selbst erschien Anfangs October ein Blatt, welches supponirte Verfügungen der katholischen Regierung für den Monat enthielt, wie sie — so wollte man dem Volke einreden — Carl Eduard, im Falle er siegte, erlassen würde.

Heute, so schrieb man, wird an der Stelle von Berichten über glänzende Siege unserer Flotten in allen Welttheilen, von Hochländern und Mönchen auf dem Markte von London proklamirt werden, wie viele Häuser verbrannt, wie viele Bürger massakrirt worden sind.

Am 4. mögt ihr erfahren, daß man die Paläste der Südsee-Compagnie und der Indischen Handelsgesellschaft in Klöster umgewandelt hat; am 20., daß sechs Parlamentsmitglieder ins Gefängniß geworfen sind.

Am 26. verkündet man vielleicht die Abtretung dreier Häfen an Frankreich.

Am 28. wird die habeas corpus-Acte aufgehoben*) und das Parlament beschließt, die Ketzer zu verbrennen.

Am 29. endlich verkündet ein officieller Erlaß die Ernennung des Pater Poignardini, eines italiänischen Jesuiten, zum Groß-Siegelbewahrer.

Alle diese Maßregeln hatten indessen nur einen sehr theilweisen Erfolg. Im Wesentlichen beruhte die alleinige Hoffnung der Regierung auf der Armee. Diese war aber nur wenig zahlreich. Außerdem scheint zu der Zeit, so große Beweise der Tapferkeit sie auch in dem gegenwärtigen Kriege gegeben hatte, eine gewisse Zügellosigkeit, ein Nachlassen jener strengen Disciplin eingerissen gewesen zu sein, die sie

*) Ein merkwürdiger Zufall wollte, daß genau an demselben Tage, welchen die supponirte Verfügung angiebt, die protestantische Regierung wirklich die habeas corpus-Acte aufhob.

unter dem großen Herzog von Marlborough so sehr auszeichnete. Das berühmte Bild von Hogarth, welches den Ausmarsch der Garden aus der Hauptstadt nach dem Lager von Finchley Common darstellt, stammt aus jener Zeit. Es stellt diese Truppen dar wie eine der Völlerei und den gröbsten sinnlichen Ausschweifungen ergebene Bande. Der größte Theil des Blattes ist mit Gruppen von betrunkenen Officieren, Soldaten und Trommlern ausgefüllt, die von der Queue ihres abmarschirenden Regiments zurückgeblieben sind, und theils den zuschauenden Schönen ihre Liebkosungen aufzwingen, theils sich im Schmutz der Straße wälzen. Dazwischen sieht man unmäßig beladene Bagagewagen, worauf rauchende Marketenderinnen und eine Unterofficiers-Frau mit einem Kinde an der Brust thronen.

Der große Satyriker hat offenbar die Züge seiner Darstellung mit zu starken Farben ausgestattet. Sie giebt aber wenigstens ein Bild von der geringen Achtung, die das englische Volk zu der Zeit vor der Armee hatte. Den König Georg, dem der Künstler zuerst das Bild dedicirte, ärgerte der Spott über seine Truppen so sehr, daß er es zurückschickte*).

Auch Fielding entwirft in dem berühmten Roman „Tom Jones" kein schmeichelhaftes Bild von der damaligen englischen Armee. Er schildert Officiere, die in der greulichsten rohesten Weise fluchen. Von Einzelnen behauptet er, daß sie nicht lesen und schreiben könnten; von Allen aber, daß sie niemals in den Wirthshäusern die Zeche bezahlten. Wüste Trunkenheit und Streit scheinen die regelmäßige Abendunterhaltung gebildet zu haben.

Sei dem wie ihm wolle, gewiß ist, daß England zu der Zeit keine bedeutende militärische Capacität besaß. Die Armee wurde wie eine unnütze Gesellschaft angesehen, die man für ihr Nichtsthun noch obendrein reichlich bezahlte. Die langen Friedensjahre der Walpole'schen Regierung schienen die Richtigkeit dieser Auffassung zu bestätigen. In den hitzigen Parlamentsverhandlungen über die Subsidien fielen gelegentlich, selbst von hochgestellten Persönlichkeiten, Aeußerungen, welche Officiere und Soldaten aufs Höchste verletzen mußten. Jeder Anlaß wurde benutzt, um auf Verminderung der Effectivstärke des Heeres zu bringen. Es ist also nicht zu verwundern, daß nur sehr wenige

---

*) Hogarth ließ das Gemälde sodann ausspielen, und widmete den Abdruck dem Könige Friedrich II. von Preußen.

Söhne der ersten Familien des Landes Officiersstellen suchten. Trotzdem hatte sich das Heer in dem jetzigen Kriege gegen Frankreich mit seiner alten Tapferkeit geschlagen. Begreiflich aber ist es, wenn es für einen Kampf, der im Wesentlichen für die bedrohten Freiheiten des Parlaments, das stets der Gegner seiner Interessen gewesen war, gekämpft werden sollte, keine große Begeisterung herüber brachte.

Zum Glück wußten aber sowohl Officiere wie Soldaten, daß sie an dem Könige Georg einen warmen Fürsprecher ihrer Rechte besaßen, und daß, wenn sein Wille hätte durchdringen können, sie ebenso geachtet und ebenso zahlreich sein mochten, wie in irgend einem Staate des Continents. Was der König von seinen persönlichen Einkünften übersparen konnte, verwandte er für die Armee; sein zweiter Sohn, der Herzog von Cumberland, hatte sie mit Geschick, wenn auch nicht mit Glück in den Niederlanden befehligt. Der König und sein Sohn waren emsig bestrebt, in dem englischen Heere dieselbe stramme Zucht einzuführen, welche die Armee des preußischen Königs so gefürchtet machte. Dazu datirte der hohe Kriegsruhm des jetzigen britischen Heeres, dessen Anfänge allerdings unter den letzten Stuarts gebildet waren, aus den Zeiten Wilhelms von Oranien und der Königin Anna. Die Rolle, die es während der Regierung Jacobs II. und während der Revolution gespielt hatte, war dagegen nichts weniger als glänzend. In der Armee hatte deshalb der König Georg die meisten, wenn nicht die einzigsten Sympathien. In jenen Tagen wurde von den Soldaten zuerst der Text des schönen Nationalliedes „God save the King" — nach einer alten jacobitischen Melodie — gesungen. Man erzählt, daß der König die Officiere der eben von dem Continente zurückgekommenen Garden vor ihrem Abmarsch nach dem Lager von Finchley Common zusammenkommen ließ und sie fragte, ob sie Alle Willens wären, gegen die Rebellen ins Feld zu rücken. Diejenigen, die besondere Gründe hätten, nicht gegen sie zu kämpfen, sollten nicht gezwungen werden und völlig straflos bleiben. Alle ohne Ausnahme versicherten durch begeistertes Aufheben der rechten Hand den Monarchen ihrer Treue.

Auch sind Desertionen, mit Ausnahme von hochländischen Truppen-Körpern, während des Feldzuges sehr wenig vorgekommen.

Man hätte glauben sollen, daß die Geistlichkeit, welche am meisten die Wiedereinsetzung eines katholischen Königs fürchten mußte, ebenso starke Sympathien für die Erhaltung der protestantischen Dynastie ge-

fühlt hätte. Das war aber keineswegs der Fall. Die bei Weitem größte Mehrzahl von ihnen waren unbedingte Anhänger der Lehre von der göttlichen Mission der Fürsten. Nach dieser Theorie war kein Zweifel möglich, wer der legitime Herrscher Englands war. Wenn nun auch der überwiegende Theil der Geistlichen der anglikanischen Staatskirche nicht wünschen konnte, daß die katholischen Stuarts und mit ihnen die Verfolgungen des protestantischen Glaubens wiederkehrten; so waren sie doch weit entfernt, activ für die Erhaltung des hannoverschen Königshauses aufzutreten. Die Zeiten, wo die allgemeine Noth der Kirche sie begeisterte, für ihren Glauben Märtyrer zu werden, und sie endlich zu dem Entschluß gebracht hatte, mit allen anderen politischen Parteien an der Revolution von 1688 thätig sich zu betheiligen, waren unwiederbringlich vorbei. Die Lehre des Testaments, daß man der Obrigkeit und zwar jeder Obrigkeit gehorchen müsse, galt ihnen wieder in ihrer ganzen Kraft. Der allgemeine Wohlstand, in dem sie sich befanden, die persönliche und kirchliche Freiheit, welche sie nun schon so lange Jahre genossen, hatten ihr Interesse für politische Fragen und jede Neigung, die Märtyrer-Krone zu verdienen, gänzlich abgestumpft.

Den Wirkungen dieser Theorie von dem passiven Gehorsam, den die Geistlichen fast allgemein lehrten, ist die große Gleichgiltigkeit jener kernhaften Masse des Volks zuzuschreiben, welche auf dem Lande, fern von dem aufgeregten Treiben der Städte, in behäbigem Wohlstande lebte. Diese Klassen der Bevölkerung zu einem politischen Fanatismus aufzustacheln, war deshalb ganz unmöglich.

Nur die Geistlichen und Anhänger der andern protestantischen Secten, die sogenannten Dissenter, zeigten eine lebhaftere Anhänglichkeit an die hannoversche Königs-Familie. Das ist natürlich. Nach ihrer Auffassung war der König als Lutheraner ebenfalls ein Dissenter. Niemals also, mochte ein Katholik oder ein Bekenner der anglikanischen Kirche regieren, konnten sie so viele Freiheiten erwarten, als sie jetzt genossen. Sie bekämpften also, soweit es in ihren Kräften stand, den Aufstand mit Wort und That.

In den Katholiken sahen sie mit Recht ihre erbittertsten Feinde. Diese waren selbstverständlich begeisterte Anhänger der jacobitischen Partei. Sie wußten aber sehr wohl, daß sie ihre Sympathieen nicht offen äußern durften, um nicht auf Seiten der Gegenpartei einen gefährlichen Ausbruch des Fanatismus hervorzurufen.

Es ist nicht zweifelhaft, daß ein sehr großer Theil, wahrscheinlich die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der ländlichen Grundbesitzer, mit einem Worte, fast sämmtliche Anhänger der Tory-Partei zu der Zeit jacobitisch gesinnt war. Und zwar beschränkte sich diese Anhänglichkeit an den, den sie für ihren rechtmäßigen König hielten, nicht auf die Katholiken oder auf die Nachkommen jener alten Cavaliere, die einst für Carl I. Leben und Vermögen eingesetzt hatten. Selbst die kleineren Farmer tranken in ihrer Halle, wenn kein Unberufener sie sah, die Gesundheit „des Königs jenseits des Wassers". Auf einen Vertreter der hohen Aristokratie, der sich, des eignen Vortheils willen, der neuen Dynastie anschloß, und in öffentlichen Stellen oder am Hofe sich einen Namen machte, kamen zehn, die sich auf ihre Landsitze zurückgezogen hatten und dem politischen Leben fern blieben. — Aber alle diese Classen der Bevölkerung band noch viel mehr, wie die whiggistisch gesinnte beweglichere Einwohnerschaft der Städte das eigene Interesse an die Scholle, die sie bebauten. Im Stillen wünschten sie Alle den Augenblick herbei, wo ihr König wieder einziehen möchte in die Hallen seiner Väter. Auch würden sie sich einer bewaffneten Macht, von der sich die Erfüllung ihrer Wünsche mit Wahrscheinlichkeit erwarten ließ, gewiß angeschlossen haben. Aber jetzt Haus und Hof verlassen und selbst mit dem kleinen Häuflein Hochländer ins Feld ziehen, dazu konnten sie sich nicht entschließen. Die geselligen und wirthschaftlichen Zustände in England, welche eine solche Erhebung noch zu den Zeiten des Aufstandes von 1716 wenigstens in einigen Distrikten ermöglichten, machten eine solche jetzt fast unthunlich. Die neue Dynastie hatte, so verhaßt sie sein mochte, den Wohlstand der ländlichen Grundbesitzer in fabelhafter Weise gefördert. Alle diejenigen, die sich in den politischen Schmollwinkel zurückgezogen hatten, und deren politische Thätigkeit sich allenfalls auf eine Opposition im Parlamente und eine geheime Mission an den Hof des Prätendenten oder nach Versailles beschränkte, fanden ein ergiebiges Feld für ihre Thätigkeit in der Verwaltung ihres Grundbesitzes. Es ist natürlich, daß diese einträgliche und regelmäßige Beschäftigung ihre Interessen allmälig immer mehr in Anspruch nahm. An eine Regierung, welche sie zwar nicht anerkannten, die aber dennoch ihr materielles Wohl förderte, gewöhnten sie sich so nach und nach. Noth und Bedrückung waren nirgends vorhanden. Daß also die Söhne und Großsöhne der alten Jacobiten sich nicht entschlossen, an die Erfüllung ihres heißesten Wunsches ihr Ver-

mögen und selbst das Leben zu setzen, ist begreiflich und natürlich. Und auch, wenn sie sich hätten erheben wollen, wen sollten sie bewaffnen? Der alte Lehnsverband der Pächter hatte längst aufgehört. Einem Aufrufe des früheren Lehnsherrn würde Niemand gefolgt sein. Waffen, die für die jetzige Kriegsweise geeignet waren, hatten sie nicht. Standen trotzdem die Pächter und Bauern wirklich auf, so blieb das Land unbestellt, ohne daß wahrscheinlich ein Nutzen zu erwarten war; denn bei der allgemeinen Unkenntniß militärischer Verhältnisse hätte die Organisation solcher Massen unübersteigliche Hindernisse geboten.

Das Einzige, womit die Anhänger des Prätendenten den Aufstand unterstützen konnten, war Geld, und wirklich scheinen dem Prinzen ziemlich bedeutende Summen von dieser Seite zugeflossen zu sein.

Es ist ungerecht, wenn man den englischen Jacobiten aus ihrer Unthätigkeit einen Vorwurf macht. Sie war zu sehr in den damaligen Verhältnissen begründet und wird sich unter ähnlichen Bedingungen stets wiederholen. Eine Vergleichung mit der jetzigen Zeit wird die Richtigkeit dieser Behauptung klar stellen. Die letzten Jahre haben die Entthronung alter legitimer Fürstenhäuser häufig gesehen. Da, wo ein solches Ereigniß durch den Einfall des Feindes herbeigeführt wurde, mußte es auf die Bevölkerung viel schmerzlicher wirken, wie da, wo eine Revolution im Innern einen verhaßten Regenten vertrieb. Doppelt wird aber der Verlust da gefühlt, wo an die Stelle einer milden Verwaltung, die nach alten zur Gewohnheit gewordenen Gesetzen regierte, ein strengeres Regiment und erhöhte Abgaben getreten sind. Es ist natürlich, daß sich aus solchen Landestheilen die erbittertsten Gegner der neuen Regierung, die unversöhnlichsten Mitglieder der Opposition recrutiren. Vorzugsweise die Klassen der Bevölkerung, welche in früherer Zeit in England den Kern der jacobitischen Partei bildeten, wünschen sehnlichst die Wiederkehr der früheren Zeiten. Trotzdem würden auch jetzt nur sehr Wenige geneigt sein, in gegebenem Falle Leben und Vermögen für diesen Zweck in die Schanze zu schlagen. Bei den heutigen Zuständen hat eine allgemeine bewaffnete Erhebung einen vollständigen Umsturz der bestehenden Cultur und Gesellschaft zur Folge. Ohne die äußerste Noth kann man daher auf das Eintreten eines solchen Ereignisses nicht rechnen.

Der Prinz Carl Eduard konnte damals den Ueberblick über die innern Zustände Englands nicht haben, den wir jetzt besitzen. Er hatte von dort her dieselben Zusicherungen unwandelbarer Treue erhalten,

die ihm aus Schottland zugegangen waren. Mitglieder der höchsten Aristokratie waren auch aus England an den Hof seines Vaters geeilt. Sie hatten Unterstützung mit Geld und Mannschaften versprochen, wenn er mit einem kleinen französischen Truppen-Corps an ihrer Küste landen wollte. Noch in dem letzten unglücklichen Aufstande hatten die nördlichen Grafschaften für die Rechte Jacobs III. die Waffen ergriffen. Nur ihre rasche Niederlage hatte, wie er meinte, die Andern verhindert, sich ihnen anzuschließen. In noch früheren Zeiten hatte selbst ein Monmouth keine Schwierigkeiten gehabt, im Süden Englands Tausende von Bauern für seine sehr zweifelhaften Rechte aufzurufen und zu bewaffnen.

Nun war die Erhebung in Schottland über alle Erwartung geglückt. Es ist also begreiflich, daß der Prinz glaubte, in England würden seine Anhänger bei seinem Erscheinen mit derselben Begeisterung zu seinen Fahnen strömen, wie die Clane der Hochlande ihm zugeströmt waren, und wie jetzt auch die Edelleute des schottischen Niederlandes sich ihm anschlossen. Daß aber in jedem Falle der End-Erfolg der ganzen Unternehmung ganz allein davon abhing, ob es ihm gelingen würde auch in England Anhang zu gewinnen, war für ihn zweifellos.

Bei Allem, was er während der fünf Wochen, die er in dem Palaste von Holyrood nothgedrungen verweilen mußte, that, verlor er diesen Hauptzweck nie aus den Augen. Die Verstärkung und Ausrüstung seiner kleinen Armee, sowie ihre Ausbildung und Disciplinirung nahmen seine Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch. Er hoffte, daß die hochländischen Häuptlinge, welche bis dahin gezögert hatten, nun nach dem glänzenden Siege von Preston-Pans sich für ihn erklären würden. Drei Tage nach der Schlacht schon entsandte Carl Eduard eine Aufforderung an den mächtigen Alexander Macdonald von Sleat und den Häuptling der Stuarts von Macleod. Aber auch jetzt blieben, wie schon im Juli, alle Bitten fruchtlos. Ihre zahlreichen Clane, die ein entscheidendes Gewicht in die Waagschale hätten werfen können, verließen ihre heimathlichen Thäler nicht.

Einen bessern Erfolg hatten die Gesandten bei dem alten Lord Simon Lovat, dem Lehnsherrn der Frasers. Dieser Mann, welcher mit allen schlechten Eigenschaften des schottischen Charakters nur sehr wenige seiner guten vereinigte, hat mit Recht den Haß und die Verachtung seiner Zeitgenossen auf sich geladen; die schmutzigste Selbstsucht,

der rücksichtsloseste Egoismus waren die alleinigen Triebfedern seiner Handlungen. Ihnen opferte er alles Andere, sogar das Leben und Vermögen seiner nächsten Anverwandten. Mit echt schottischer Schlauheit wußte er seine wahrhafte Meinung vor Jedermann zu verbergen. Seine diplomatischen, zwar rohen und unentwickelten Fähigkeiten, hätten ihn an der Spitze eines orientalischen Sultanats oder als Beherrscher des Czarenreiches, wie es damals war, vielleicht berühmt gemacht. In den kleinlichen Verhältnissen, in denen er lebte, arteten sie in niedrige Intriguen-Sucht aus. Dennoch war er eine gewaltig angelegte Natur von seltener Energie. Er beherrschte seine Grafschaft mit derselben unumschränkten Machtfülle, wie sie nur ein mohamedanischer Paschah über seine Unterthanen ausüben kann. Die unglücklichen Bewohner seiner niederländischen Besitzungen ließ er von den kriegerischen Hochländern ungestraft plündern, um diese bei guter Laune zu erhalten. Aber wer auch von ihnen seinen Haß oder Zorn auf sich geladen hatte, dessen Hütte wurde erbarmungslos verbrannt, seine Schafheerden weggetrieben, dem Rindvieh die Hessen durchschnitten. Er erkannte durchaus keinen Richter über seine Handlungen an. Seine Sitten und Manieren waren rauh und ungeschlacht, und viele seiner Handlungen können sich getrost den einzelnen Ausbrüchen einer wilden Natur an die Seite stellen, die von dem Czar Peter I. berichtet werden.

Die Vollziehung seiner Heirath, welche selbst den rohesten Naturen wenigstens für kurze Zeit zarte Gefühle einzuflößen pflegt, gab ihm Gelegenheit, die Brutalität seiner Leidenschaften in ihrer ganzen Wildheit zu zeigen. Der letzte Lord Lovat, sein Vorgänger, hatte nur eine einzige Tochter, Amalia, hinterlassen. Diese wollte ihre Ansprüche auf die reiche Erbschaft durch eine Heirath auf den jungen Lord Saltoum übertragen. Simon war aber der nächste männliche Anverwandte des Verstorbenen und behauptete, daß dessen Titel und Besitzungen von Rechtswegen ihm gehörten. Die Ansprüche der jungen Dame hatten jedoch einen kräftigen Fürsprecher in ihrem Onkel, dem mächtigen Marquis von Atholl, der die Vollziehung der Ehe zu beschleunigen suchte. Lord Lovat begann die Reihe seiner Gewaltthätigkeiten damit, daß er den Bräutigam auf dem Wege zur Hochzeit überfiel, gefangen nahm und mit auf die Brust gesetztem Dolche zwang, allen Ansprüchen auf die Hand der Erbin zu entsagen. Diese selbst hatte das gute Glück, zu entkommen. Deßhalb beschloß der wilde Hochländer, sich die ersehnte Erbschaft dadurch zu sichern, daß er die Mutter heirathete.

Er entführte mit staunenswerther Verwegenheit die Wittwe aus ihrem eigenen Hause, aus dem Schutze ihres Bruders. Nachdem er dann die Widerstrebende glücklich bis in sein Heimathsschloß Beaufort geschleppt hatte, sprach ein katholischer Priester, der im Voraus gewonnen war, über dem Paare die Trauformel. Dann schnitt er der Unglücklichen in viehischer Lust mit seinem Dolche die Schnürbrust auf, riß ihr die Kleider vom Leibe und zwang sie in Gegenwart seiner Verwandten und des Gefolges auf das eheliche Lager. Der Kampf der Schamhaftigkeit und des Widerwillens war vergeblich. Die schrillen Töne eines hochländischen Musikchors im Nebenzimmer übertäubten das Jammergeschrei des verrathenen Weibes.

Für diese Schandthat wurde Lord Lovat vor den hohen Gerichtshof in Edinburg gefordert. Er weigerte sich natürlich, der Ladung zu gehorchen. Eine ganze Truppen-Abtheilung mußte daher ins Feld rücken, um ihn gefangen zu nehmen. Der Versuch, mit seinen Clans-Männern Widerstand zu leisten, schlug jedoch fehl. Er mußte bald fliehen und begab sich nach St. Germains, an den Hof des Prätendenten.

Hier wußte er sich die Gunst der Königin Mutter, Maria von Modena und des Königs Ludwig XIV. zu erwerben. Es war, als dieser zur Zeit der Königin Anna eine Landung in Großbritannien beabsichtigte. Die Anhänglichkeit der katholischen Clane der Frasers an die Sache der Stuarts war bekannt. Man machte deshalb von dem Anerbieten Lovats, durch ihn Verhandlungen mit andern befreundeten Häuptlingen anzuknüpfen, gern Gebrauch. Der schlaue Schotte begab sich also im Geheimen in seine Heimath zurück. Aber seine eigenen Interessen standen ihm höher als die Sache seines Königs, und um den Erlaß des Verhafts-Befehls und der Todesstrafe zu erreichen, die noch über ihm schwebten, verrieth er dem englischen Hofe alle Geheimnisse der Stuarts und ihrer Anhänger. Dann hatte er die Stirn, abermals nach St. Germain zurückzukehren und über die Zustände am englischen Hofe ebenso genauen Bericht zu erstatten. Seine doppelte Verrätherei wurde jedoch ruchbar; man warf ihn ins Gefängniß (2. August 1704). Drei Jahre schmachtete er in dem Schlosse von Angoulême, dann in der Bastille. Erst nach dem Frieden ließ man ihn frei. Der Aufstand des Grafen von Mar im Jahre 1715, gab ihm die erwünschte Aussicht sich mit der englischen Regierung zu versöhnen, um seine Besitzungen wieder zu erhalten. Die Thätigkeit, welche Lovat in dieser Periode

gegen den Fürstenstamm, dem er so oft die unverbrüchlichste Treue geschworen hatte, entwickelte, war die Hauptursache des Scheiterns der ganzen Unternehmung.

Die Frasers waren nämlich mittlerweile von Mackenzie von Frazerdale, der die Erbin, welcher einst Lovat vergeblich nachstellte, geheirathet hatte, zu den Waffen gerufen. Nun aber erschien Lord Simon selbst in Aberdeenshire. Er forderte die Männer, die ihn für ihren rechtmäßigen Häuptling ansahen, auf, nach Hause zu gehen. Ihm gehorchten Alle; und das Fehlen jener zahlreichen Clane allein verhinderte es, daß die Schlacht von Sheriffmuir kein entschiedener Sieg für den Prätendenten wurde. Lovat warb sogar nachher noch ein hochländisches Regiment für die Regierung. Ihm verdankte sie außerdem die Behauptung der Stadt Inverneß. Es war daher eine wohlverdiente Belohnung, wenn er nachher in seiner Herrschaft über die Frasers gegen Auszahlung einer geringen Abfindungssumme bestätigt wurde.

Seit jenen Ereignissen waren nun 30 Jahre verstrichen. Während dieser Zeit hatte Lovat nach dem Tode seiner ersten Frau noch zwei Mal geheirathet. Oeffentlich unterhielt er mit der Regierung, namentlich durch Vermittlung des Präsidenten Forbes, den freundschaftlichsten Verkehr; dem Befehl zur Entwaffnung kam er bereitwillig nach. Im Geheimen conspirirte er aber fortwährend mit dem Hofe der Stuarts, weßhalb ihm Walpole im Jahre 1736 die bis dahin gezahlte Pension entzog. Es ist indeß nicht zweifelhaft, daß, wenn beide Parteien ihm gleiche Vortheile geboten hätten, er sich der letzteren unbedingt angeschlossen haben würde. Das eigene Interesse ging ihm aber über jede politische Sympathie. Jacob Eduard wußte das sehr genau. Er kannte aber auch den hohen Werth, den der Häuptling in einem Alter, wo die meisten Menschen die Nichtigkeit irdischer Größe und Würden einsehen, auf eine Standes-Erhöhung legte. Er machte ihm deßhalb Aussicht auf ein Herzogs-Patent. Um diesen hohen Titel dermaleinst führen zu können, schloß sich Lovat der geheimen Verschwörung an, welche bald nach Ausbruch des neuen Krieges die Stuarts mit französischer Hilfe zurückbringen sollte.

Als der junge Prinz an der schottischen Küste landete, war Lord Lovat ein Greis von fast 80 Jahren. Der berühmte Hogarth hat uns von seiner dicken unförmlichen Gestalt, von seinen plumpen lauernden Zügen, in denen sich Gemeinheit und Schlauheit ausprägen, ein

vortreffliches Porträt hinterlassen. In seinem Geist hatte allmählig immer mehr die berechnetste Verschlagenheit alle andern Eigenschaften verdunkelt. Die kühne Energie, welche ihn in der Jugend oft zu unüberlegten Handlungen fortgerissen hatte, war nun verschwunden. So konnte auch die tollkühne Unternehmung Carl Eduards, wenngleich sie ganz dem Geiste seiner eignen früheren Wagnisse ähnelte, ihn nicht aus seiner kühlen Zurückhaltung herausreißen. Er bedachte, welcher Gefahr er sich und seinem Vermögen aussetzte, wenn er den Gefühlen seines Inneren nachgäbe. Er ließ seine Clane unbewaffnet, auch als die Fahne der Empörung in dem Thale von Glenfinnan aufgepflanzt war. Er versicherte vielmehr dem Lord-Präsidenten fortwährend seiner Anhänglichkeit an die Regierung, als dieser in Culloden-House ankam, um den Ereignissen näher zu sein. Es existirt ein merkwürdiger Brief von ihm, in dem er noch am 24. August denselben um Waffen für seine Unterthanen bittet, um sie gegen jenen „verrückten und unzurechnungsfähigen" jungen Mann zu führen, der es gewagt habe, sich gegen die Regierung zu erheben.

Man hatte aber genug Kenntniß von dem Charakter Lovats, um diese Bitte nicht zu bewilligen, und die Frasers blieben ruhig bis zur Schlacht von Preston-Pans. Die Nachricht von diesem glänzenden Siege der Hochländer riß endlich auch den alten Mann zu einem Ausrufe der Begeisterung hin. In dem Hofe seines alten Palastes von Downie-Castle trank er, umgeben von seinen Verwandten und Clans-Männern, „auf den Erfolg der weißen Rose und Untergang des weißen Pferdes und seiner Anhänger".

Wenige Tage nachher kamen die Gesandten Carl Eduards an. Er empfing sie schon wieder mit seiner gewohnten Zurückhaltung; doch das Herzogs-Patent, vollzogen von dem Könige Jacob VIII., das sie ihm überreichten, überwand seine letzten Bedenken. Er versprach, die Frasers zu den Waffen zu rufen. Selbst schon am Rande des Grabes, dachte der alte Mann aber auch in diesem Augenblicke nur daran, sich und sein Leben für alle Fälle zu sichern. Er übergab deshalb seinem Sohne, dem 19jährigen Master von Lovat, den Oberbefehl über die Clane. Dabei behauptete er, der Regierung gegenüber, der junge Mann habe sich aus eigenem Antriebe dem Aufstande angeschlossen; er selbst bewahre ihr nach wie vor die loyalste Anhänglichkeit, und sei über den Ungehorsam, den er nicht habe hindern können, sehr erbittert. Mit allen möglichen Zögerungen und Bedenken verging noch

außerdem der Monat October; die Frasers erschienen daher erst auf dem Kampfplatze, als der Prinz bereits nach England abmarschirt war.

Dagegen führte Lord Olgivie, der älteste Sohn des Earl von Airly, von Forfar 600 Mann rechtzeitig herzu. Andere 400 Mann aus dem Hügellande von Aberdeenshire stießen unter Gordon von Glenbucket zu ihm. Lord Lewis Gordon, Bruder des Herzogs von Gordon, bewaffnete gleichfalls seine Vasallen für den Prätendenten. Am 15. October konnte der „Caledonische Mercur", nunmehr das officielle Blatt, berichten, daß er am Tage zuvor in feierlicher Audienz und zum Handkuß zugelassen sei.

Endlich traf Macpherson von Cluny, welcher bereits in Perth versprochen hatte, seinen Clan zu den Waffen zu rufen, mit über 300 Anhängern im hochländischen Lager ein.

Von besonderem Werth aber war es für den Prinzen, daß nun auch manche Edelleute des niedrigen Landes begannen, sich ihm anzuschließen. Das Beispiel des alten Alexander Forbes von Pitsiglo war auf die meisten von ihnen von bestimmendem Einfluß. Dieser würdige Mann, welcher bereits 65 Jahre alt war, wurde von seinen Untergebenen und Nachbarn in Banffshire wie ein Patriarch verehrt. Vorsichtige Klugheit, Milde des Urtheils, ein hohes Ehrgefühl und persönliche Liebenswürdigkeit hatten ihn unter seinen Landsleuten zu einer ebenso angesehenen Persönlichkeit gemacht, wie es Lochiel von Cameron in den Hochlanden war. Er war einer der erbittertsten Gegner der schottischen Union, die er für eine schreiende Ungerechtigkeit ansah. Das brachte ihn endlich dazu, sich der Sache der Stuarts offen anzuschließen. — Nun waren Alle überzeugt, daß diese nicht allein die rechtmäßige sei, sondern, daß sie auch Aussichten auf Erfolg habe. Man begann also mit Energie, die sächsischen Bauern und Pächter des Unterlandes zu bewaffnen. Dieses konnte zumal Pferde liefern, an denen es in den Hochlanden fehlte. Es gelang in der That, binnen Kurzem etwa 150 Reiter auszurüsten. Eine kleine Zahl Fußvolks stieß noch dazu, und über diese gesammte kleine Streitmacht übernahm Lord Pitsiglo selbst den Oberbefehl und führte sie dem Prinzen zu.

Dieser selbst verwandte mittlerweile die größte Mühe, um sein kleines Heer zu discipliniren und für geordnete Bewegungen brauchbar zu machen. — Allmälig kamen die Hochländer von ihren heimathlichen Thälern zurück, wohin sie ihre Beute in Sicherheit gebracht hatten. Sie fanden nun im Lager von Duddingstone Zelte vor, welche theils

dem Heere Sir John Copes angehört hatten, theils von der Stadt Edinburg geliefert waren. Trotz der rauhen Witterung waren aber die wilden Bergbewohner nur mit Mühe dazu zu bringen den geringen Schutz, den die leinenen Dächer gewährten, aufzusuchen. Vergeblich gab Carl selbst ihnen das Beispiel und campirte oft unter seinem eigenen Zelte im Lager. Wenn sie irgend entschlüpfen konnten, zogen sie ein Lager unter freiem Himmel vor. Ebensowenig wollten sie sich dem Zwange der regelmäßigen Evolutionen fügen. Doch gewöhnten sie sich allmälig an einen geordneten Empfang von Rationen und Portionen. Auch wurde dem gemeinen Mann nunmehr ein täglicher Sold von 6 pence, dem Unterofficier von 1 shilling ausbezahlt. Das Fußvolk konnte jetzt durchweg mit Flinten bewaffnet werden; doch sah man in seinen Reihen sowohl alte graubärtige Männer, welche den Strapazen kaum gewachsen waren, wie junge Burschen, die mit Mühe das gewaltige Schwert trugen, mit dem sie sich behängt hatten.

Eine ziemliche Anzahl Reitpferde von Copes zersprengten Dragonern hatte man erbeutet. Man konnte also nun auch daran denken, eine Cavallerie zu formiren. Pächter und Bauern aus dem Unterlande, die mit Pferden vertraut waren, gaben die Reiter ab; auch einige der kleinen Edelleute suchten mit Vorliebe Aufnahme in dieser Truppe. Obgleich man, außer den erbeuteten, noch einige wenige taugliche Pferde aus dem Lande bekam, so machte selbstverständlich die Ausbildung ungewöhnliche Schwierigkeiten. Dennoch gelang es, drei schwache Schwadronen, jede aus 60 Pferden bestehend, zu formiren. Eine derselben bildete die berittene Leibgarde des Prinzen. Lord Kilmarnock, jener unglückliche Edelmann, der denselben am 15. September in Callenderhouse bewirthete, und der nach der Schlacht von Preston-Pans ganz in den Strudel der Empörung hineingerissen war, übernahm ihr Commando.

Die beiden andern Schwadronen wurden von den Lords Elcho und Balmerino befehligt. Der erste, zugleich Earl von Wemyß und Pair von Schottland, war ebensosehr durch seine hohe Geburt, wie durch seine ungewöhnlichen Fähigkeiten ausgezeichnet. Leider riß ihm aber sein heißes heftiges Temperament oft zu unüberlegten Handlungen hin, und er war der einzige unter allen jacobitischen Führern, der sich durch Brutalität und Grausamkeiten gegen Gefangene auszeichnete. Auch war er in seinen politischen Ansichten und seiner Anhänglichkeit an die Sache der Stuarts nicht sehr beständig; denn nachher, nur zwei Monate

nach der Entscheidungs-Schlacht von Culloden, machte er dem englischen Hofe Eröffnungen, um seine Begnadigung zu erlangen.

Von allen Theilnehmern an der Unternehmung aber hatte Niemand wegen seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an das Königshaus der Stuarts und wegen seines uninteressirten Enthusiasmus für eine verlorene Sache größere Ansprüche an die Bewunderung und die Sympathie seiner Zeitgenossen, wie der letztgenannte Edelmann. Er war in demselben Jahre mit dem, den er für seinen rechtmäßigen König hielt, geboren (1688). Während des Aufstandes im Jahre 1715 diente er, damals noch als Capitän Elphistone, zuerst in der Königlichen Armee unter dem Herzog von Argyll, in die er bereits unter der Königin Anna eingetreten war. Aber das Gefühl der Loyalität war in ihm stärker wie das Gefühl der militärischen Pflicht. Als die Schlacht bei Sheriffmuir zu Gunsten der Jacobiten entschieden schien, verließ er das Königliche Heer und galoppirte ins feindliche Lager hinüber. Nach dem unglücklichen Ende des Aufstandes mußte er fliehen; es gelang ihm aber, glücklich nach dem Continente zu entkommen. Viele Jahre brachte er sodann im Exil zu. Sein Vater bemühte sich ohne sein Vorwissen lange vergeblich, die Regierung zur Begnadigung des Sohnes zu bewegen. Endlich, im Jahre 1734 wurde Verzeihung für das doppelte Vergehen des Aufstandes und der Desertion gewährt. Der Sohn aber wollte sie von dem hannoverschen Könige nicht annehmen. Erst, als der Prätendent ihm die Erlaubniß ertheilt hatte, kehrte er in seine Heimath zurück. Elf Jahre lebte er dann ruhig unter seinen Unterthanen. Seine Gastfreundlichkeit und seine gesellige Liebenswürdigkeit erwarben ihm unter seinen Landsleuten zahlreiche Freunde. Da erwachte noch einmal das alte Feuer der Jugend, als der junge Prinz in dem Thale von Glenfinnan wieder die Fahne der Stuarts aufpflanzte. Einer der Ersten, schloß er sich ihm an, und seiner Kriegserfahrung und Tapferkeit sind die ersten Erfolge zum großen Theil zu verdanken. Dabei war er milde und nachsichtig gegen die Gefangenen, die in seine Hände fielen. Seine schwärmerische Aufopferung für eine Sache, die er für die edelste und heiligste auf der Welt hielt, machen ihn zu einer wahrhaft poetischen Gestalt.

Noch mehr Schwierigkeiten wie die Formation der Reiterei machte es, das kleine Heer mit Artillerie auszurüsten. Zwar standen die 6 kleinen Geschütze zur Verfügung, welche in der Schlacht von Preston erbeutet waren. Sie wurden mit requirirten Pferden bespannt. Zu

ihrer Bedienung konnte man zum Glück einige französische Artilleristen verwenden, welche sich in der Umgebung des Prinzen befanden.

Am Tage nach der Schlacht hatte dieser schon einen Mr. Kelly um Unterstützung an den Hof von Versailles geschickt. Drei Wochen später ging ein gewisser Mr. James Stewart in demselben Auftrage dahin. Sie fanden aber nur eine kühle Aufnahme. Kabalen und Intriguen hatten die politischen Anschauungen vom vorigen Jahre gänzlich geändert. Noch vor Kurzem war auf die erste Nachricht von Carls Eduards Erfolge Ludwig XV. zwar geneigt gewesen, ihn zu unterstützen. Man hatte seinen jüngern Bruder, Heinrich von York, nach Paris kommen lassen. Die Irischen Regimenter erhielten Befehl, nach Dünkirchen zu marschiren, von wo sie unter seinem Befehl nach England hinübersetzen sollten. Nun aber verzögerte sich ein entscheidender Entschluß der französischen Regierung von Tage zu Tage. Man wollte an die offene Unterstützung der Unternehmung keine größere Truppenmacht setzen, bis man nicht stärkere Aussichten auf den thätigen Beistand der Jacobiten in England hätte. Selbst der Cardinal Tencin, früher der eifrigste Partisan der Stuarts, wollte jetzt Nichts thun. Er hielt es für Frankreichs Interesse vortheilhafter, wenn man nun in Flandern fast gewisse Erfolge erzielte, statt eine gefährliche Expedition nach Großbritannien ins Werk zu setzen. Er verlangte, ehe er eine Unterstützung zusicherte, daß Sir John Hinde Cotton, einer der eifrigsten Führer der jacobitischen Partei in England, seiner Stelle am Hofe entsagen sollte. Vergeblich bewies Kelly, daß eine solche Resignation nutzlos sein und ganz allein die Folge haben würde, daß man diesen in den Tower setzte. Der französische Staatsmann erklärte, er könne an die Aufrichtigkeit und den ernsten Willen der Jacobiten nicht glauben, so lange Mitglieder dieser Partei einflußreiche Stellen am hannoverschen Hofe bekleideten.

Nur einige kleine Schiffe mit Waffen und Vorräthen sandte man nach Schottland ab. Zweien von diesen und einem spanischen gelang es, glücklich ihren Bestimmungsort zu erreichen. Das letzte, welches am 11. October in Montrose landete, brachte die werthvollste Ladung, nämlich 6 kleine Feldgeschütze, einige Artilleristen und Waffen für 5000 Mann. Auf dem ersten waren außer 6000 Pfd. Sterling in baarem Gelde bereits einige irische Officiere in französischem Dienst angelangt. Darunter befand sich Mr. Grant, ein geschickter Mathematiker und Schüler des großen Astronomen Cassini in Paris. Auch

ein Monsieur Boyer, der sich Marquis d'Aiguille nannte, Bruder des Marquis d'Argens, gelangte glücklich zum Prinzen. Er überbrachte ein Beglückwünschungs-Schreiben des Königs Ludwig. Carl empfing ihn mit großer Feierlichkeit und vielen Ceremonien. Dadurch wollte er beim Publikum den Glauben erwecken, der Marquis sei wirklich accreditirter Gesandter des französischen Monarchen bei ihm, dem Prinz-Regenten.

Boten die auswärtigen Beziehungen schon Schwierigkeiten, so waren die Unannehmlichkeiten in der inneren Verwaltung noch mehr geeignet, ihm die dornenvolle Laufbahn eines Regenten zu verleiden. Zwar flossen die regelmäßigen Abgaben und Steuern von fast ganz Schottland in seine Kassen; auch brachten die erzwungenen und freiwilligen Beiträge, welche man einzelnen Personen und Ortschaften auferlegte, ziemlich reiche Beträge ein. Die Stadt Glasgow, welche sich ihm gegenüber am feindseligsten gezeigt hatte, mußte 5000 Pfd. Sterling zahlen. Edinburg hatte 1000 Zelte und 6000 Paar Schuhe geliefert. Die Waaren in den Zoll-Niederlagen zu Leith wurden in Geld umgesetzt und verschiedene Jacobiten in England sandten im Geheimen bedeutende Geldsummen.

Aber in allen übrigen Zweigen der Verwaltung fand der Prinz sich in seinen Absichten und Plänen gehemmt, und zwar am meisten von Seiten Solcher, von denen er es am wenigsten erwartet hatte. Die Schwierigkeiten, welchen er bei den Unterhandlungen mit den einzelnen Häuptlingen der nordischen Hochlande begegnete, habe ich schon erzählt.

Viel schlimmer war es in den schottischen Grafschaften, welche südlich des Clyde und des Frith of Forth liegen. Die rein sächsische Bevölkerung dieser Gegenden verstand das rauhe Idiom der gaelischen Hochländer nicht. Seit Jahrhunderten hatte sie vielmehr in allen Kriegen ihnen feindlich gegenüber gestanden. Bei den zahlreichen Erhebungen zu Gunsten der Stuarts war sie stets auf Seiten der protestantischen Regierung gewesen. Die keltischen Clane sah sie nicht allein wie erbitterte Feinde, sondern wie wilde Räuberbanden an, die sie am liebsten mit Feuer und Schwert vertilgt hätte. Es ist also nicht zu verwundern, daß von hier das Heer Carl Eduards nur sehr wenig Zuwachs erhielt.

Zu dem Racen-Haß zwischen Sachsen und Kelten kam noch außerdem der Religions-Haß. In dem Unterlande war die Mehrzahl der

Bevölkerung protestantisch. Sie hatte sich aber nicht der englischen Hochkirche unterworfen, die in ihren Formen und ihrer Verwaltung viel von der katholischen Kirche beibehalten hat. Sie gehörte vielmehr der strengeren, presbyterianischen Richtung an, welche der reformirten Kirche ähnelt und weder das prayer-book, noch Bischöfe oder Kirchen-Musik kennt. Die Hochlande waren dagegen meistens katholisch. Dazu war die religiöse Verfolgungswuth in Schottland viel heftiger gewesen als in England. Die ganze Regierungszeit der Stuart'schen Dynastie war für die Presbyterianer fast ein einziges Martyrium gewesen, während die Hochkirche in England nur in einer kurzen Episode von der Bigotterie des letzten Königs zu leiden gehabt hatte. Namentlich die Zeit, während welcher dieser, der nachherige Jacob II., als Herzog von York mit blutdürstiger Grausamkeit Schottland als Statthalter regierte, konnte das Volk nicht vergessen. Wie sollte es also dazu kommen, sich für den Großsohn desjenigen, den es von Jugend auf gewohnt gewesen war, als den Popanz der protestantischen Kirche anzusehen, zu begeistern? Die Einwohner hatten vielmehr erst, seitdem die Stuarts vertrieben waren, die religiösen und bürgerlichen Freiheiten genossen, die sie Jahrhunderte lang hatten entbehren müssen.

Die presbyterianische Geistlichkeit theilte dieselben Gefühle mit dem Volke. Sie waren durchaus keine Anhänger der Lehre von der göttlichen Mission der Fürsten. Sie hielten vielmehr die Rebellion für ein gerechtes Mittel gegen die Tyrannei der Könige. Die Hinrichtung Carl I. war für sie der Beginn einer Periode unumschränkter Herrschaft über ganz Großbritannien gewesen. Siegte jetzt das Princip der Legitimität, so mußten sie fürchten, daß die alte Verfolgungswuth der Stuarts wiederkehren würde. Wurde aber der Aufstand niedergeschlagen, so hätten sie sich durch eine Parteinahme dafür die protestantische Regierung zum Feinde gemacht. Sie hielten sich also der Bewegung fern. Die Besorgniß veranlaßte Viele sogar, sich zu entfernen oder sich der kirchlichen Functionen ganz zu enthalten. Auf das Volk mußte das aber einen für des Prinzen Sache besonders ungünstigen Eindruck machen. Nur zu leicht konnte man darin die Befolgung einer rigorösen Bestimmung sehen, die den protestantischen Gottesdienst unterdrücken wollte. Diese Gefahr erkannte Carl sofort. Es mußte ihm vorzugsweise daran liegen, nicht als katholischer Eiferer zu erscheinen. Er erließ also eine Proclamation, worin er „seines Vaters Unterthanen" feierlichst die Ausübung ihrer Religion, sei sie, welche sie

wolle, gestattete. Die Geistlichen forderte er auf, ihre kirchlichen Functionen ungestört auszuüben. Doch war es bedenklich, das Ausbleiben mit Strafen zu bedrohen, da der allgemeine Argwohn darin leicht den Beginn einer Verfolgung hätte sehen können. So blieb doch so ziemlich Alles beim Alten. In Edinburg, unmittelbar unter seinen Augen, fuhr der kühne, whiggistisch gesinnte Pastor Mr. Mac Vicar sogar fort, in nicht mißzuverstehenden Worten für die Erhaltung der protestantischen Dynastie zu beten. „Gott segne den König", sagte er, „Du weißt, welchen König ich meine; möge die Krone noch lange auf seinem Haupte ruhen. Und was den jungen Mann betrifft, der zu uns gekommen ist, eine irdische Krone zu suchen, so bitten wir Dich, nimm ihn zu Dir und gieb ihm eine himmlische Ruhmes-Krone!"

Ebenso wie die Geistlichen hatte sich der größte Theil der Civil-Behörden geflüchtet; die Verwaltung des Landes machte deßhalb ungewöhnliche Schwierigkeiten. Carl kannte die große Abneigung, welche die überwiegende Mehrzahl des Volkes gegen die Union mit England fühlte. Er wollte sich daher zuerst dadurch beliebt machen, daß er das alte schottische Parlament nach Edinburg einberief. Aber noch zu rechter Zeit besann er sich, daß unter den vorliegenden Verhältnissen diese Maßregel unausführbar war. Bei der Abwesenheit der vielen Beamten hätte die Abhaltung von Wahl-Versammlungen zu weit größeren Unordnungen geführt, als sie schon zu der Zeit verursachte, als die selbstständige Regierung des Landes noch in voller Kraft bestand. Er beschränkte sich deßhalb darauf, am 9. October eine Proclamation zu erlassen, worin er allen Engländern verbot, in dem „vorgeblichen" von dem Kurfürsten von Hannover auf den 17. nach Westminster berufenen Parlament zu erscheinen, alle Schotten aber, die es wagen sollten, dorthin zu gehen, für Hochverräther erklärt.

Eine noch wichtigere Proclamation erließ er am nächsten Tage (den 10. October). Sie war dazu bestimmt, dem Lande die Grundsätze kund zu geben, wonach er zu handeln entschlossen war, und die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten zu stimmen. Man muß anerkennen, daß das Document mit ungemeiner Geschicklichkeit verfaßt war. Es bezeichnet zunächst die Union-Acte als die Maßregel, welche für die Landestheile nördlich des Tweed die verhängnißvollsten Folgen gehabt habe. Der Prinz versichert, sein königlicher Vater würde niemals seine Zustimmung zu einem Gesetze geben, welches die nationale Unabhängigkeit Schottlands so sehr schädige. Doch, um nicht den Ver-

dacht zu erwecken, daß überhaupt die seit der Revolution erlassenen Gesetze ungültig werden würden, fügt er hinzu, daß er keinem, das ein „freies und gesetzliches“ Parlament bestätigte, die Anerkennung versagen würde.

Man hatte ferner in England die Meinung zu verbreiten gesucht, die restaurirte Dynastie der Stuarts habe nicht die Verpflichtung, und werde auch nicht den Theil der Nationalschuld anerkennen, der seit der Revolution contrahirt war. Alle Besitzenden, welche von den Zinsen dieser Schuld ein sicheres und einträgliches Einkommen bezogen, sahen sich schon im Falle eines Dynastie-Wechsels an den Bettelstab gebracht. Carl beeilte sich, diese Besorgniß durch die feierliche Erklärung zu beschwichtigen, daß er auch in dieser Beziehung den Wünschen eines rechtmäßigen und freien Parlaments entgegen kommen werde.

Ebenso feierliche Zusicherungen machte er in Betreff der Religion. Er wußte sehr wohl, daß der Argwohn, den das Volk in dieser Beziehung gegen seine Familie hegte, am tiefsten eingewurzelt war. Selbst sein Vater hätte den Thron von Großbritannien besteigen können, wenn er dem katholischen Glauben hätte entsagen wollen. Es ist daher natürlich, daß man seinen Versprechungen unbedingter und allgemeiner Toleranz für alle Glaubens-Bekenntnisse am wenigsten Vertrauen schenkte. Auch machte es auf die Mehrzahl des Volkes keinen Eindruck, daß er darauf hinwies, wie auch die Mitglieder der hannoverschen Königsfamilie nicht der englischen, sondern der lutheranischen Kirche angehörten.

Mehr Gewicht hatten dagegen die Gründe, mit denen der Prinz sich gegen den Vorwurf rechtfertigte, daß er mit Hilfe fremder Mächte und Truppen sich den Thron Großbritanniens wieder erwerben wollte. „Meine Expedition“, sagte er, „ist ohne jede Unterstützung, weder von Spanien, noch von Frankreich unternommen worden. Aber in der That, wenn ich von den fremden Armeen höre, die von meinen Feinden gegen mich ins Feld gebracht werden, wenn ich von Holländern, Dänen, Hessen und Schweizern vernehme, die als Bundesgenossen des Kurfürsten von Hannover herüber gerufen sind, um seine Regierung gegen „des Königs“ Unterthanen zu beschützen, war es dann nicht hohe Zeit für meinen Vater, auch Hülfe anzunehmen? Wer hat die meiste Aussicht, unabhängig von andern Mächten zu sein? Der, welcher mit Hilfe seiner eigenen Unterthanen die Regierung den Händen eines Thronräubers entwinden kann, oder der, welcher ohne Beistand von Außen

nicht im Stande ist, seine Regierung zu behaupten, obgleich er durch alle bürgerliche Gewalten unterstützt und durch eine starke militärische Macht gegen einen undisciplinirten Theil derer, die er so lange beherrscht hat, vertheidigt wird? — Laßt ihn, wenn er will, den Versuch machen; laßt ihn seine fremden Söldlinge fortschicken, und dann Alles auf den Erfolg einer Schlacht setzen. Ich will allein mit meines Vaters, des Königs, Unterthanen den Kampf wagen."

Diese Proclamation machte in der Bevölkerung einen tiefen Eindruck und zog viele Anhänger auf des Prinzen Seite hinüber, die sich bis dahin neutral verhalten hatten. Sie wurde im Geheimen selbst in England verbreitet, trotzdem daß die Regierung alle Exemplare, deren sie habhaft werden konnte, durch Henkershand verbrennen ließ. Es scheint, daß das Document aus der Feder des Sir Thomas Sheridan und Sir James Stewart geflossen ist; doch deuten einige Redewendungen mit Bestimmtheit auf den Prinzen selbst als Verfasser hin.

Wenn trotzdem die ruhige Ueberlegung die große Mehrzahl der Männer abhielt, sich einer Unternehmung anzuschließen, deren Gelingen sie zwar im Herzen wünschten, die sie aber, der großen Uebermacht Englands gegenüber, für gänzlich aussichtslos hielten, so waren die Mitglieder des weiblichen Geschlechts fast ausnahmslos dem Prinzen ergeben. Die seltsame Romantik seines Schicksals, die ihn als einen heimathlosen Flüchtling von dem glänzenden Hofe Ludwigs an die wilde Felsenküste Schottlands geworfen hatte, das er wenige Wochen nachher als Regent beherrschte, zog alle Frauenherzen unwiderstehlich an. Dazu kam noch der wunderbare Zauber der Persönlichkeit, die hinreißende Liebenswürdigkeit seines Benehmens, und riß die leicht erregbaren Gefühle des schönen Geschlechts zu begeisterter Anhänglichkeit fort. Selbst der melancholische Blick, den der Prinz von seinen Vorfahren ererbt hatte, erweckte das innigste Mitgefühl. Welche Frau hätte, solchen Eindrücken gegenüber, den kühlen Erwägungen der Vernunft Gehör schenken können! Alle schmückten sich mit weißen Cocarden, weiße Bänder und Schleifen zierten ihre Kleider. Sie verkauften willig ihre Diamanten und ihren Schmuck, um seine pecuniären Schwierigkeiten zu erleichtern. Die, welche Nichts geben konnten, schickten wenigstens inbrünstige Gebete für das Gelingen seiner Sache zum Himmel.

Es ist begreiflich und natürlich, daß ihr Einfluß auf ihre Ehemänner, auf ihre Brüder und namentlich auf ihre Liebhaber Manche in den Strudel der Bewegung hineinriß, die sich ihr sonst fern gehalten

haben würden. Aber in den meisten Fällen bleibt ein solcher Einfluß verborgen, wenn auch die Wirkung zu Tage tritt. Einzelne Beispiele sind indessen bekannt geworden und sind ein Beweis davon, welch' wichtiger Factor das stille Wirken der Frauen im öffentlichen Leben ist. So verweigerte die schöne Miß Lumsdon ihrem Liebhaber, dem nachherigen Kupferstecher Robert Strange, ihre Hand, wenn er sich nicht für den Prinzen erklären wollte. Wirklich schloß sich derselbe seiner Fahne an und hatte später das Glück nach dem Continente zu entkommen, wo er den Lohn für seinen Gehorsam erndtete.

Die Feste, welche Carl während der wenigen Wochen seiner Residenz in Edinburg Abends im Palaste von Holyrood gab, boten Gelegenheit, die schöne Welt Schottlands um sich zu versammeln. Die Herzogin von Perth und die Lady Pitsiglo machten die Honneurs. Der Prinz war galant mit den Schönen, liebenswürdig mit den Jungen, ernst mit den Alten. So wie er in dem Arrangement der Musik hochländische und unterländische Weisen abwechseln ließ, um keinen seiner Gäste zu beleidigen; so erschien er abwechselnd im hochländischen Costüm und im englischen Hofkleide, um Unparteilichkeit für alle Unterthanen seines künftigen Reiches zu zeigen.

Dennoch mußte ihm hauptsächlich daran liegen, sich zunächst die Zuneigung der Schotten zu erwerben. Er hielt jeden Morgen in Holyrood einen feierlichen „Staatsrath" ab; dann dinirte er öffentlich mit seinen vornehmsten Officieren in einer Halle des Palastes. Jeder Mann, auch der geringste Hochländer, erhielt Zutritt zu ihm. Jeder verließ ihn, von seiner Herablassung und Liebenswürdigkeit bezaubert. Nachmittags ritt er, umgeben von seiner neuformirten Leibgarde und einer zahlreichen Suite, ins Lager von Duddingstone, um seine Armee zu inspiciren.

In der ersten Zeit nach der Schlacht von Preston-Pans war das ruhige Leben in den Straßen der Hauptstadt, das jetzt ungestört wie in friedlichen Zeiten fortlief, oft durch Kanonenschüsse aus dem Fort in unangenehmer Weise gestört worden. Carl hatte Anfangs die Absicht, den Commandanten durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Er ließ durch seine hochländischen Schaaren alle Zugänge besetzen. Wenige Wochen ruhigen Abwartens mußten das gewünschte Ergebniß herbeiführen. Aber der General Guest, ein energischer alter Veteran, war nicht der Mann, sich ruhig aushungern zu lassen. Er erklärte dem Magistrat und den Rathsherren von Edinburg, er würde die Stadt in Asche legen und die Röhren, welche sie mit Wasser versorgten,

durchschneiden, wenn sie nicht den Mannschaften der Besatzung gestatteten, Lebensmittel bei den Bürgern einzukaufen. Die erschrockenen Väter der Stadt stürzten zum Prinzen und baten, er möchte sie durch Bewilligung der Forderung vor dem Bombardement schützen. Carl aber meinte, mit demselben Rechte könnte der Commandant verlangen, er solle mit seinen Hochländern die Hauptstadt ganz räumen. Damit würde er aber allen Früchten seines Sieges entsagen. Er wollte deßhalb auf Nichts eingehen, und drohte, die auswärtigen Besitzungen der Officiere der Garnison zu verwüsten, wenn der Stadt irgend ein Leid zugefügt würde.

Durch Vermittelung des Magistrats gelangte diese Antwort an den Commandanten zurück. Der General Guest wollte erst von Nichts hören; endlich bewilligte er einen Aufschub des Bombardements, bis eine Entscheidung aus London eingetroffen sei. Hier war man mittlerweile in großer Sorge um die Erhaltung des Schlosses gewesen, auf die man großen Werth legte. Mit großer Befriedigung sah man nun in den Mittheilungen des Generals einen Ausweg, trotz des Mangels an Proviant, dem man nicht abhelfen konnte, dasselbe zu behaupten. Schon am 25. September autorisirte der Lord-Advocat den Commandanten, auf die vorgeschlagenen Bedingungen eine Convention abzuschließen. In den Tagen, während welcher diese Botschaft unterwegs war, hätte jedoch ein unglücklicher Zufall fast zu weittragenden Feindseligkeiten geführt. Die Hochländer, welche den Inhalt der vorläufigen Abmachungen nicht kannten und verstanden, sahen zu ihrem Erstaunen Gruppen von englischen Soldaten friedlich in die Stadt hinabsteigen und Einkäufe machen. Sie feuerten auf sie. General Guest eröffnete in Folge dessen auch sein Feuer auf die Stadt. Eine Kartätsch-Salve fegte im Nu die Straßen rein. Einige Hochländer und Bürger wurden getödtet und verwundet. Wieder eilten Deputationen zum Prinzen und baten um Gnade für die Stadt. Dieser befand sich in einem unangenehmen Dilemma. Hielt er die Cernirung aufrecht, so wurden die Häuser seiner treuesten Anhänger in Trümmer geschossen. Ergriff er die dafür angedrohten Repressalien, so machte er sich die englischen Officiere der Besatzung zu unversöhnlichen Feinden, welche er in seiner delicaten Stellung als Prätendent für sich zu gewinnen suchen mußte.

Eine Eroberung des Schlosses hätte alle diese Fragen am einfachsten gelöst. Man hatte deßhalb im Anfang an eine Leiter-Ersteigung

gedacht. Indessen diese bot bei dem entschlossenen Sinne des Commandanten und der 400 Mann starken Besatzung keine Aussichten auf Erfolg. Carl ging deßhalb von diesem Plane ab. Die ungewisse Aussicht auf den Besitz des Schlosses konnte für ihn die sichere Einbuße an Popularität, die er bei Fortsetzung der Cernirung erleiden mußte, nicht aufwiegen. Er ging also auf die Bedingungen, die das englische Gouvernement bot, gern ein, um aus seiner schiefen Stellung heraus zu kommen. So kam jene merkwürdige Convention zu Stande, worin der Commandant sich verpflichtete, Nichts gegen die hochländische Armee zu unternehmen, und dagegen die Erlaubniß erhielt, sich nach Belieben Lebensmittel aus der Stadt zu verschaffen.

Dieselben Rücksichten, welche Carl hinderten, seine Drohungen gegen die Officiere der Besatzung auszuführen, veranlaßten ihn, auch diejenigen, welche bei Preston gefangen waren, milde zu behandeln. Zwar hatte man ihm anfänglich vorgeschlagen, er solle einen von ihnen nach London schicken, um von der Regierung die Verpflichtung zu einem Austausch gegen solche zu erlangen, die in ihre Hände gefallen waren oder noch fallen würden. Indessen, man konnte sich nicht verhehlen, daß das Gouvernement auf diesen Vorschlag, die Rebellen als kriegführende Macht indirect anzuerkennen, nicht eingehen würde. Deßhalb rieth man dem Prinzen, mit seinen Gefangenen ebenso zu verfahren, wie die Engländer mit den ihrigen. Dieser wollte sich aber durchaus nicht zu einer Maßregel verstehen, die den Kampf und den Haß der Parteien in unerhörter Weise erbittern mußte. Den gefangenen Officieren gab er vielmehr die Erlaubniß, in Edinburg gegen die Ehren-Verpflichtung, nicht zu entweichen, sich zu bewegen, wie sie wollten. Einer von ihnen konnte aber der Versuchung nicht widerstehen und entfloh ins Fort. In Folge dessen sandte man sie Alle bald nach Perth (29. September). Dort hielt man sie zuerst unter strengerer Bewachung, die man jedoch nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte. Man mußte also froh sein, als sich die größte Mehrzahl auf Ehrenwort verpflichtete, zwölf Monate nicht gegen das Haus Stuart zu kämpfen. Nur einige Wenige traten in die Armee des Prätendenten ein.

Gegen Ende des Monat October hatte diese sich nunmehr so weit verstärkt, und war mit Waffen und Vorräthen so vollständig ausgerüstet, daß der Prinz von Neuem an die Ausführung seines Planes denken konnte. In drei auf einander folgenden Sitzungen legte er

seinem „Staatsrath" die Nothwendigkeit vor, nach England vorzurücken. Er wollte den Marschall Wade, von dem man wußte, daß er seit Mitte October 10,000 Mann bei Newcastle versammelt habe, unverzüglich angreifen. Aber vergeblich suchte Carl seine Ansicht, daß nur durch die kühnste Offensive ein Erfolg zu hoffen sei, zur Geltung zu bringen. Schriftliche Zusicherungen einer Erhebung von Seiten seiner englischen Freunde, die er vorzeigte, fanden bei den mißtrauischen Schotten, die die englischen Zustände besser zu kennen vermeinten, keinen Glauben. Sie wollten nicht einsehen, daß nur ein Erfolg in England selbst, Frankreich und Spanien zu einer activen Unterstützung fortreißen würde. Das Mißverhältniß der Streitkräfte schien ihnen zu ungeheuer. Sie sahen beim weiteren Vorrücken nur den gewissen Untergang vor Augen, und bedachten nicht, daß ohne die verzweifeltste Kühnheit sie in jedem Falle verloren waren. Dazu kamen noch politische Bedenken. Die Einverleibung Schottlands in den britischen Staatskörper war der Hauptgrund ihrer Unzufriedenheit gewesen. Nun hatten sie das englische Joch abgeschüttelt, und ein Nachkomme ihres alten Königsgeschlechts herrschte wieder in Schottland. Ihr höchster Wunsch war damit erfüllt. Bestieg er dagegen den Thron von Großbritannien, so war zu fürchten, daß ihnen wieder die Rolle des Stiefkindes zufallen würde. Vergeblich versicherte der Prinz, „daß Schottland stets sein Hannover, Holyrood sein Herrenhausen sein würde". Die Abneigung gegen eine Unterordnung machte die Schotten gegen alle Ueberredungskünste taub. Nur zu gern hält man das für ausführbar, was man wünscht. So glaubten sie Alle, daß sie allein, wie in vergangenen Jahrhunderten, die wieder erworbene Unabhängigkeit gegen Englands Uebermacht behaupten könnten.

Die Debatten, in welchen diese Angelegenheit berathen wurde, waren sehr lebhaft. Der Prinz pflegte zuerst seine Meinung, und zwar nicht immer in leidenschaftsloser Weise, zu entwickeln. Damit gewann er Diejenigen, welche in tiefer Ehrfurcht glaubten, daß Fürsten unter dem Einflusse höherer Eingebungen stehen und niemals Unrecht haben. Unglücklicherweise war diese Ansicht aber nur bei der unmittelbaren Umgebung des Prinzen und bei den armen Baronen des Unterlandes vertreten. Der Zahl nach bildete diese Partei höchstens ein Drittheil der Versammlung. Die Stimmen der hochländischen Häuptlinge waren, abgesehen von ihrer Mehrzahl, von ganz anderem Gewicht. Ein Jeder von ihnen hatte Hunderte von Bewaffneten ins Feld gestellt,

und ohne sie wäre die ganze Unternehmung unmöglich gewesen. Sie waren daher keineswegs geneigt, sich dem Befehle des jungen Fürsten einfach unterzuordnen. Selbst seine treuesten Anhänger, wie Lord Elcho, gaben deutlich zu verstehen, daß sie nicht im Entferntesten daran dächten, seinen Willensmeinungen, wenn er sie in befehlender Manier äußerte, zu gehorchen. Sie wären, sagten sie, keine Miethssoldaten, die ohne Weiteres seinen Befehlen zu gehorchen brauchten. Sie wären vielmehr freiwillige Verbündete. Ihre Zustimmung könne er nur durch überzeugende Gründe erlangen.

Die Einwendungen Derer insbesondere, welche auf dem Continente sich Kriegserfahrungen erworben hatten, waren am schwersten zu beschwichtigen. Die damalige langsame methodische Kriegskunst kannte keine Unternehmungen, wie die vorgeschlagene. Sie kannte nur die einfachen flandrischen Feldzüge, wo auf beiden Seiten gleich starke, gleich gut ausgebildete Truppen in langen starren Linien kämpften, und wo das Ergebniß eines jahrelangen blutigen Ringens in der Einnahme einiger wenigen festen Plätze bestand. Sich weiter wie einige Tagemärsche von den Magazinen zu entfernen, hielten sie für unmöglich. Wie konnten sie mit ihren wilden undisciplinirten Schaaren hoffen, im offenen Lande das britische Heer zu besiegen? Ein Project, wie Carl es vorschlug, erschien ihnen wie das Hirngespinnst eines unerfahrenen jungen Schwärmers. Sie weigerten sich absolut, mitzugehen.

Der Prinz war außer sich. Sein gesunder Sinn sagte ihm, daß Alles verloren sei, wenn er in Schottland bliebe. Sein bisheriges Glück gab ihm ein unbegrenztes Vertrauen in die Zukunft. Endlich, als alle Ueberredungs-Künste fehlschlugen, riß ihm die Geduld. „Ihr seid also entschlossen, in Schottland zu bleiben", sagte er; „gut, thut es; aber ich bin ebenso entschlossen, nach England zu gehen, und wenn Ihr nicht mit wollt, so gehe ich allein."

Dieser Ausbruch der Verzweiflung riß endlich die Widerstrebenden mit sich fort. Sie erklärten sich bereit, ihm zu folgen. Aber zu einem Angriff auf das Heer des Feldmarschall Wade wollten sie sich doch nicht verstehen. Jenseits Schottlands Grenzen sahen sie nur Gefahren. Das Gerücht hatte die Stärke der britischen Armee bei Newcastle weit übertrieben. Lord George Murray schlug deßhalb vor, nicht durch Northumberland, sondern auf der westlichen Seite, durch Cumberland, in England einzubrechen. Man konnte dann hoffen, wenn der alte Feldmarschall in seiner bisherigen Unthätigkeit verharrte, ohne Wider-

stand weit ins Land einzudringen, und dadurch die Franzosen zu einer Landung zu ermuthigen.

Versuchte aber Wade dennoch, den Hochländern den Weg zu verlegen, so mußte er in schlechter Jahreszeit durch unwegsame Gebirgszüge quer durchs Land sich einen Weg bahnen. Man konnte sich dann vielleicht auf seine Armee in einem Momente werfen, wenn sie ermattet und in Unordnung aus den Gebirgs-Thälern in das ebene Land debouchirte.

Die Auseinandersetzung Sir George Murrays fand allgemeinen Beifall. Auch entsprach sie dem Interesse des Prinzen besser, wie dessen eigener ursprünglicher Plan. Denn, hätte er den kühlen politischen Scharfblick Wilhelms von Oranien, des großen Gegners seines Großvaters besessen; so würde er einen Sieg über den Marschall Wade fast noch mehr, wie eine Niederlage durch ihn gefürchtet haben. Er mußte aufs Aeußerste vermeiden, das Selbstgefühl des englischen Heeres, das einst sein eigenes sein mochte, durch einen zweiten Sieg, wie der bei Preston-Pans gewesen war, noch mehr zu verletzen.

Der Vormarsch wurde in der vorgeschlagenen Weise einstimmig beschlossen. Das Geheimniß ward vollständig bewahrt. Auf den ferneren Vorschlag Murrays beschloß man, zwei Colonnen zu bilden, die sich bei Carlisle vereinigen sollten. Die eine erhielt Befehl, sich auf dem directen Wege gegen Moffat in Bewegung zu setzen; die andere, kleinere, sollte sich zunächst gegen Kelso am Tweed dirigiren, um die Meinung, daß es auf einen Angriff auf Wade abgesehen sei, aufrecht zu erhalten.

Sechstes Kapitel.

Am Donnerstag den 31. October Abends 6 Uhr verließ Carl Eduard Edinburg und den Palast seiner Väter. Weder er noch Jemand seines Stammes haben ihn jemals wieder gesehen. Umgeben von seinen Garden und von Lord Pitsiglo's niederländischem Regiment ritt

er durch die Straßen der Hauptstadt nach dem benachbarten Schlosse von Pinkie-house.

Hier verbrachte er die Nacht. Am nächsten Tage, den 1. November, begab er sich in das Lager seiner kleinen Armee bei Dalkeith, welche noch an demselben Tage ihren berühmten Marsch nach England antrat. Die gesammte Streitmacht betrug etwa 6000 Mann. Höchstens 300 davon waren beritten. Zwölf Geschütze bildeten die Artillerie. Die Mannschaften waren mit Waffen und Kleidungsstücken gut ausgerüstet. 1000 requirirte Pferde transportirten die Munition, das Gepäck und die Zelte. Man führte sogar einen Mundvorrath für vier Tage mit sich*).

Die eine Abtheilung der hochländischen Armee unter Führung des Herzogs von Perth, rückte an dem genannten Tage auf der großen Straße, welche über Peebles und Moffat gegen Carlisle führt, ab.

*) Nach dem Werke: „Life of the duke of Cumberland", welches im Jahre 1767 in London erschien, bestand die Armee des Prinzen aus folgenden Clanen:

Cameron unter Lochiel of Cameron	700	Mann
Appin unter Stuart-Ardshiel	200	"
Clanranald unter Macdonald of Clanranald . .	300	"
Keppoch unter Macdonald of Keppoch	200	"
Kinlochmoidart unter Macdonald of Kinlochmoidart	100	"
Glencoe unter Macdonald of Glencoe	120	"
Macinnon unter Macinnon of Macinnon . .	120	"
Macpherson unter Macpherson of Cluny . . .	120	"
Glengarry unter Macdonald of Glengarry . .	300	"
Glenbucket unter Gordon of Glenbucket . . .	300	"
Maclauchlan unter Maclauchlan of that ilk . .	200	"
Struan unter Robertson of Struan	200	"
Glenmoristan unter Grant of Glenmoristan . .	100	"
Atholl unter Lord George Murray	600	"
Olgivie unter Lord Olgivie, Angus men . . .	900	"
Perth unter Duke of Perth	700	"
Nairn unter Lord Nairn	200	"
Edinburg unter Roy Stuart	450	"
Reiterei.		
Lord Elcho und Lord Balmerino	120	"
Lord Pitsiglo	80	"
Earl of Kilmarnock	60	"
Summa	6070	Mann.

Der Rest blieb noch zwei Tage im Lager von Dalkeith stehen, während welcher der Prinz in dem benachbarten Schlosse sein Hauptquartier aufschlug. Am Sonntag, in der Frühe des 3. Novembers, setzte auch diese Colonne sich in Bewegung. Sie schlug die Direction auf Kelso ein, um den Feldmarschall Wade in der Meinung zu bestärken, daß es auf einen Angriff auf ihn abgesehen sei.

Carl marschirte stets an der Spitze seiner Truppen. Als er am ersten Tage Prestonhall-Gate passirte, ließ es sich die Herzogin von Gordon, welche in der Nähe auf ihrem Schlosse residirte, nicht nehmen, ihn und seine Suite mit einem glänzenden Frühstück zu bewirthen. Dieses Gastmahl kam ihr theuer zu stehen; denn die Regierung nahm ihr in der Folge die Pension von jährlich — 1000 Pfd. — welche sie dafür bezog, daß sie ihre Kinder in den Lehren der protestantischen Religion hatte erziehen lassen.

Aehnlich bewirtheten den Prinzen am nächsten Tage die Ladies von Whitborough, die Schwestern jenes Anderson, welcher ihm in der Schlacht von Preston-Pans so wesentliche Dienste geleistet hatte. Lange konnte er hier jedoch nicht verweilen. Bevor er fortritt, baten ihn die jungen Damen um ein Andenken, daß sie künftig an den jungen Helden erinnern möchte. Er schnitt ein Stück Sammet von dem Koppel seines Schwertes ab und gab es ihnen. Noch jetzt wird dasselbe mit rührender Sorgfalt in der Halle von Whitborough aufbewahrt.

Am 5. November kam das hochländische Corps in der kleinen Stadt Kelso am Tweed an. Nur eine deutsche Meile war man jetzt noch von der englischen Grenze entfernt. Hier blieb man am folgenden Tage halten. Wade, der noch immer unthätig bei Newcastle stand, erfuhr aber, daß eine kleine Abtheilung des Feindes die Grenze wirklich überschritten und in Wooler in Northumberland Quartier angesagt habe. Nun war kein Zweifel, daß von hier der Einbruch in England erfolgen sollte.

Während der englische Feldherr sich vorbereitete, den Gegner zu empfangen, war dieser bereits nach Süd-Osten zu ausgewichen. Am 7. November zog das hochländische Heer im Thale des Flüßchens Teviot aufwärts. In dem alterthümlichen Städtchen Jedburgh machte man einen kurzen Halt. Die Erinnerung an das ungewöhnliche militärische Schauspiel hat sich bei den Einwohnern lange erhalten. Sie erzählten viele Jahre nachher, wie an der alten Brücke in der Stadt der Prinz seine kleine Schaar an sich vorbei ziehen ließ, wie er sich dann persön-

lich überzeugte, daß kein Nachzügler zurückgeblieben, und wie er endlich, über die gefrorenen Felder galoppirend, mit der Colonne ihren Blicken entschwunden sei.

Am Abend gelangten die Hochländer nach Hawick. Am nächsten Tage überschritten sie die Cheviot-Berge, welche die Wasserscheide zwischen der Irischen und der Nordsee bilden. Dann gings im Thale des kleinen Flüßchens Liddel abwärts, welches mit dem Esk, in den es sich ergießt, die Grenze zwischen der schottischen Grafschaft Dumfries und dem westlichen Cumberland bildet.

Hier, auf einer kleinen Haide, ohnweit Carlisle, fanden sich die beiden Colonnen der Aufständischen am Freitag, den 8. November Abends wieder zusammen. Ein gewaltiger Jubel erhob sich, als sie erfuhren, daß sie sich bereits auf englischem Boden befanden. Sie zogen ihre Schwerter und schwangen sie mit wildem Geschrei in der Luft. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß bei dieser Gelegenheit sich der kühne Lochiel leicht an der Hand verwundete. Die Hochländer sahen darin ein böses Omen. Ihre abergläubische Furcht, daß ihnen ein ungeheures Unglück drohe, wenn sie die Grenzen ihrer Heimath überschritten, eine Furcht, die Hunderte von ihnen auf dem bisherigen Marsche schon veranlaßt hatte, zu entweichen, die beim Anbruch jedes neuen Tages die Gemüther der wilden Gesellen so niederdrückte, daß es mehrerer Stunden bedurfte, um sie in Marsch zu setzen, machte sich von Neuem geltend.

Dennoch eröffnete man noch in der Nacht vom 10. zum 11. November die Trancheen gegen Carlisle. Diese Stadt, einst das Bollwerk von England gegen schottische Einfälle auf seiner westlichen Seite, wie es Berwick auf der östlichen war, befand sich jetzt in einem traurigen Zustande. Eine alte Mauer, von ehrwürdigen verfallenden Thürmen flankirt, umgab sie. Der Graben, der sie einst beschützt hatte, war mit Schutt ausgefüllt. Das Schloß, welches auf einer Höhe die Stadt überragt, war in keinem besseren Zustande. Die Besatzung desselben, eine Compagnie Invaliden unter dem Oberst Durand, zeigte dennoch zuerst einige Absicht, Widerstand zu leisten. Auch die zahlreiche Miliz in der Stadt war von dem heroischsten Geiste beseelt. Der Mayor erließ eine feurige Proclamation an die Einwohner und forderte sie auf, sich zum Aeußersten zu vertheidigen. Um über die Aufrichtigkeit seines Patriotismus keinen Zweifel aufkommen zu lassen, erinnerte er sie daran, daß er nicht „Paterson“ hieße, wie jener Jacobit, der den Prinzen in Bannockburn bewirthet habe, sondern „Pattieson“,

ein echter Engländer. Die Aufforderung zur Uebergabe würdigte man nicht einmal einer Antwort.

Aber der Heldenmuth der Bürger von Carlisle sollte bald auf eine härtere Probe gestellt werden. Einige Tage konnten sie sich zwar der Hoffnung hingeben, daß die Gefahr vorüber sei; denn Carl marschirte auf die Nachricht, daß der Feldmarschall Wade zum Entsatz im Anmarsch sei, mit dem größten Theil seines Heeres in östlicher Richtung nach Brampton ab. Hier, wo die Straße von Newcastle aus dem Gebirge in die breite Fluß-Niederung des Eden und seiner Nebenflüsse heraustritt, wollte er den Gegner erwarten. Indessen es zeigte sich bald, daß die Nachricht falsch gewesen und die Gefahr nicht nahe war. Der Herzog von Perth erhielt deßhalb Befehl, mit einem beträchtlichen Theil der Streitkräfte nach Carlisle zurückzukehren; mit einem kleinen Rest nur blieb der Prinz bei Brampton stehen.

Am 13. November schon begann der Herzog auf der Ostseite der Stadt eine Batterie zu bauen. Er und der alte Marquis von Tullibardine arbeiteten selbst, trotz der rauhen Jahreszeit, in Hemdsärmeln in den Trancheen, um die Hochländer zu der ihnen ungewohnten Arbeit anzufeuern. Mr. Grant, ein irländischer Officier in französischen Diensten von Lally's Regiment, machte die technischen Anordnungen. Man schnitt Schießscharten in die Brustwehren; der Stadt wurde angekündigt, daß am nächsten Tage das Bombardement mit glühenden Kugeln eröffnet werden sollte. Man hütete sich aber wohl, wirklich zu feuern, damit das kleine Kaliber der Feldstücke nicht verrathen würde.

Die Drohung und die Furcht vor Plünderung machte allen Gedanken an Widerstand ein Ende. Alle Gelübde, zu siegen oder zu sterben, waren plötzlich vergessen. Der Mayor zog die weiße Fahne auf und war bereit, die Stadt zu übergeben, wenn das Schloß von der Capitulation ausgeschlossen würde. Man sandte einen Expressen mit dieser Botschaft zum Prinzen nach Brampton. Dieser wollte sich aber darauf um so weniger einlassen, als ihm die unerquicklichen Zustände, welche aus ähnlichen Verhältnissen in Edinburg entstanden, frisch in Erinnerung waren. Er verlangte, daß sowohl die Miliz wie die Besatzung der Citadelle ihre Waffen abliefern und sich verpflichten sollten, während eines Jahres nicht gegen das Haus Stuart zu dienen. Die erschreckten Einwohner zwangen den Befehlshaber der Invaliden, sich dieser Bedingung zu fügen. Am 15. wurde die Capitulation

abgeschlossen, und am 17. November konnte Carl seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt halten.

Sein Empfang war jedoch nicht so, wie er ihn bis jetzt gewohnt gewesen war. Die Einwohner sahen ihn mit finsteren grimmigen Blicken an sich vorüberziehen. Kein Zuruf erschallte, als er seinen Vater feierlich zum König von England, Schottland und Irland proclamiren ließ. Um so weniger fand auch er Veranlassung, Rücksicht zu nehmen. Er nahm nicht allein alle öffentlichen Cassen in Beschlag, sondern erhob auch außerordentliche Geld-Contributionen und Requisitionen. Die Mannszucht der Hochländer und das milde Auftreten des Herzogs von Perth, mußte jedoch selbst der Feind anerkennen.

Währenddem stand der alte Feldmarschall Wade immerfort unthätig bei Newcastle. Die Regierung hatte ihm im ersten Eindruck der Niederlage von Preston-Pans die möglichste Vorsicht empfohlen. Damit kam sie seinen eigenen Wünschen und seiner zögernden Unentschlossenheit entgegen. Obgleich er schon seit der Mitte des October wenigstens 10,000 Mann versammelt gehabt hatte, so wagte er dennoch mit dieser überlegenen Streitkraft nicht, nach Schottland vorzudringen, wo es ihm ein Leichtes gewesen sein würde, die kleine feindliche Armee zu vernichten. Ueber deren numerische Schwäche war er zudem durch seine Kundschafter stets unterrichtet. Noch am 1. November, an demselben Tage, wo sie nach Süden aufbrach, sandte der Solicitor-General Dundas von Berwick aus vollständige und richtige Nachrichten. Man kann nicht annehmen, daß der Geist der britischen Truppen zu dieser Zeit ein so schlechter war, daß der General trotz ihrer gewaltigen Uebermacht nicht zu siegen hoffen durfte. Das Alter hatte vielmehr aus einem tapfern, erfahrenen Feldherrn einen unentschlossenen Zauderer gemacht. Er überlegte nur, wie er dem Vaterlande seine letzte Armee erhalten sollte. Aehnlich wie einst Fabius Cunctator, bedachte er aber nicht, daß das ganze Vaterland trotz ihrer in die Hände des kühnen Abenteurers fallen könnte, und nachher die Armee auch Nichts mehr nützen würde.

Bei Newcastle verharrte er Monate lang in der festen Ueberzeugung, daß er hier dem Angriffe der Hochländer begegnen müsse. Die alten Befestigungen wurden wieder hergestellt, neue errichtet. Der Abmarsch des Feindes auf Kelso erhöhte des Generals Vertrauen in seinen eigenen Scharfblick noch mehr. Umsomehr überraschte ihn am 10. November Abends die Nachricht in unangenehmster Weise, daß

der Prinz mit seinen Schaaren vor Carlisle angekommen sei. Ein Entsatz war bei der hilflosen Lage dieses Platzes dringend nöthig. Aber in kalter Jahreszeit mit dem Heere quer durchs Gebirge nach dem Westen abzumarschiren, schien dem alten Feldmarschall eine gewaltige Unternehmung. Er mußte Lebensmittel zusammenbringen lassen, die Fuhrwesen-Colonne organisiren. Erst am 15. November, am fünften Tage, nachdem er die Unglücks-Botschaft erhalten, trat er seinen Marsch an. Der Weg führte am Ufer des Flusses Tyne, längs der Ruinen der alten Pictenmauer aufwärts. Man kam nur langsam vorwärts, Schneestürme und eisige Luft erschwerten die Bewegung. Die Straße war grundlos und die Soldaten der Kriegführung im Winter ungewohnt. Ihre Quartiere hatten sie nur ungern verlassen. So kam man in drei Tagen nur vier deutsche Meilen weit. Am 17. gelangte man erst nach Hexham. Hier erreichte den Feldmarschall die Nachricht von der Capitulation Carlisle's. Dieser neue Erfolg der hochländischen Waffen erschütterte seine ohnehin schwache Zuversicht vollständig. Durch die verschneiten Hohlwege des Gebirges, die nun vor ihm lagen, und an deren Ausgang, wie er wußte, eine Abtheilung der feindlichen Armee stand, weiter vorzudringen, schien ihm unmöglich und unnütz. Er hielt es für ein unerhörtes Wagniß, seine Soldaten in dem rauhen Winter einem Kampf mit den abgehärteten nordischen Kriegern entgegen zu führen, trotzdem daß deren Minderzahl ihm bekannt war. Unverzüglich kehrte er nach Newcastle zurück. Der Weg nach dem Süden war damit freigegeben.

Zu dieser Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit bildet die thatkräftige Energie des jungen Prinzen den auffallendsten Gegensatz. Kaum war Carlisle in seiner Gewalt, so erfuhr er, daß der ephemere Besitz Schottlands seinen Händen schon wieder entschlüpft war. Zwar hatte er hier den Lord Strathallan als Statthalter zurückgelassen, welcher aus den jetzt eingetroffenen Clanen der Frasers unter dem Master von Lovat, aus den Schaaren des Earls von Cromarty und den Macgregors von Glengyle eine Streitmacht von etwa 3000 Mann bei Perth vereinigt hatte. Außerdem hatte Lord Lewis Gordon in Aberdeenshire drei Bataillone ausgerüstet. Aber der Präsident Forbes entwickelte in Inverneß im Interesse der Regierung eine gleiche Thätigkeit. Er konnte bald zusammen mit dem whiggistisch gesinnten Lord Loudon eine gleiche Truppenzahl mustern. Im südlichen Schottland war die Parteinahme gegen den Abkömmling der Stuarts noch allgemeiner.

Die Städte Paisley, Glasgow und Dumfries erklärten von Neuem ihre Anhänglichkeit an das hannoversche Königshaus, und fingen an, ihre Miliz dafür zu bewaffnen. Selbst in Perth und Dundee kam es am Geburtstage des Königs Georg zu Conflikten zwischen der jacobitischen Garnison und dem protestantischen Theil der Bevölkerung.

Auch die Hauptstadt Edinburg war für Carl verloren. Nach dem Abmarsch der Hochländer ward sie sofort von der Besatzung des Forts wieder in Besitz genommen. Die Bürger holten sogar die Officiere in feierlicher Procession ein, und der Marschall Wade verstärkte die Garnison durch zwei Cavallerie-Regimenter.

Unter diesen Umständen war der Ausgang eines Kampfes zwischen der kleinen Streitmacht Lord Strathallans und den zahlreichen Anhängern der Regierung um so mehr zweifelhaft, da die militärischen Talente ihres Führers sehr gering waren. Als Verstärkung für die Hauptarmee konnte sie aber von großem Nutzen sein. Die Entscheidung lag ganz allein hier. Carl entsandte daher den Häuptling von Mac Lauchlan nach Schottland zurück, mit dem bestimmten Befehl an Lord Strathallan, sofort aufzubrechen und sich mit ihm zu vereinigen — ein Befehl, der aber nicht befolgt wurde.

Noch verhängnißvoller, wie diese Verzögerung in ihren Folgen wurde, war die immerwährende Eifersucht unter den Führern der kleinen hochländischen Armee, die schon in Carlisle zu Zwistigkeiten führte. Den ehrsüchtigen, heftigen Murray ließen die Lorbeeren nicht ruhen, die sich der Herzog von Perth bei der Einnahme des Platzes erworben hatte. Er fühlte sich zurückgesetzt dadurch, daß ihm, obgleich er denselben Rang bekleidete, kein besonderes, hervorragendes Commando übertragen war, und bat um seine Entlassung. Zu gleicher Zeit aber zettelte er unter den ihm ergebenen Mannschaften und Officieren zu seinen Gunsten Intriguen an. Eine Petition ward dem Prinzen überreicht, worin er gebeten wurde, alle römischen Katholiken aus seiner Umgebung zu entfernen, und Sir George Murray wieder in sein Commando einzusetzen. Es war klar, daß dieser Schritt nur darauf abzielte, den Herzog von Perth und Sir Thomas Sheridan zu entfernen. Carl war indessen gar nicht geneigt, seine Freunde und Glaubensgenossen fallen zu lassen. Da entschloß sich Perth mit großer Selbstentsagung, um alle Ursache des Zwistes zu entfernen, selbst seine Stelle niederzulegen, und sich mit dem Commando seines Regiments zu begnügen. Murray übernahm nun die fast unumschränkte Leitung aller militäri-

schen Angelegenheiten, und seinem unzweifelhaften kriegerischen Geschick verdankt die Unternehmung ihre anfänglichen Erfolge. Doch verschuldete er auch den größten Theil ihres Mißlingens; denn durch seine Herrschsucht wußte er den Einfluß des Prinzen immer mehr herabzudrücken. Dessen natürlichen klaren Ansichten und richtigem politischen Blick setzte er seine größere Kriegserfahrung entgegen. So war es natürlich, daß die Häuptlinge, deren Gesichtskreis ein noch beschränkterer war, ihm meist zustimmten. Von ihrem Gesichtspunkt aus erschien ihnen die ganze Expedition nach England wie ein hoffnungsloses Wagstück. Es ist also erklärlich, daß sie bei jedem weiteren Schritt zögernd inne hielten, und endlich stillstanden und umkehrten. Auch Murray konnte sich von dieser beschränkten Auffassung nur in geringem Grade frei machen, und, wenn er es gekonnt hätte; so gehorchten ihm die Häuptlinge nur bis zu einem gewissen Punkte. Die Autorität ihres Prinzen, der sie sich vielleicht unbedingt gefügt hätten, untergrub er aber durch seine eigene Unbotmäßigkeit allmählig so weit, daß man ihn kaum noch um Etwas fragte.

Die Mehrzahl der Häuptlinge hatte durchaus nicht das Gefühl der Nothwendigkeit einer Unterordnung und Selbstverleugnung, welches der Herzog von Perth gezeigt hatte. Schon jetzt mußte man sie zu einem Kriegsrath zusammenrufen, um ihre Zustimmung zu einem weiteren Vormarsch zu erlangen. Einige von ihnen meinten, man sei nun weit genug vorgedrungen und möge sich bei Carlisle zur Vertheidigung einrichten. Die Catastrophe, welche die Aufrührer im Jahre 1715 ereilte, als sie von hier nach Süden aufbrachen, stand lebhaft vor ihrem Gedächtniß. Andere wollten nach Schottland umkehren. Aber Lord George Murray, in der Hoffnung, sich Kriegsruhm zu erwerben, vertrat jetzt die Ansichten des Prinzen. Er gab zwar zu, daß er sich in Edinburg gegen den Einmarsch in England erklärt habe. „Aber," sagte er, „jetzt haben wir uns zu weit in die Unternehmung eingelassen, um sie wieder aufgeben zu können. Dazu hat der Prinz wiederholt versichert, daß seine Anhänger in Lancashire nur seine Ankunft erwarten, um zu den Waffen zu eilen. Auch hat er feste Versprechungen einer französischen Landung erhalten. Wir müssen also weiter marschiren, und zwar unverzüglich." Die Zustimmung Murrays riß die Zögernden mit sich fort, und mit allgemeinem Beifall ward der Weitermarsch beschlossen.

Eine Besatzung von 300 Mann ließ man in Carlisle zurück. Unterwegs hatten sich aber so viele schon heimlich entfernt, daß die

ganze Streitmacht, welche übrig geblieben war, um den Thron von Großbritannien umzustoßen, nunmehr nur noch 4500 Köpfe zählte.

Am Mittwoch den 20. November brach zunächst die Reiterei nach dem Süden auf. Sie zog im Thale des Flüßchens Eden aufwärts und gelangte bis Penrith. Am nächsten Tage folgte der Prinz mit der Infanterie dahin, während die Cavallerie Shap erreichte. Die Hauptmacht der Armee blieb dann am 22. November bei Penrith stehen, weil man nunmehr die Nachricht von dem Eintreffen des Feldmarschall Wade in Hexham erhalten hatte. Aber noch an demselben Tage stellte sich heraus, daß man diesem alten General eine übermäßige Thätigkeit zugetraut hatte. Die Hochländer marschirten deshalb schon am 23. weiter und überschritten das kohlenreiche Gebirge von Westmoreland. Zwar wurde hier schon der Bergbau betrieben; aber noch besuchten nicht, wie jetzt, alljährlich Schaaren von Touristen die Gegend, um die romantischen Ufer des Winander Sees und des Bassantwaters zu bewundern. Noch durchzogen nicht, wie jetzt, Kunststraßen nach allen Richtungen die waldige Berglandschaft. Die Orte waren dünn gesäet, und es war schon ganz dunkel, als, nach einem forcirten Marsche von 5 deutschen Meilen auf steinigen abschüssigen Wegen, sich die Infanterie in Kendal wieder mit der vorausgegangenen Reiterei vereinigte. Am nächsten Tage rückte diese auf der alten Hauptstraße nach Lancaster. Der Infanterie mußte man einen Ruhetag gönnen, ehe sie dahin folgen konnte (am 25. November). Die Cavallerie war denselben Tag bis Preston vorausgeeilt. Am 26. überschritt sie den Ribble-Fluß und lagerte in einer der Vorstädte, während die Haupt-Colonne gleichfalls Preston erreichte. Eine abergläubische düstere Stimmung hatte sich von Neuem der hochländischen Clane bemächtigt. Sie glaubten, ein Vormarsch über Preston hinaus würde unabwendbares Unheil zur Folge haben. Nicht allein der Herzog von Hamilton hatte in dem großen Aufstande hier eine vollständige Niederlage erlitten; auch der Brigadier Makintosh war 1715 mit seiner Schaar an derselben Stelle vernichtet worden. Es schien also klar, daß man hier an dem Grenzstein angekommen war, über den hinaus kein schottisches Heer jemals vordringen konnte. Sir George sah das Gefährliche dieses Aberglaubens; er hörte, wie eine dumpfe schreckhafte Stimmung immer mehr unter den Mannschaften um sich griff. Vorstellungen vermochten Nichts gegen diesen unglücklichen Wahn. Man mußte sogar fürchten, daß die Mehrzahl der Soldaten den Ge-

horsam kündigte. Mit dem ihm eigenen Scharfsinn benutzte er deshalb die Dunkelheit, und führte seine Truppen noch am Abend des 26. über die Brücke, welche den Ribble eine halbe engl. Meile unterhalb Preston überschreitet. Ohne es zu wissen, hatten sie die verhängnißvolle Barrière passirt, und als am 27. der Tag graute, glaubten Alle den Zauber, den sie gefürchtet hatten, gebrochen. Nun lag der Weg nach London offen vor ihnen, wie sie meinten. Die Häuptlinge aber hatten noch andere ernste Bedenken. In einem neuen Kriegsrath drängten sie wieder auf Umkehr; denn die in Aussicht gestellten englischen Unterstützungen waren ausgeblieben. Zwar hatten die Einwohner von Preston den Prinzen mit Zurufen begrüßt, sogar einige Freudenfeuer brannten; aber Niemand wollte sich entschließen, für ihn die Waffen zu ergreifen. Diese Theilnahmlosigkeit, welche sich in Lancashire statt des versprochenen Enthusiasmus zeigte, machte die Führer mit Recht stutzig. Mit Mühe gelang es, sie zu einer abermaligen Fortsetzung des Marsches, wenigstens bis Manchester, zu bewegen.

Die feste Zuversicht Carls selbst war durch Nichts zu erschüttern. Seine ganze Erziehung und der glänzende Anfang seiner Unternehmung gaben ihm die Gewißheit, daß die Vorsehung ihn zum Wiederhersteller des Thrones der Stuarts bestimmt habe. Er war fest überzeugt, daß allein die Erinnerung an das Elend, welches der Aufstand von 1715 auf die nördlichen Provinzen Englands gebracht hatte, deren Bewohner von einer Erhebung zurückhielte. Kamen ihm in den letzten Tagen wirklich Zweifel, so verbarg er sie tief in seinem Innern. Seiner Umgebung zeigte er stets ein zuversichtliches Aeußere.

Noch lange hat sich in den Grafschaften Westmoreland und Lancashire die Erinnerung an jenen seltsamen Kriegszug erhalten. Der panische Schrecken, der in der ersten Zeit nach der Schlacht von Preston-Pans die Bevölkerung ergriffen hatte, machte nach und nach der Neugierde Platz, als es sich zeigte, daß die Mannszucht in der kleinen hochländischen Armee mit Strenge aufrecht erhalten wurde. Aber dennoch erregte es bei den Engländern das größte Erstaunen, daß die Hochländer, bevor sie sich an den Tisch ihrer Wirthe setzten, ihre Mützen abnahmen und beteten, „als wenn sie Christen wären". Ja, eine alte Frau, zu der einst der berühmte Lochiel selbst ins Quartier kam, stürzte ihm zu Füßen, und bat flehentlich, er möge ihr Leben nehmen, aber das ihrer unschuldigen Kinder schonen. Es kostete dem Häuptling viele Mühe, die entsetzte Mutter zu überzeugen, daß er

und seine Landsleute keine Kannibalen seien. Erst nach geraumer Zeit wagte sie es, die Kinder aus ihrem Versteck mit der beruhigenden Zusicherung, „daß der Herr sie nicht essen würde“, hervorzurufen.

In den Städten und Dörfern stürzten die Einwohner herzu, wenn die Colonnen vorüber zogen. Sie staunten die rauhen kriegerischen Gestalten der Männer an, welche die Unbilden eines harten Winterwetters mit einer Leichtigkeit ertrugen, die ihnen unbegreiflich erschien. In den grundlosen Wegen marschirten die Clane mit einer Geschwindigkeit, mit der reguläre Truppen auf Kunststraßen nicht wetteifern konnten.

Am meisten Bewunderung erregte aber der junge Prinz, der alle Entbehrungen und Strapazen mit dem geringsten seiner Soldaten theilte. Er liebte vorzüglich die Gesellschaft der Clane, die ihm aus den unwirthlichen Gebirgen des äußersten Norden zugeströmt waren. Gekleidet in die malerische Tracht der Hochlande, die sie alle trugen, mit dem kleinen Schilde am Arm, marschirte er zu Fuß neben der Colonne. Seinen Wagen hatte er dem alten gebrechlichen Lord Pitsiglo überlassen. Für jeden der Männer hatte er ein Paar freundliche Worte in ihrem rauhen gaelischen Idiom. Sich selbst gönnte er fast gar keine Ruhe. Jeden Morgen um 4 Uhr erhob er sich von seinem Lager. Nicht einmal an dem einfachen gemeinschaftlichen Mahl seiner Umgebung nahm er nach Beendigung des Marsches Theil. Die Sorgen um die Unterkunft und Verpflegung der Truppen, und die Geschäfte, welche durch die Einrichtung einer provisorischen Regierung veranlaßt wurden, nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Wenige Stunden Schlafs mußten ihm genügen. Aus den Kleidern kam er nie; kaum gestattete er sich, das einzige Paar plumper Bergschuhe, das er mitführte, des Nachts abzulegen. Als die Sohle desselben einst während eines anstrengenden Marsches schadhaft geworden war, ließ er sich durch einen Schmied eine dünne Eisenplatte auf dem Loche befestigen, und meinte mit dem ihm eigenen Humor: „Freund, Ihr seid wohl der erste Schmied in der Welt, der den Sohn eines Königs beschlagen hat!“

Die Krieger waren stolz auf die Unermüdlichkeit ihres jungen Führers, der, trotz ihrer, aller Anstrengungen spottete. Nur einmal, während des Gewaltmarsches von Kendal nach Lancaster, überwältigte ihn die Müdigkeit, und noch lange nachher erzählte einer der Clansmänner von Olgivie in seinem heimathlichen Thale mit Stolz, wie der junge Fürst, auf *seine* Schulter gestützt, meilenweit im Halbschlummer sich fortgeschleppt habe.

Es ist begreiflich, daß diese Handlungsweise dem Prinzen die Sympathie Derer gewann, die ihn sahen. Aber dieses Mitgefühl war nicht einmal ein solches, wie es die Bewohner Deutschlands fühlten, als sie den Herzog von Braunschweig mit seiner schwarzen Schaar auf dem kühnen Zuge von Böhmen nach der Nordsee vorbei passiren sahen. Die Engländer von damals betrachteten vielmehr die Sache, die vor ihnen ausgefochten wurde, wie Etwas, was sie gar Nichts anging. Sechzig Jahre waren die Stuarts bereits vom Throne vertrieben. Sie hatten zwar keinen Grund, die neue Dynastie besonders zu verehren. Aber ein Nothstand, der einen neuen Wechsel wünschen ließ, war nirgends vorhanden. Der allgemeine Reichthum hatte vielmehr in ungemessener Weise zugenommen. Freiheiten und Religion waren gesichert. Dagegen war der Menge des Volks der Prätendent und seine Ansprüche fast fremd. Seinen jugendlichen Sohn kannte Niemand. Dessen Armee bestand aus halbbarbarischen Stämmen, deren rauhe Sprache den Briten klang, wie den heutigen Colonisten von Neuseeland das Idiom der wilden Maoris.

Aehnliche Unternehmungen, wie die seinige, sind zwar Napoleon bei seiner Rückkehr von Elba und Garibaldi im Königreich Neapel (1861) geglückt. Aber beide waren berühmte Feldherrn, für deren Thaten die leicht erregbare Bevölkerung des Südens sich längst enthusiasmirt hatte. Ihren Fahnen strömten deshalb Tausende von Jünglingen und alten Kriegern mit Begeisterung zu. Die Bevölkerung Englands ist aber plötzlichen politischen Aufwallungen viel weniger zugänglich. Eine Popularität, wie sie selbst Monmouth in England einst besessen hatte, mußte der Prinz sich erst erwerben. Er vertrat zwar ein politisches, und, wie er meinte, geheiligtes Princip. Die britische Nation war aber schon damals nicht geneigt, sich für ein bloßes Princip zu begeistern. Die Gutsbesitzer und Anhänger der Tory-Partei, welche mit Jacob stets Verbindung gehalten hatten, waren geflohen oder hielten sich auf ihren Landsitzen verborgen. Unter den niedrigen Classen des Volks, die stets von dem Neuen und Wunderbaren ergriffen werden, fanden sich zwar Einzelne, die dem romantischen Zuge und seinem jungen Führer zujauchzten. Aber, wenn man unter ihnen Recruten werben wollte, so erklärten Alle regelmäßig, „daß sie nicht zu fechten verständen“, — und, bei der damaligen Art, die Heere aufzubringen, war diese Behauptung nur zu begründet.

Begeisterte Anhänger des Princips der Legitimität werden die

damalige Theilnahmlosigkeit der englischen Nation dennoch vielleicht unbegreiflich und tadelnswerth finden. Ein analoges Verhältniß aus der Gegenwart mag jedoch diese Erscheinung auch ihnen als ein natürliches Ergebniß der factischen Zustände erscheinen lassen. Ueber sechzig Jahre sind gleichfalls verflossen, seit die allgemeine Unzufriedenheit aller Volksklassen den König Gustav IV. von Schweden vom Throne vertrieb. Statt des alten legitimen Stammes der Wasa beherrschen jetzt die Nachkommen eines französischen Advokaten das Königreich Scandinavien. Die geselligen und wirthschaftlichen Zustände Englands im Jahre 1745 waren etwa die des heutigen Schwedens. Das Land ist unter der neuen Dynastie glücklich und zufrieden, und Niemand wird glauben, daß ein Nachkomme Gustavs, wenn er jetzt an der Küste seiner alten Heimath landete, genügenden Anhang finden würde, um den Thron seiner Väter wieder zu erobern. Die Wasas sind vergessen. Nicht einmal unter den Bauern des nördlichen Gebirgslandes von Dalecarlien, denen ihr Ahnherr seine Krone verdankt, würde jetzt um ihretwillen Jemand die Waffen ergreifen.

Im Laufe der Ereignisse des Aufstandes von 1745 trat aber in diesem Zeitpunkt eine der überraschenden und unerwarteten Wendungen ein, an denen diese Episode so reich ist. Es schien einen kurzen Augenblick wirklich, als wenn trotz Allem die Bewegung sich der Masse der Bevölkerung mittheilen wollte. Der Chevalier Johnstone, dem wir eine Schilderung jenes Aufstandes verdanken, an welchem er selbst activ theilnahm, beschreibt die Unzufriedenheit, die in seiner Compagnie darüber herrschte, daß es trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollte, sie durch Anwerbung von Recruten zu verstärken. Namentlich einer seiner Sergeanten, ein braver Hochländer, Namens Dickson, war darüber so erbost, daß er während des Halts in Preston am 27. November sich erbot, nach Manchester vorauszugehen, um dort für den Prinzen zu werben. Johnstone schlug die Bitte ab. Der Plan, sich allein in eine Stadt, die damals schon 40,000 Einwohner zählte, zu begeben, schien ihm zu extravagant. Am andern Morgen erfuhr er aber zu seiner Ueberraschung, daß Dickson trotzdem in der Nacht sich mit seinem Pferde und seiner Flinte davon gemacht hatte, begleitet von dem Trommler der Compagnie und seiner Maitresse. In der Frühe des 28. November kam diese sonderbare Gesellschaft auf dem Hauptplatz von Manchester an. Zum unsäglichen Schrecken und Erstaunen der herzuströmenden Menge, die nicht anders glaubte, als daß

das hochländische Heer bereits vor dem Thore stände, ließ Dickson die Trommel rühren, und forderte die Umstehenden auf, bei dem „yellow-haired laddie“ Dienste zu nehmen. Man hörte ihm erst ruhig zu. Bald aber wurde es bekannt, daß der Feind noch fern und vor Abend auf seine Ankunft nicht zu rechnen sei. Man umringte die Gruppe. Unter wildem Geschrei verlangte man, daß die Drei lebend oder todt gefangen genommen werden sollten. Der unerschrockene Dickson aber drohte dem ersten, der Hand an ihn legte, mit seinem Gewehre den Schädel zu zerschmettern. Der feige Pöbel machte Platz und begnügte sich mit wüstem Gebrüll. Dennoch würde er vielleicht von Neuem zu Thätlichkeiten übergegangen sein; aber nun faßten die Anhänger der jacobitischen Partei Muth und bewaffneten sich. Bald waren ihrer fünf bis sechs hundert versammelt. Dickson setzte sich an ihre Spitze und trieb die aufgeregte Volksmenge mit leichter Mühe auseinander. Jetzt war die Reihe, zu triumphiren, an ihm. Stolz zog er durch die Straßen der Stadt, gefolgt von einer jauchzenden Masse. Bis zum Abend waren 180 Rekruten geworben, und die ganze Anwerbung hatte nicht mehr als drei Guineen gekostet, da man einem Jeden zwar fünf Guineen Handgeld zusicherte, aber nur einen Schilling baar bezahlte, und die Zahlung des Restes bis zur Ankunft des Prinzen verschob. Freilich waren die Meisten aus den niedrigsten Volksklassen: Arbeiter aus den Fabriken und dergleichen; aber der unerwartete Zuwachs war doch sehr erwünscht.

Währenddem hatte die hochländische Armee ihren Marsch am 28. November bis Wigan fortgesetzt. Am 29. waren der Prinz und die Führer aufs Angenehmste überrascht, als sie erfuhren, daß Manchester bereits durch „einen Sergeanten, einen Trommler und ein Mädchen“ erobert war, und daß in der größten Manufacturstadt Englands die jacobitische Partei unbezweifelt dominirte. Um 10 Uhr Morgens rückte die Avantgarde ein und bestellte Quartier für 10,000 Mann. Um zwei Uhr folgte der Prinz zu Fuß, umgeben von einer hochländischen Leibwache und dem Rest der Armee. Er trug ein helles Tartan-Plaid. An seiner Seite hing das Schwert an einer breiten blauen Schärpe, am Arm ein kleiner Schild. Auf dem Kopfe trug er eine blaue Sammetmütze mit einer großen weißen Bandschleife in Form einer Rose. Tausende von jubelnden Einwohnern umringten ihn, gleichfalls mit der weißen Cocarde, dem Abzeichen der Stuarts, geschmückt. Von den Thürmen läuteten die Glocken, auf den Plätzen

loderten Freudenfeuer; Abends war allgemeine Illumination. Eine solche Begeisterung hatte Carl seit dem Einzuge in Edinburg noch nicht wiedergesehen. Wie dort, drängten sich die Menschen hinzu, um ihm die Hand zu küssen. Bis spät in die Nacht wogte eine unabsehbare, erregte Menge in der Marktstraße vor den Fenstern seines Quartiers auf und ab. Das Haus des Mr. Duddingstone, in dem er wohnte, ist längst verschwunden. Doch hat es, bis es abgerissen wurde, um einem schöneren Platz zu machen, stets den Namen „der Palast“ behalten.

Am nächsten Tage, den 29. November, blieb die hochländische Armee in Manchester stehen. Man benutzte die Zeit, um die 200 Mann, welche im Ganzen hier angeworben waren mit den andern Wenigen, die sich unterwegs angeschlossen hatten, in eine Abtheilung zu vereinigen. Das Commando derselben erhielt Sir Robert Townley, ein würdiger Mann aus Lancashire, der als eifriger römischer Katholik der Sache des Prinzen beigetreten war. Die wenigen Männer aus den besseren Ständen, welche seinem Beispiele folgten, wurden als Officiere in diesem Corps angestellt, das unter dem volltönenden Namen des „Regiments von Manchester“ dazu bestimmt war, nur einen einzigen kurzen Monat zu existiren, um dann tragisch zu enden.

Es ist natürlich, daß unter dem Eindruck dieser Ereignisse und der allgemeinen Stimmung in Manchester die Hoffnungen des Prinzen zu fester Zuversicht anschwollen. Auch Lord George Murray begann jetzt, das Gelingen der kühnen Unternehmung für wahrscheinlich zu halten. Als daher die Häuptlinge mit der niederschlagenden Nachricht zu ihm kamen, daß nun dennoch der Feldmarschall Wade durch Yorkshire gegen sie heranrücke, daß der Herzog von Cumberland mit 8000 Mann bei Lichfield ihnen den Weg versperre, daß eine dritte Armee in der Nähe von London bei Finchley zusammengezogen werde, über welche der König Georg selber den Oberbefehl übernehmen würde, wollte er von Nichts hören. Selbst die Kunde, daß der Admiral Vernon mit einer großen Flotte im Canal kreuze und jede französische Hilfe unmöglich mache, während ein kleineres Geschwader unter dem Admiral Bing die schottische Küste blokirte, daß große Massen von Milizen in verschiedenen Districten aufgeboten seien, daß Chester, ganz in der Nähe der Rebellen, durch den Grafen von Cholmondeley besetzt sei, daß selbst in Liverpool die Bevölkerung zu hartnäckiger Gegenwehr entschlossen sei, konnte seinen Muth nicht beugen. Er erklärte den Häuptlingen in hochfahrendem Tone, der Prinz habe den Weitermarsch

befohlen, sie hätten zu gehorchen. Einige wagten noch zu äußern, die Brücken über den Mersey seien abgebrochen, man könne also nicht weiter. Andere waren kühner und erklärten, sie wären zu keinem unbedingten Gehorsam verpflichtet. Man mußte deshalb mit ihnen verhandeln. Erst, nachdem Murray bestimmt sich verpflichtet hatte, er wolle selbst den Prinzen zur sofortigen Umkehr nach Schottland bewegen, wenn nicht bis zur Ankunft in Derby sich eine beträchtliche Zahl englischer Jacobiten ihnen angeschlossen hätte, erkärten sie sich zum Weitermarsch bereit.

Am Sonntag den 1. December brach das kleine Heer wieder auf, und zwar in zwei Colonnen. Die eine bestand aus den Clanen des Hochlandes und wurde von Carl selbst befehligt. Sie dirigirte sich auf der Hauptstraße nach Stockport. Die Brücke, welche hier die Ufer des Mersey-Stromes verband, war abgebrochen. Rasch entschlossen sprang der Prinz an der Spitze seiner abgehärteten Schaar in die eisige Fluth. Das Wasser ging ihnen bis an den Gürtel, aber sie kamen glücklich hindurch. Es war eine angenehme Ueberraschung, als am jenseitigen Ufer eine Anzahl Mitglieder des Adels der Grafschaft Cheshire sie mit lautem Jubel begrüßte. Vorn an unter ihnen stand die alte Mrs. Skyring, welche einst als Kind auf dem Arme ihrer Mutter der Landung Carls II. beigewohnt hatte. Sie und ihr ganzes Geschlecht waren stets fanatisirte Anhänger der Stuarts gewesen. Die zweite Vertreibung ihres Königshauses hatte sie deshalb aufs Tiefste ergriffen. Während der langen Jahre, die seit jener Zeit verflossen waren, dachte sie an nichts, als an eine andere Restauration. Die romantische Erscheinung des letzten Abkömmlings ihres alten Königs-Geschlechtes rief ihre ganze Begeisterung wach. Sie sah die Erfüllung ihrer schönsten Träume. Mit dem Ausrufe: „Herr, nun laß deinen Diener in Frieden fahren!“ stürzte sie dem jungen Fürsten zu Füßen, küßte seine Hände, und mit ihren halberblindeten Augen suchte sie seine Gesichtszüge zu erkennen und sie dem Gedächtniß einzuprägen. Alle ihre Juwelen, ihr Silber-Service hatte sie verkauft, und den Erlös ihrem Prinzen geopfert. Wenige Tage nachher mußte sie erfahren, daß abermals Alles vorbei sei, daß Carl den Rückzug nach dem Norden habe antreten müssen. Die Erschütterung war zu heftig. Der Himmel erhörte ihr Gebet. Ein Schlag-Anfall endete ihr Dasein.

Die andere Division der hochländischen Armee, bei der sich die Artillerie und das Fuhrwesen befand, hatte unter Sir George Murray

währenddem den Mersey-Fluß weiter unten bei Cheadle überschritten, wo man aus abgehauenen Pappelbäumen eine Art von Floßbrücke herstellte. Am Abend vereinigten sich beide Abtheilungen bei Macclesfield.

Hier erfuhr man, daß der Herzog von Cumberland mit seinem Corps, das im Wesentlichen indeß nur aus Milizen und Veteranen bestanden zu haben scheint, bei Newcastle upon Line stände. Murray beschloß, gegen ihn dasselbe Manöver anzuwenden, was gegen den General Cope am Corry-Arrack und den Feldmarschall Wade beim Abmarsch von Edinburg so gut geglückt war. Er rückte also am 2. December früh mit seiner Division nach Congleton am Dane vor. Hier stand eine kleine englische Reiterabtheilung unter dem Herzoge von Kingston. Sie wurde überfallen und floh eiligst nach Newcastle zu. Die Flüchtlinge brachten dem Herzoge die Gewißheit, daß die Hochländer gegen ihn im Anmarsche seien. Er zweifelte nun nicht mehr, daß sie entweder ihn angreifen, oder durch die Grafschaft Stafford gegen Wales vorrücken wollten, um sich mit den zahlreichen Anhängern, welche die jacobitische Partei dort hatte, zu vereinigen. Es war keine Zeit zu verlieren. Sofort brach er auf und rückte nach Stone vor. Dort konnte er dem Feinde beim Uebergange vom Thale des Dane in die Niederung des Trent den Weg verlegen. Lord George war mittlerweile von der Stärke und Aufstellung der Engländer durch einen gewissen Mr. Weir genau unterrichtet worden, der in Congleton in seine Hände gefallen war. Dieser war einer von den Spionen des Herzogs; seine Nachrichten, durch die er sich von der Strafe des Erhängens zu retten hoffte, waren also von besonderem Werth*). Sie konnten aber Murray in seinem Plane nur bestärken. Am 3. December bog er also von der geraden Richtung ab und wandte sich links im Thale des Dane aufwärts. Dann überschritt er die Hügelkette, welche dasselbe von dem Gebiete des Trent scheidet, und gelangte am Abend desselben Tages nach einem Marsche von fünf deutschen Meilen über Leek nach Ashburn. Hier vereinigten sich beide Divisionen des hochländischen Heeres. Es stand nunmehr zwischen dem Herzoge von Cumberland und London.

Am Mittwoch den 4. December konnte der Prinz seinen feierlichen Einzug in Derby halten. Hier, an dem Endpunkte seines

*) Weir wurde in der Folge wirklich das Leben geschenkt; er verdankte es aber hauptsächlich der Fürsprache des Prinzen.

Marsches und seines flüchtigen Glückes, zog er noch einmal in allem Glanze seines kurzen Königthums ein. Zuerst, am Morgen, ritt Lord Elcho an der Spitze der Garden zu Pferde in die Stadt. Seine vornehme Gestalt und seine glänzende Umgebung von hochländischen und niederländischen adeligen Herren machte einen sehr vortheilhaften Eindruck. Am Nachmittag folgte das Hauptheer mit fliegenden Fahnen und voller Musik. Der Prinz marschirte zwischen den buntfarbigen Clanen zu Fuß, die in ihrer kleidsamen Tracht sehr kriegerisch aussahen. Sein Quartier nahm er in dem Hause des Grafen von Exeter, welches jetzt Mr. Monsley gehört. Die Glocken läuteten bei seinem Einzuge, Freudenfeuer brannten wie in Manchester; auch fand, wie da, eine Illumination statt. Aber, als man, wie allenthalben, Jacob III. feierlich durch die Obrigkeit als König von Großbritannien und Irland und Carl als Regenten proclamiren wollte, fand es sich, daß alle Magistratspersonen im Geheimen entflohen waren. Der Stadtausrufer mußte deshalb diesen Dienst verrichten.

Carl Eduard war außer sich vor Freude. Nichts konnte, wie er meinte, jetzt die Erfüllung seiner Wünsche mehr hindern. Von der Hauptstadt trennte i[illegible] nur noch eine Entfernung von nicht ganz dreißig deutschen Meilen. [illegible] feindliche Armee stand mehr zwischen ihm und London. [illegible] seines Herzens nahm er gegen seine Gewohnheit [illegible] der jüngeren Officiere Theil. Die Frage, o[illegible]hen würde, wurde gar nicht mehr erörtert. [illegible] Wichtigkeit, zu entscheiden, wie der Ei[illegible] eine lebhafte Discussion darüber stat[illegible] zu Pferde, ob in hochländischer oder [illegible]e. Erst spät Abends trennte man sich

[illegible] brachte plötzlich ein ganz anderes, unerwar[illegible] eben aufgestanden. Eben setzte er seine Mütze [illegible] Haus verlassen, um die Truppen für den Weiter[illegible] zu setzen. Da erschien Sir George Murray und mit [illegible]en Führer in seinem Quartier. In achtungsvoller, aber [illegible] Sprache erklärten sie Alle, es sei unumgänglich nöthig, [illegible]ch Schottland umzukehren. Ein weiteres Vordringen, sagten [illegible]ußte sie unvermeidlicher Vernichtung aussetzen. Wie könnte man [illegible]en, mit der kleinen Schaar von 4500 Mann, inmitten eines feind[illegible]chen Landes und zahlreicher feindlicher Heere, noch einen Schritt

weiter vorgehen zu können. Freilich war es gelungen, Wades Heer auszuweichen, selbst die Streitmacht des Herzogs von Cumberland verlegte den Weg nicht mehr. Aber bei Finchley standen die Garden, und der König Georg, dessen Unerschrockenheit in der Gefahr sogar der Gegner anerkennen mußte, war bereit, in eigener Person an ihrer Spitze seine Krone zu vertheidigen. Auch, wenn man annahm, daß der Ungestüm der hochländischen Waffen noch dieses feindliche Heer zersprengte; war es trotzdem nicht Tollheit, zu glauben, daß man mit dem kleinen Häuflein der Sieger in die gewaltige Hauptstadt des Reichs einziehen könne? Das war nur möglich, wenn die öffentliche Meinung dem Prinzen günstig war. Und einen derartigen Umschwung in der Stimmung des Landes zu hoffen, dazu war kein Grund vorhanden. Schon in Lancashire und nachher in den Grafschaften Chester und Derby hatte man die Führer vergeblich auf eine Erhebung zu Gunsten der Stuarts vertröstet. Aber von allen Vorhersagungen war Nichts eingetroffen. Im Gegentheil, je weiter man nach Süden kam, desto unverkennbarer war der Abscheu und der Haß der Bevölkerung gegen die fremden Eindringlinge geworden. Eben so war es mit der versprochenen Landung eines französischen Hilfscorps. Eine totale Vernichtung mußte deshalb die unvermeidliche Folge des weiteren Vorgehens sein, wenn von vorn die Hauptstadt mit ihrer aufgeregten Volksmasse den Weg versperrte und im Rücken die 30,000 Mann des Herzogs von Cumberland und des Feldmarschall Wade vereinigt den Weg verlegten.

Freilich hatte man das Alles schon vor dem Abmarsch von Edinburg vorhergewußt und gesagt. Aber damals war nur die Wahl zwischen dem sofortigen Untergang und dem verzweifelten Versuch einer Eroberung Englands. Und, wenn man einmal siegen oder mit dem Schwert in der Hand fallen wollte; so war es einerlei, ob man in England oder Schottland für die Sache, der man sich geweiht hatte, fiel. Jetzt aber war soeben die Nachricht eingegangen, daß Sir John Drummond, Bruder des Herzogs von Perth, mit seinem eigenen französischen Regiment, den „Royal Scots“ und einigen Pikets der Irischen Brigade glücklich in Montrose gelandet war. Dazu schrieb er, der Rest der Brigade und einige andere französische Regimenter seien bereits eingeschifft und müßten in den nächsten Tagen in Schottland ankommen. Vereinigten sich die Streitkräfte des Lord Strathallan mit diesen französischen Hilfstruppen; so war binnen Kurzem in Schott-

land ein bedeutendes Heer versammelt, mit dem man allen Ereignissen die Spitze bieten konnte. War es nun nicht gerathen, statt die kleine Schaar in England gewisser Vernichtung entgegen zu führen, jetzt, da es noch Zeit war, nach dem Norden sich zurückzuziehen und da einen hartnäckigen Vertheidigungskrieg zu führen? — Hatte man darin Glück, so lag eine Eroberung Englands ja noch immer im Bereiche der Möglichkeit.

Carl vermochte bei dieser Auseinandersetzung, die seine gewissen und theuersten Hoffnungen vernichtete, seine Ungeduld kaum zu zügeln. Kaum hielt er die Thränen des Aergers und Zornes zurück. „Lieber, als dies erleben," sagte er, „läge ich 20 Fuß tief unter der Erde. Jetzt, nachdem die Vorsehung meine Waffen in unerwarteter Weise gesegnet, nachdem sie deutlich gezeigt hat, daß mein Recht auf die Krone dieses Landes ein göttliches ist; jetzt soll ich umkehren. Die Heere Wades und des Herzogs sind nicht mehr zu fürchten. Die Streitmacht bei Finchley besteht nur aus wenigen Garderegimentern, der Rest sind unzuverlässige Milizen. Ein vollständiger Sieg über sie ist gewiß. Ein Sieg über den Usurpator meiner Krone aber muß die Bevölkerung der Hauptstadt mit sich fortreißen. Gehen wir vorwärts, so ist der Erfolg zweifellos. Kehren wir um, so ist das Scheitern der Unternehmung gewiß, eine Vernichtung wahrscheinlich."

Die Auseinandersetzungen des Prinzen waren vergeblich. Alle hochländischen Häuptlinge verlangten laut und stürmisch die Umkehr. Auch der alte Lord Pitsiglo, der Stimmführer der niederländischen Herren, meinte, man solle nicht durch Fortsetzung einer wagehalsigen Unternehmung und deren unvermeidlich kläglichen Ausgang eine unauslöschliche Schmach auf den Kriegsruhm des schottischen Volkes werfen, dessen Heere, selbst zu Zeiten, als Alle einig waren, nie so weit vorgedrungen wären, wie sie. „Wir wollen Sie zurückführen," fügte er, zum Prinzen gewendet, hinzu, „und durch einen ehrenvollen Rückzug den Charakter und die Sicherheit bewahren, welche in einem abenteuerlich raschen Vordringen verloren gegangen sind."

Nur allein der tapfere Herzog von Perth verhielt sich in der erregten Debatte stumm. Mürrisch und niedergeschlagen lehnte er in der Ecke des Zimmers gegen den Kamin und hörte schweigend die Discussion an. Schon hoffte der Prinz, er würde sich für ihn erklären. Doch die Argumente der andern Häuptlinge waren auch für ihn überzeugend; so stimmte auch er schließlich für den Rückzug.

Nun war alle Hoffnung für Carl vorbei. Es war klar, daß in allgemeiner Versammlung Nichts zu erreichen war. Der improvisirte Kriegsrath ging auseinander. Aber es mochte vielleicht der Beredtsamkeit des Prinzen gelingen, die Führer einzeln für den Weitermarsch nach London zu gewinnen. Während des Restes des Tages suchte er jeden Häuptling in seinem Quartier auf. Aber Vorstellungen, dringende Bitten, Nichts half. Zwar die Soldaten dachten anders. Die Grenzen, welche der Aberglauben ihrem Vordringen steckte, hatten sie ohne Fährlichkeiten längst überschritten. Sie wollten vorwärts und sehnten sich nach Kampf und Beute. Daß es aber trotzdem ein nutzloser Versuch sein würde, die Clane zum Ungehorsam gegen ihre Häuptlinge zu veranlassen, wußte Niemand besser, als Carl. Es blieb ihm keine Wahl, er mußte nachgeben.

Am Abend berief er von Neuem eine Versammlung der Führer. Da erklärte er mit einer Stimme und Haltung, die deutlich genug den gänzlichen Schiffbruch seiner Hoffnungen und die tiefe Wunde verriethen, die sein Stolz erlitten hatte, daß er beschlossen habe, sich der allgemeinen Meinung zu fügen. „Aber," fügte er in der Bitterkeit seines Herzens hinzu, „dies ist der letzte Kriegsrath, den ich je zusammen rufen werde, und für das, was ich künftig thue, bin ich nur Gott und meinem Vater verantwortlich."

Bevor am Freitag den 6. December der Morgen graute, begann der Rückmarsch, der das Schicksal der ganzen Unternehmung unwiderruflich besiegelte. Die tapfern Hochländer jubelten. Sie glaubten, es ginge dem Heere des Herzogs von Cumberland entgegen. Am Tage vorher hatten sie sich in Massen zu den Läden der Waffenhändler und Schmiede in Derby gedrängt, um ihre Schwerter neu schärfen zu lassen. Nun aber, als es allmälig hell wurde, erkannten sie zu ihrem Erstaunen die Gegend und die Dörfer, die sie schon einmal durchzogen. Erst theilte der Eine seine Beobachtungen dem Andern leise mit; bald aber erhob sich ein lautes ungestümes Gemurmel, daß es rückwärts ginge. Aus dem Gemurmel machte sich sogar hie und da ein lauter Aufschrei der Wuth und der getäuschten Hoffnung Luft. Aber die Soldaten marschirten weiter. Eine Auflehnung gegen die Befehle ihrer angestammten Führer war so undenkbar, so innerhalb ihres Vasallenverhältnisses unmöglich, daß nicht der leiseste Versuch der Meuterei gemacht wurde. Jedoch die Banden der strengen Marschdisciplin lockerten sich. Die Hoffnung auf die Schätze der Hauptstadt

war geschwunden. Die wilden Hochländer wollten aber aus den reichen Gegenden, die sie nie wiedersehen sollten, wenigstens Einiges mit in ihre ärmliche Heimath zurückbringen. Der Prinz, der auf dem Hinmarsch durch seine Thätigkeit und seine stete Gegenwart die Krieger in froher Stimmung erhalten und seine Zuversicht ihnen mitgetheilt hatte, trug jetzt ein unbeschreiblich hoffnungsloses, melancholisches Aeußere zur Schau. Er erhob sich spät von seinem Lager, fuhr während des Marsches im Wagen und ging früh zur Ruhe, obgleich ihn der Schlaf floh. Die Sorgen der Führung überließ er seinen Generalen. Es ist also natürlich, daß Plünderungen von einzeln stehenden Häusern und kleinen Ortschaften häufig vorkamen. Die Bevölkerung widersetzte sich den Anforderungen der Bergbewohner oft. Nachzügler und Marodeure wurden aus dem Hinterhalt erschossen. Das rief dann wieder Repressalien hervor. So wurde in der Nähe von Stockport ein Dorf gänzlich niedergebrannt, aus dem Schüsse auf die anrückenden Hochländer gefallen waren. Am meisten reizte diese aber der ungewohnte Besitz von Pferden. Wo sie irgend dergleichen requiriren konnten, thaten sie es, und die zahlreichen nacktbeinigen Gestalten, in Kilt und Plaid zwischen den Colonnen auf nackten Pferden reitend, und sie mit einem einfachen Halfterstrick zügelnd, gaben dem fremdartigen Zuge noch einen wilderen, fast räuberartigen Charakter.

Der Rückzug erfolgte genau auf derselben Straße, auf welcher der Vormarsch stattgefunden hatte. Am 6. December gelangte das kleine Heer nach Ashburn, am 7. nach Leek, am 8. nach Macclesfield. Am 9. Morgens näherte man sich Manchester. Mit frohen Hoffnungen sah der Prinz die Thürme der Stadt aus dem Nebel vor ihm auftauchen. Hier, glaubte er, sollte der Rückzug enden. In der Mitte eines ergebenen Volkes dachte er da zu bleiben, sich rasch zu verstärken und dann von Neuem gegen die Hauptstadt vorzudringen. Wirklich kam ihm von Weiten schon eine lärmende Menge entgegen. Aber nur zu bald zeigte es sich, daß es kein Freudengeschrei war, mit dem sie ihn begrüßte. Der Enthusiasmus, mit dem vor wenig Tagen die Hochländer hier aufgenommen waren, war schon verraucht. Finster blickende Gestalten empfingen sie, selbst Verwünschungen wurden beim Einzuge laut. An Bleiben war offenbar nicht zu denken, und als am nächsten Morgen die Schaár weiter zog, folgte der Pöbel der Nachhut mit wüstem Geschrei und mit Schimpfworten. Selbst einige Flintenschüsse knallten hinter ihr her, glücklicher Weise ohne Schaden anzurichten.

In Wigan, das man am Nachmittage des 10. December erreichte, war es noch schlimmer. Ein Fanatiker feuerte aus dem erregten Volkshaufen ein Pistol auf O'Sullivan ab, in der Meinung, es sei der Prinz, traf jedoch zum Glück nicht. Es war aber unmöglich, den Uebelthäter zu erwischen, den seine Landsleute versteckten.

In einem der umliegenden Orte ward gar einer der englischen Freiwilligen von einem wüthenden Weibe und ihrem Sohne im Bette ermordet. Man brachte die Mörder zum Prinzen. Doch seine Apathie gegen Alles, was nun geschah und ihn umgab, war so groß, daß er sich nicht einmal zu dem Entschluß, sie zu bestrafen, aufraffen konnte.

Während die Gefahr sich so immer weiter von London entfernte, hatten die Bewohner einige Tage in einem Zustande des Schreckens verlebt, wie er seit den Zeiten Carls I. und seit jenen Tagen, wo die holländische Flotte unter de Ruiter die Themse hinaufsegelte, noch nicht wieder dagewesen war. Am 5. December Abends wurde es zuerst in der Hauptstadt bekannt, daß die Hochländer in Derby ständen. Am 6. aber, an demselben Tage, an dem sie schon ihren Rückmarsch antraten, wußte es die ganze Stadt, daß sie nur noch wenige Märsche entfernt waren. Die Erinnerung an die entsetzliche Panique, die bei dieser Kunde die friedlichen Bürger ergriff, hat sich in der Bezeichnung dieses Tages als des „schwarzen Freitags" erhalten. Man hatte zu lange die Gefahr für zu entfernt und zu unbedeutend angesehen, wie eine Angelegenheit, deren Erledigung die Armee und höchstens Schottland Etwas anginge. Man hatte über Edinburg gespottet, das fast ohne Widerstand einer Handvoll Räuber in die Hände gefallen war. Nun stand dieser verachtete Feind mit einem Male in unmittelbarer Nähe. Die Einen wußten bereits, das Heer des Prinzen sei 30,000 Mann stark, und das schien glaubwürdig, weil die großen britischen Heere ihm den Weg nicht hatten versperren können. Andere erzählten, die ganze Grafschaft Lancashire habe sich für den Prätendenten erhoben. Dem Ergebniß einer Schlacht mit der kleinen Streitmacht des Herzogs von Cumberland sah man mit der größten Besorgniß entgegen. Von ihrem Ausgange hing aber Alles ab. Den Furchtsameren schien es also zweifellos, daß die Hochländer in wenig Tagen die Hauptstadt besetzen würden. Viele der Einwohner flohen mit ihren Schätzen aufs Land, die Läden wurden geschlossen. Denn man mußte besorgen, daß die Rache des Prinzen die Stadt am härtesten treffen würde, deren energischem Auftreten für die englischen Freiheiten seine Dynastie ihren

Untergang zumeist verdankte. Was sollte ihn veranlassen, die Privilegien der englischen Bank zu respectiren? — Dahin eilten Alle, um ihre Einlagen zurückzufordern und die Noten gegen baare Münze umzuwechseln. Die Beamten der Bank sahen mit Schrecken ungeheure Menschenmassen ihren Cassen sich zuwälzen. Sie fürchteten ernstlich, ihre Vorräthe an baarem Gelde möchten den Anforderungen nicht genügen. Ein Kunstgriff half ihnen aus der Noth. Sie ließen ihre eigenen Agenten sich an die Zahlstellen vordrängen. Die Noten, welche diese präsentirten, wurden bezahlt, aber in sixpence-Stücken. Mit dem Abzählen verging viel Zeit. Dann gelangten dieselben Personen durch einen verborgenen Eingang in das Innere der Bank zurück, tauschten die eben erhaltenen Münzsorten abermals gegen Banknoten um, um diese zum zweiten Male zum Umwechseln zu präsentiren. So wurde es den andern Besitzern von Schatzscheinen, welche bedeutende Summen baaren Geldes zu fordern hatten, schwer an die Casse zu gelangen. Die Bank gewann Zeit, ihr Credit blieb unerschüttert, und, als am nächsten Tage eine ruhigere Ueberlegung in der Bevölkerung Platz griff, stand sie sicherer, als zuvor.

Doch in jenen Tagen hatte der Schrecken selbst die höchsten Personen ergriffen. Der erste Minister, Herzog von Newcastle, war ganz mit seinem, allerdings unbedeutenden, Verstande am Ende. Die Hochländer, von deren Existenz er vor Kurzem kaum eine Ahnung gehabt hatte, schienen ihm nun das Schicksal des ganzen Reichs in der Hand zu haben. Er schloß sich tagelang ein, Niemand wurde vorgelassen. Er wartete nur noch einen Anstoß ab, um sich zu entscheiden, ob er sich nicht selbst dem neu aufgehenden Gestirn der alten Dynastie zuwenden sollte.

Der König allein blieb furchtlos. Der Entschluß, mit den Garden seine Krone aufs Aeußerste zu vertheidigen, stand bei ihm fest. Seine Energie und Unerschrockenheit bildeten einen hellen Gegensatz zu der Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit, mit der einst Jacob II. an Wilhelm von Oranien seine Krone verlor. Doch gab er Befehl, daß seine Yacht, mit den kostbarsten Schätzen beladen, am Tower-Quai für alle Fälle liegen solle, bereit, auf den ersten Befehl nach dem Continente abzusegeln.

Wägt man nun aber mit dem Ueberblick, den wir jetzt über die damaligen Verhältnisse haben, die Besorgnisse, welche einestheils die hochländischen Häuptlinge vor der Bevölkerung der Hauptstadt empfan-

den, gegen die Furcht ab, welche diese selbst anderntheils in jenen ersten Tagen des December vor dem Heere des Prinzen hatte; so muß man die letztere als die begründetste anerkennen. Es war eine jener Krisen eingetreten, wo es wahrscheinlich nur noch eines geringen Vordringens über Derby hinaus bedurft hätte, um die Dynastie der Stuarts von Neuem auf den Thron von Großbritannien zu setzen, so wie sie durch die Umkehr unrettbar verloren war. Schon hatten zehntausend Mann französischer Truppen Befehl, im südlichen England zu landen. Der jüngere Bruder des Prinzen, Heinrich, befand sich bereits im Hauptquartier dieser Armee. Der erste Peer des Reichs, der Herzog von Norfolk, war auf dem Punkte, sich für die Stuarts zu erklären. Von Seiten des Lord Barrymore und des Sir Watkin Wynne war sogar ein Bote unterwegs, der nicht allein Zusicherungen ihrer Treue überbrachte, sondern die feste Verpflichtung, sich mit dem Prinzen zu vereinigen, wo und in welcher Weise er es wünschte.

Mit der Umkehr von Derby verschwanden alle diese Pläne wieder vom Tageslicht, an das die neuere Geschichtsforschung sie erst wieder hervorgezogen hat. Jeder suchte das, was er gewollt und gethan, in Vergessenheit zu begraben. Auch die Regierung vermied es, in England den Spuren jacobitischer Umtriebe nachzuforschen, in die vielleicht die höchsten Personen, wenn nicht gar Männer in der nächsten Umgebung des Monarchen verwickelt sein mochten.

Ebenso ward die französische Hilfe, welche bereit gewesen war, als man ihrer vielleicht gar nicht bedurft hätte, nun zurückgezogen, wo ihre Einwirkung noch einen abermaligen Umschwung hätte hervorbringen können.

Es scheint hiernach keinem Zweifel zu unterliegen, daß eine zweite Restauration der Stuarts in jener Zeit nur durch unglückliche Zufälligkeiten vereitelt wurde. Dennoch halten es die englischen Historiker dieser Periode für ganz unmöglich, daß diese vom Schicksal verfolgte Dynastie sich auf dem Throne hätte behaupten können. Es ist ebenso schwierig wie unfruchtbar, diese Frage entgiltig zu entscheiden. Jedenfalls ist es aber ungerecht, Carl im Voraus zu der unliebenswürdigen, tyrannisch eigensinnigen Persönlichkeit zu machen, zu der er in Folge seiner grausamen Enttäuschungen verhärtete, und darin gewisse, dem Geschlechte der Stuarts anererbte allgemeine unverbesserliche Charakterfehler zu sehen. Fast scheint es, als wenn die britischen Geschichtsschreiber den Wunsch hegen, an der Rechtmäßigkeit und der Noth-

wendigkeit der Ausschließung derselben von dem Throne keine Zweifel aufkommen zu lassen.

Indessen hatte sich schon wenige Tage nach dem verhängnißvollen 5. December auch die militärische Situation derartig geändert, daß die ganze Frage eine müßige war. Der Herzog von Cumberland war, als er das Ausweichen der Hochländer nach Derby entdeckte, mit seiner Armee-Abtheilung in Eilmärschen nach Conventry, in der Grafschaft Warwick gerückt, um ihnen von Neuem den Weg zu verlegen. Hier erfuhr er zu seiner Ueberraschung den plötzlichen Rückzug. Sofort setzte er sich mit der ihm eigenen Energie zur Verfolgung in Marsch. Aber seine letzte Bewegung nach Süden hatte ihn von dem Gegner noch weiter entfernt. So konnte er erst am 13. December spät Preston in Lancashire erreichen. Zu seiner großen Enttäuschung erfuhr er hier, daß die Hochländer zwar am Tage zuvor daselbst geruht hätten, daß sie aber an demselben Morgen bereits weiter gezogen seien. Zwei Cavallerie-Regimenter unter dem General Olgethorpe stießen hier zu ihm. Sie waren von der Armee des Marschall Wade detachirt und brachten die niederschlagende Gewißheit, daß dieser unthätige und langsame General den Hochländern den Weg nach dem Norden nicht versperrt hatte, worauf der Herzog fest gerechnet hatte.

Der alte Mann war nämlich zu der Zeit, als der Prinz in Derby stand, in langsamen Märschen bis Ferry-Bridge in Yorkshire vorgerückt gewesen. Hier erfuhr er den Rückzug der Rebellen und berief schleunigst einen Kriegsrath (am 8. December), welcher einstimmig beschloß, in aller Eile nach Lancashire zu marschiren. Die Ausführung dieses Beschlusses ist aber die wahre Parodie eines „Eilmarsches“. Erst am 10. gelangte man nach Wakefield, jenem Städtchen, das durch Goldsmiths unsterblichen Roman eine so große Berühmtheit erhalten hat. Man hatte also in zwei Tagen etwas mehr wie zwei deutsche Meilen zurückgelegt. Dort erfuhr Wade Abends spät, daß die Hochländer an demselben Mittag bereits in Wigan gewesen wären. Er konnte also nicht mehr hoffen, vor ihnen Preston oder Lancaster zu erreichen. Die Möglichkeit, sie abzuschneiden, war damit vorüber. Dazu lag zwischen ihm und dem Feinde eine schwierige Gebirgsgegend. Sich mit der Infanterie in diese hineinzubegeben, um eine voraussichtlich nutzlose Verfolgung ins Werk zu setzen, schien ihm unthunlich. Er marschirte also schleunigst wieder in seine alten Winterquartiere um Newcastle upon Tyne zurück. Nur zwei Reiter-Regi-

menter entsandte er, welche sich, wie oben erwähnt, der weiteren Verfolgung anschlossen.

Gegnerischer Seits konnte man eine derartige Langsamkeit und einen solchen Mangel an Energie nicht voraussetzen. Aber als man Lancaster erreicht hatte, ohne daß vom Feinde etwas sichtbar geworden war, durfte man wenigstens mit Bestimmtheit annehmen, daß die Gefahr, durch den Marschall Wade abgeschnitten zu werden, vorüber sei. Das kleine hochländische Heer rastete also hier zum zweiten Male (am 14. December). Am 15. erreichte es Kendal. Dort wurde es mit der unangenehmen Nachricht empfangen, daß Wade nun dennoch in Eilmärschen heranrücke, um die Aufständischen möglichst noch diesseits der schottischen Grenze zu erreichen. Sofort setzte sich Sir George Murray an die Spitze einer Abtheilung der Leibgarden und ritt persönlich zum Recognosciren vor. Nach drei Stunden schon kehrte er mit drei gefangenen englischen Reitern zurück. Nach deren Aussagen und dem, was er selbst gesehen, war kein Zweifel, daß die feindliche Armee in der That den Hochländern auf den Fersen war. Es war also keine Zeit zu verlieren. Ganz in der Frühe des 16. December brach man also wieder auf. Das Gros der Armee erreichte am Mittage Shap. Aber in den grundlosen Wegen der gebirgigen Grafschaft Westmoreland brachen einige der Munitionswagen zusammen. Die gesammte Artillerie-Colonne mußte deßhalb schon $1\frac{1}{2}$ Meile von Kendal halten bleiben, um die Schäden, so gut es ging, zu repariren. Damit verging der kurze Wintertag. Eine schreckliche Regen- und Sturmnacht folgte, welche die unglücklichen Bedeckungs-Mannschaften unter freiem Himmel zubringen mußten.

Am 17. gelangte der Prinz mit dem递Haupttheile des Heeres nach Penrith. Die Gefahr aber, welche der weit zurückgebliebenen Fuhrwerks-Colonne drohte, war augenscheinlich, da sie nur über eine Bedeckung von zwei Compagnien von des Herzogs von Perth Regimente verfügte. Man ließ daher die Clane Macdonalds von Glengarry und Macphersons von Cluny, die zusammen etwa 450 Mann zählten, als Verstärkung zurück. An eine Entsendung von Reiterei zur Arrière-Garde scheint man nicht gedacht zu haben. Ueber die ganze Abtheilung übernahm Sir George Murray den Oberbefehl. Doch konnte sie nur mit großer Mühe mit Einbruch der Dunkelheit Shap erreichen.

Am Mittwoch den 18., mit Tagesgrauen, brach man wieder auf, um die Armee, die bei Penrith lagerte, einzuholen. Aber kaum wurde

es hell, da sah man eine große Anzahl leichter feindlicher Reiter von allen Seiten die Colonne umschwärmen. Zwar wagten sich dieselben nicht auf Flintenschuß-Weite heran, doch versuchten sie durch stete Bedrohung die kleine Abtheilung fortwährend aufzuhalten. Vielleicht waren sie nur der Vortrab eines größeren Heeres, auf dessen Erscheinen man jeden Augenblick gefaßt sein mußte. Die Uniformirung dieser Reiter gab außerdem die niederschlagende Gewißheit, daß man nun wirklich Abtheilungen von Wades Armee vor sich hatte. Indessen, der Marsch wurde geschlossen und in guter Ordnung fortgesetzt. Die Spitze bildeten die beiden Compagnien von Perths Regiment, dann folgten die Geschütze mit ihren Wagen, und endlich die Macdonalds und Macphersons an der Queue. Hier, an dem gefährdetsten Posten, befand sich auch der Commandirende, Sir George Murray. In dieser Form gelangte man bis an den Fuß der flachen Höhe, deren Kuppe die Landstraße überschreitet, um sich sodann nach dem Dorfe Clifton hinab zu senken. Der Weg war hier mit hohen Hecken eingefaßt. Es war daher für die Führer der beiden vorderen Compagnien eine sehr unangenehme Ueberraschung, als sie jetzt die feindliche Reiterei in der Colonne zu Zweien von der entgegengesetzten Seite her auf der Bergkuppe erscheinen sahen, offenbar im Begriff, sich zum Angriff zu formiren. Dazu hörte man das Getöse von einer Menge Trompeten und Pauken hinter der Höhe, das die Anwesenheit einer großen Streitmacht zu verrathen schien. Der Weg nach Penrith war also abgeschnitten. Die Lage war verzweifelt. Ritt die Reiterei an und warf die Hochländer in das Hecken-Defilé zurück, aus dem ihre Tête eben herauskam, so war Alles verloren. Nur durch einen überraschenden Angriff konnte man sich vielleicht noch Bahn brechen. Rasch entschlossen stürmten die beiden vorderen Compagnieen unter furchtbarem Geschrei mit gezogenen Schwertern den Abhang hinauf. Die Macdonalds und Macphersons an der Queue sahen indessen auch den Feind und fast gleichzeitig ihre Waffengefährten die Kuppe hinanrennen. Sie wollten helfen; doch die Enge des Weges und die hohen Hecken machten es unmöglich, an der Wagen-Colonne vorbei nach vorn zu gelangen. Doch besannen sie sich nicht lange und brachen sich seitwärts Bahn durch die Büsche. Dann eilten sie mit solch unglaublicher Geschwindigkeit vorwärts, daß sie beinahe in demselben Augenblick wie die ersten Compagnien oben auf dem Hügel anlangten. Ihr tapferer Führer, Sir George Murray, war ihnen weit voran. Die Feinde geriethen durch

diesen unerwarteten Angriff in einen furchtbaren Schrecken. Ehe sie sich besinnen konnten, waren die Hochländer schon mitten zwischen ihnen. Den Aufmarsch zu vollenden, war unmöglich; Alles wandte sich zur Flucht. Die Hochländer versuchten, die fliehenden Reiter einzuholen, aber natürlich mit geringem Erfolg. Nur Einer der Engländer, welcher mit seinem Pferde gestürzt war, wurde ereilt. Als Murray dann von der Kuppe der Höhe aus um sich blickte, sah er zu seinem Erstaunen nur etwa hundert feindliche Reiter, die nach allen Richtungen hin flohen. Offenbar war die kriegerische Musik, die man vorher gehört hatte, nur dazu bestimmt gewesen, zu täuschen. Umsomehr war es wünschenswerth, über die Armee des Herzogs von Cumberland Nachrichten einzuziehen. Der Gefangene aber, den man hätte ausfragen können, war erbarmungslos niedergemacht.

Unter bösen Ahnungen ging der Marsch weiter. Nach einer Stunde zerbrach abermals einer der Munitions-Wagen, und zwar so, daß an keine Ausbesserung zu denken war. Auf einer einzeln stehenden Farm westlich am Wege requirirte man also ein Fuhrwerk. Mit dem Umladen der Munition auf dasselbe verging wieder eine geraume Zeit. Die Dunkelheit brach schon herein, als man sich in der alten Reihenfolge wieder in Marsch setzte. Da sah man plötzlich im Zwielicht zwei dunkle Linien am Horizonte. Erst glaubte man, es seien Büsche, die man vorher nicht bemerkt hätte. Aber sie kamen näher, und bald war kein Zweifel möglich: es war die englische Reiterei. Sie kam heran, nicht wie wir uns jetzt einen Cavallerie-Angriff denken, in brausendem Galopp, sondern nach der Sitte der damaligen Zeit, im Trabe. Die Hecken und Wege, welche vorher den Bewegungen der Hochländer hinderlich gewesen waren, zeigten sich nun als ein wirksamer Schutz. Die Reiter konnten keine langen Linien formiren, sondern mußten in tiefer Colonne anreiten. Die Macdonalds empfingen sie mit großer Ruhe. Erst gaben sie eine Salve ab, dann gingen sie selbst zum Angriff über und trieben den Feind zurück. Während dem gewann die Wagen-Colonne einen Vorsprung von einigen Hundert Schritt. Laufend holten sie dieselbe wieder ein, und dann wiederholte sich dieselbe Scene noch ein oder zwei Mal.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Fast hatten die Hochländer den Punkt der Straße glücklich erreicht, wo von Westen her zwischen der schönen Besitzung des Lords Loudsdale, Cliftonhall, und dem Dorfe Clifton ein Nebenweg einmündet; da erschien auf diesem plötzlich

feindliche Infanterie. Es waren 2000 Mann, vom Herzog von Cumberland hinter ebensoviel Reitern aufgesessen, vorausgeschickt, welche nun endlich die lange verfolgten Gegner eingeholt hatten. Jetzt war die Situation klar. Die Angriffe der Reiterei hatten nur den Marsch der Hochländer so lange verzögern sollen, bis die abgestiegene Infanterie denselben den Weg verlegt hätte. Eben besetzte das britische Fußvolk das Schloß von Clifton-Hall und die Hecken, welche es umgaben, als die kleine Colonne herankam. Aber zum Abschneiden derselben war es bereits zu spät, denn nun kam Hilfe. Der Prinz nämlich, welcher mit der Armee hinter dem Flüßchen Emont bei Penrith lagerte, hatte auf die erste Nachricht von dem Erscheinen und Vertreiben der englischen Cavallerie nördlich von Clifton sich in Marsch gesetzt, um seine bedrohte Arrièregarde zu unterstützen. Mit dem Clane der Camerons, ihren tapferen Führer an der Spitze, überschritt er die Brücke, als eben die feindliche Heeres-Abtheilung von Westen herankam, und zugleich die bedrohte Colonne auf der Straße erschien. Kaum war die Vereinigung mit dieser glücklich vollführt, so waren auch die Engländer mit ihrer Aufstellung fertig. Ihre Reiterei hatten sie mittlerweile gleichfalls abgesessen hinter den Hecken von Cliftonhall postirt, und bald eröffneten Alle ein heftiges Feuer auf die Hochländer, die man auf der Ostseite der Straße in eine Art Schlachtordnung zu bringen suchte, welche ebenso durch Dornhecken einigermaßen geschützt war. Beide Heere waren nicht weiter wie einen Büchsenschuß von einander entfernt, zwischen ihnen lag eine öde Haide.

Die Hochländer ertrugen und erwiederten das heftige Feuer der Briten mit bemerkenswerther Kaltblütigkeit. Die Dunkelheit war inzwischen hereingebrochen, und zuweilen warf der Mond zwischen schweren Wolken sein bleiches Licht auf den Kampfplatz. Die Infanterie-Salven thaten unter diesen Umständen wenig Schaden; aber es war klar, daß die Hochländer diese Art von Gefecht, für die sie nicht geschult waren, nicht lange fortsetzen konnten, ohne in die größte Unordnung zu gerathen. Dazu auch ward das Feuer der abgesessenen Reiterei von Minute zu Minute lebhafter. Murray theilte seine Besorgnisse dem tapferen Häuptlinge der Macphersons von Cluny mit. „Ich will sofort angreifen, aber nur auf Befehl“, sagte dieser. „Es ist keine Zeit zu verlieren, greifen Sie sofort an“, war die Antwort. Beide zogen ihr Schwert, und mit dem Kriegsruf: „Claymore“ stürmten sie vorwärts. Beim Durchklettern der Hecke verlor Lord George seine

Allonge-Perrücke, doch sein Anzug schützte seine Beine wenigstens gegen die Dornen. Die Mannschaften konnten aber nicht ohne Weiteres folgen. In dem einen Augenblicke knieten sie auf den Boden und schnitten die Dornhecken nieder, deren Uebersteigen sie bei ihrer hosenlosen Tracht nicht wagen durften; in dem nächsten stürmten sie hinter ihren Führern her, mit unglaublichem Ungestüm auf die englischen Linien los. Diese, überrascht und erschrocken, gaben noch eine wirkungslose Salve ab. Auch dann flohen sie nicht gleich, wie ihre Kameraden bei Preston es gethan hatten, sondern hielten mit anerkennenswerther Tapferkeit noch Stand. Aber im Nu waren ihre Bataillone durchbrochen. Zum Laden hatten sie keine Zeit, und was konnten im Einzelkampfe die Bajonnetflinten der steifen, gedrillten englischen Soldaten gegen die gewaltigen Schwerter in der Hand gewandter Hochländer ausrichten! — Ganze Haufen von Rothröcken wurden niedergehauen. Der Rest wandte sich zur Flucht. Auch die Reiterei saß schleunig auf und jagte davon. Die Hochländer verfolgten in größter Eile über drei hinter einander liegende Hecken hinweg. Wen sie einholten, wurde erschlagen. Alle Todten wurden geplündert. Dabei entfernten sich Einige der Verfolger in der Dunkelheit zu weit, so daß ihrer zwölf in die Hände der Engländer fielen. Unter den wenigen Gefangenen, die lebend in die Hände der Hochländer kamen, war ein Diener des Herzogs von Cumberland. Man brachte ihn zum Prinzen, der ihn mit einem verbindlichen Schreiben am nächsten Tage seinem Gegner wieder zuschickte.

So endete das letzte Gefecht, das je innerhalb der englischen Grenzen ausgekämpft ist. Wieder hatte sich die Kampfweise der Hochländer der ihrer Gegner überlegen gezeigt. Wieder war der Verlust der Sieger außerordentlich gering, während ihre Gegner nach den mäßigsten Angaben hundert Todte auf der Wahlstatt ließen. Besonders auffallend ist es aber, daß die Aufständischen nicht daran dachten, von der Ueberlegenheit Gebrauch zu machen, die der Besitz von Artillerie ihnen gab. Sie verließen sich allein auf ihre Schwerter; die Geschütze waren ihnen Nichts weiter wie ein unbequemer Schatz, den sie sorgsam hüteten und mühsam fortschleppten. Die militärische Begabung ihrer Führer reichte nicht so weit, um innerhalb der eigenthümlichen, von ihnen allein geübten Taktik der Artillerie ein Feld der Thätigkeit anzuweisen.

So dachte man auch bei dem weiteren Marsch zunächst an die Sicherung der Geschütze. Die Ereignisse des Tages hatten unwider-

leglich bewiesen, daß die Verfolger näher waren, als man bis dahin geglaubt. Man konnte nicht wohl zweifeln, daß Wades Heer sich mit dem des Herzogs vereinigt habe, und daß am nächsten Morgen erdrückende Massen zur Hand sein würden. Nur ein Weitermarsch noch in derselben Nacht konnte vor Vernichtung retten. Die Artillerie ließ man sofort aufbrechen. Das kleine Heer folgte einige Stunden später, und schon am 19. December um 7 Uhr Morgens zog man unter den lustigen Weisen der Querpfeifen und Dudelsäcke in die Stadt Carlisle ein. Die Bevölkerung war eben aus dem Schlummer erwacht; es war noch beinahe ganz dunkel, da drängte sich ein Fremder plötzlich an den Prinzen heran und bat ihn, die Musik nicht weiter spielen zu lassen, denn seine Frau sei soeben niedergekommen. Carl gewährte mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit nicht allein diese Bitte, sondern stieg sofort vom Pferde und ging in das Haus, wo die Wöchnerin, eine Mrs. Dare, lag. Man brachte ihm das Kind. Er liebkos'te es und legte ihm eine weiße Cocarde, die er von seiner eigenen Mütze nahm, auf die Brust. Das kleine Wesen, wohl das letzte der wenigen, die während der vorübergehenden Herrschaft der Stuarts über Carlisle geboren wurde, ward in späteren Jahren die Ehefrau des Sir James Clerk von Pennycuick und lange Jahre die fashionabelste Dame von Edinburg. Sie war 74 Jahre alt, als Georg IV. im Jahre 1820 Schottland besuchte. Die weiße Cocarde hatte sie als ein theures Andenken sorgsam bewahrt. Sie erzählte dem jungen Könige ihre Geschichte und zeigte ihm das Erinnerungs-Zeichen an das unglückliche, nunmehr ausgestorbene Königsgeschlecht. Mit der ihm eigenen, unnachahmlichen Grazie nahm Georg die Cocarde des Gegners seines Hauses, steckte sie sich selbst an, und trug sie während des ganzen Tages.

Der Prinz Carl konnte bei seiner zweiten kurzen Anwesenheit in Carlisle sich nicht zu der Ueberzeugung entschließen, daß es seine letzte sein würde. Er hoffte bestimmt, bald so viel Verstärkungen von Hochländern und namentlich von französischen Hilfstruppen an sich zu ziehen, um den Einfall in England mit besserem Erfolg wiederholen zu können. Dann aber war der Besitz des alten Bollwerks der englischen Grenze von besonderem Werth. Zudem konnte man nicht voraussetzen, daß der Herzog von Cumberland Belagerungs-Artillerie mit sich führte, und gegen Feldgeschütze mochten die alten Mauern immerhin genügenden Schutz gewähren. Man durfte also hoffen, die Verfolgung hier wenigstens einige Wochen zum Stillstand zu bringen, und

sich während dem in Schottland neu organisiren. Die Schwierigkeit war nur, eine Besatzung und einen Commandeur zu finden, die bereit waren, für das allgemeine Wohl den gefahrvollen Posten zu übernehmen. Die Hochländer waren den Grenzen ihrer Heimath jetzt ganz nahe. Erst dahinter sahen sie Sicherheit; Alles was innerhalb Englands geschah, hielten sie für nutz- und zwecklos. Wer von ihnen in Carlisle zurückgelassen wäre, hätte sich für verrathen und geopfert gehalten. Es war also ein glücklicher Umstand, daß der Commandeur des „Manchester-Regiments“, Oberst Townley sich freiwillig erbot, mit seinem schwachen, nur 300 Mann starken Corps den gefährlichen Auftrag zu übernehmen. Er erklärte, alle seine Officiere hätten sich zu gleicher Aufopferung bereit erklärt. Es scheint aber, daß diese sich nur des allgemeinen Ausdrucks „mit ihrem königlichen Herrn dasselbe Schicksal theilen zu wollen“ bedient haben. Sei dem, wie ihm wolle, das Erbieten kam sehr gelegen. Die Besatzung wurde noch durch einige Hundert Mann von des Herzog von Perth Regimente verstärkt. Auch einige niederländische und französische Ingenieure blieben zurück. Die opfermuthige Schaar ward auf dem Hauptplatze versammelt. Dort nahm Carl öffentlich in ergreifender Rede von ihr Abschied und sprach ihr seinen Dank aus.

Damit überließ man die nunmehr 500 Mann starke Besatzung von Carlisle ihrem Schicksal, das sich schon binnen wenig Tagen in tragischer Weise erfüllen sollte, und zog weiter.

Es war noch vollständig finster, als das hochländische Heer am Freitag, den 20. December Morgens 3 Uhr seinen letzten Marsch auf englischem Boden antrat. Es war zugleich der Geburtstag des Prinzen. Daß er gerade an diesem Tage aus dem Königreiche weichen mußte, dessen Krone er vor wenig Wochen bereits in Händen zu haben glaubte, stimmte ihn doppelt schwermüthig. Dabei strömte ein unaufhörlicher Regen vom Himmel. Die Wege, immer schlecht im Winter, waren fast nicht zu passiren. So wurde es 2 Uhr Nachmittags, ehe man an das Grenzflüßchen, den Esk, gelangte. Dieser, sonst ein unbedeutendes Gewässer, war zu einem wilden Gebirgsstrom angewachsen. In der Furth, in der man sich im Sommer kaum die Füße benetzte, wälzte sich eine gelbe Wassermasse von 4 Fuß Tiefe vorüber. Dennoch war gerathen, sie sofort nach dem zwölfstündigen Marsch noch zu passiren; denn, regnete es während der Nacht so fort,

so war am nächsten Tage an einen Uebergang überhaupt nicht zu denken.

Die Heftigkeit der Strömung erregte jedoch ernste Bedenken. Um ihre Gefahren zu verringern, wandte man ein Mittel an, das in allen älteren Lehrbüchern der Taktik empfohlen wird. Man ließ nämlich einen Theil der Reiterei mit Zwischenräumen sich quer durch den Fluß 25 Schritt oberhalb der Furth aufstellen, „um die Gewalt des Stromes zu brechen". Die Wirksamkeit dieses Mittels muß Demjenigen, der jemals beobachtet hat, wie das zwischen den Pfeilern einer Brücke zusammengepreßte Wasser mit um so größerer Gewalt und Schnelligkeit vorwärts drängt, zweifelhaft erscheinen. Vielleicht hat indessen die zweite Reihe von Cavalleristen, die man unterhalb der Furth ebenso aufstellte, zwischen beiden ein verhältnißmäßig ruhigeres Wasser erzeugt. Jedenfalls konnten die unterhalb postirten Reiter die, welche der Strom fortriß, auffangen. So ging der Uebergang ohne wesentlichen Unglücksfall von Statten und dauerte nur eine Stunde. Das Wasser war aber so hoch, daß nur die Köpfe der Hochländer aus der eisigen Fluth hervorragten. Ein Augenzeuge, der Ritter Johnstone, erzählt, das Ganze habe ausgesehen, wie eine gepflasterte Straße; die Köpfe wie die Pflastersteine, die Reiter wie die Einfassung.

Der Prinz selbst passirte etwas unterhalb der bezeichneten Stelle den Fluß. Gerade als er mitten im Flusse war, trieben zwei Unglückliche, die das Wasser dennoch fortgerissen, an ihm vorüber. Sie waren im Begriff zu ertrinken und schrieen jammervoll. Sofort eilte er ihnen nach, und auf seinen gälischen Ruf: Cohair! Cohair! „Hilfe, Hilfe", kamen noch Andere herbei und brachten die Männer glücklich ans Ufer. Sonst gelangten Alle ohne Unfall hinüber. Nur einige Mädchen, die ihren Liebhabern nach England gefolgt waren, ertranken im Angesicht des heimathlichen Gestades.

Die Freude der Hochländer, als sie nun wieder auf schottischem Boden standen, ist unbeschreiblich. Das war ihnen Ersatz für den Mißmuth, den sie wegen des Rückzuges empfunden und bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt hatten. Nun hofften sie, könnte doch noch Alles gut werden. Gewaltige Feuer wurden angezündet. Die Dudelsäcke und Querpfeifen spielten lustige Melodieen. Die wilden Krieger tanzten danach, und trockneten ihre Kleider auf dem Leibe, so gut es ging. Orte, wo man die Truppen für die Nacht hätte unterbringen können, gab es aber hier nicht. Man wollte auch den Zwischenraum

zwischen den Verfolgern und sich möglichst groß machen. Deshalb beschloß man, noch dieselbe Nacht weiter zu marschiren, eine Anstrengung, wie man sie nur Hochländern zumuthen kann.

Bevor man sich in Bewegung setzte, wurde noch eine Musterung des Mannschaftsstandes gehalten. Sie ergab das staunenswerthe Resultat, daß die kleine Armee während ihres sechswöchentlichen Aufenthaltes in England, trotz der unerhörten Strapazen, nur vierzig Mann verloren hatte. Davon kamen zwölf auf den Gefechtstag von Clifton.

Siebentes Kapitel.

Die schottischen Führer hatten nun was sie wollten. Sie waren wieder in ihrer Heimath. Aber hier hatten sich die Verhältnisse während ihrer Abwesenheit in sehr unerfreulicher Weise geändert. Damals, als man auszog, gehorchte ganz Schottland dem jungen Prinzen. Eine feindliche Armee war zwar vorhanden, aber sie war schwach und ihre Thatkraft gelähmt.

Jetzt hingen eigentlich nur noch die unzugänglichen Hochlande dem Prätendenten an, deren männliche Einwohner in seinem Heere die Waffen trugen. Das Unterland und fast sämmtliche Städte hatten dagegen seine flüchtige Herrschaft rasch wieder abgeschüttelt und gehorchten dem protestantischen Könige von Neuem. Auch die Hauptstadt Edinburg war längst verloren. Nur in dem kleinen Rayon um Perth, den Lord Strathallan mit seiner Streitmacht deckte, behauptete sich die jacobitische Regierung noch mit Mühe. Das Land, das die tonangebenden Führer in Carls Lager sich gegen Englands Heere zu vertheidigen vermaßen, mußte man also erst von Neuem erobern. Dazu waren die britischen Streitkräfte nun in der That zu einer gewaltigen Uebermacht herangewachsen. Der energische Herzog von Cumberland folgte den Rückkehrenden auf dem Fuße. Wade verstärkte sich von Tag zu Tage. Sogar mitten in den Hochlanden behauptete Lord Loudon mit einem in der Eile gesammelten und gebildeten Corps die wichtige Stadt Inverneß.

Am lebhaftesten zeigte die kleine Stadt Dumfries ihre treue Anhänglichkeit an das protestantische Königshaus. Mit dem größten Widerstreben hatte sie sich dem Prätendenten unterworfen. Kaum erhielt man die Nachricht, daß die Rebellen im vollen Rückzuge und vom Herzoge von Cumberland hart verfolgt, sich wieder der schottischen Grenze näherten, so kannte der Jubel der Bevölkerung keine Grenzen mehr. In wenigen Tagen hofften die Bewohner wieder sicher unter dem Schutze der rechtmäßigen Regierung zu leben. Die Stadt lag weit seitwärts von der großen Straße nach Norden, auf der, wie man bestimmt annahm, der Strom der Flüchtigen sich vorbeiwälzen würde.

Der Provost, ein gewisser Cossan, war ein besonders enthusiastischer Anhänger der Regierung. In dem Jubel seines Herzens veranstaltete er am 20. December Abends eine allgemeine Illumination. Auf den Straßen brannten Freudenfeuer. Bis spät in die Nacht wogte die erregte Volksmenge auf und ab.

Man kann sich daher die Bestürzung der Einwohner denken, als sie am andern Morgen durch kriegerische Musik geweckt wurden, und sie, statt befreundeter britischer Truppen, die hochländische Cavallerie unter Lord Elcho in ihre Stadt einrücken sahen. Diese war am Abend zuvor, sofort nach dem Uebergange über den Esk, entsendet, um Dumfries für seine bekannten whiggistischen Sympathieen zu strafen. Als sie nun nach einem anstrengenden Marsche mit grauendem Morgen dort ankamen, standen in den Fenstern noch die halbabgebrannten Lichter von der Illumination.

Auf dem Pflaster zeigten Haufen von Asche und Kohlen die Plätze, wo am Tage vorher die Freudenfeuer gebrannt hatten. Es ist natürlich, daß die Wuth der Insurgenten durch diesen Anblick aufs Höchste entflammt wurde. Sie drohten, Alles zu verbrennen und zu zerstören. Mit Mühe hielten sie die Führer von Gewaltthätigkeiten zurück. Besonders gegen den Provost richtete sich ihr Zorn; kaum konnte er vor dem Aeußersten geschützt werden.

Carl selbst hatte mit einem Theile seines Fußvolks der Reiterei in der Nacht vom 20. zum 21. nur bis Eccles-Flechan folgen können. Am 22. langte er dann auch in Dumfries an. Man hatte für ihn in dem Hause eines gewissen Mr. Richard Lowthian Quartier gemacht*),

*) Das Haus lag am Marktplatz und war damals das größte Gebäude der Stadt. Jetzt ist es ein Handelshaus.

dem Besitzer von Stafford-Hall in Cumberland, welcher bei seinen Mitbürgern mit Recht in dem Verdacht stand, ein geheimer Verehrer der Stuarts zu sein. Die Verlegenheit desselben war daher groß. Zeigte er seine Sympathien, so lief er Gefahr, der Rache der Regierung und ihrer Anhänger zu verfallen. Dem jungen Fürsten aber mit einer Feindschaft oder Zurückhaltung entgegenzutreten, die er nicht empfand, dazu war er nicht im Stande. Er mußte sich also in jedem Falle compromittiren. Deshalb ergriff er den Ausweg, sich sinnlos zu betrinken, so daß seine Umgebung schon aus Rücksichten des Anstandes sich genöthigt sah, ihn nicht in die Nähe des Prinzen kommen zu lassen. Seine Frau lief indessen keine Gefahr, als sie in freigebigster Weise die Honneurs des Hauses machte.

Auch andere jacobitische Damen kamen, um dem Zauber der Persönlichkeit Carls zu huldigen. Selbst die Töchter des Robert Dalzalls, Earls von Carnwath, der wegen seiner Theilnahme an dem Aufstande von 1715 erst zum Tode verurtheilt, dann begnadigt, aber seiner Güter beraubt war, drängten sich herzu, um ihm die Hand zu küssen.

Es gelang Carl, den Rachedurst der Hochländer zu besänftigen, und die Stadt konnte sich glücklich schätzen, als sie gegen Zahlung einer Contribution von 2000 Pfd. Sterling von Brand und Plünderung verschont blieb. Doch war sie nicht im Stande, von der geforderten Summe bis zum Abmarsch der Hochländer am 23. Morgens mehr als 1100 Pfd. zusammen zu bringen. Der Provost und noch eine Magistratsperson mußten deshalb als Bürgen für den Rest unfreiwillig den Zug begleiten.

Der Marsch ging an dem Flüßchen Nith aufwärts, bis dahin, wo auf vorspringender Bergspitze das Schloß Drumlanrig das Thal überragt. In diesem glänzenden Landsitze des Herzogs von Queensberry verbrachte der Prinz die Nacht. Er selbst nahm von dem Staatsbett des Eigenthümers Besitz. Ein großer Theil seiner Leute lagerte in der weiten Halle auf Stroh. Die Abwesenheit des Besitzers reizte die Habgier, seine bekannte whiggistische Gesinnung die Rachsucht der Hochländer. Ihre Zügellosigkeit, die bis jetzt mit Mühe einigermaßen in Schranken gehalten war, durchbrach nun alle Bande. Eine wilde Scene der Plünderung fand statt.

Die lebensgroßen Portraits des Königs Wilhelm und der Königinnen Maria und Anna, welche die Wände der Halle schmückten, fachten die Wuth der Soldaten noch mehr an; denn es war bekannt, daß sie von

der letztgenannten Fürstin dem vorigen Herzoge als ein Zeichen der Dankbarkeit für die Dienste geschenkt waren, die er ihr einst bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Union der beiden Königreiche geleistet hatte. Die trunkenen Hochländer rissen die Gemälde herab und zerhackten sie mit ihren Schwertern. Bis tief in die Nacht dauerte das wüste Treiben.

Am nächsten Tage, den 24., durchzog die kleine Schaar den romantischen Paß von Dalven, welcher die Grafschaft Dumfries von Clydesdale trennt. Ihr Nachtquartier nahm sie in und bei Douglas. Auch der Besitzer dieses Schlosses war abwesend, und da er gleichfalls der hannoverschen Dynastie anhing, so wiederholten sich hier dieselben traurigen Scenen der Plünderung.

Am 2. Weihnachtstage, den 25. December, ging der Marsch im Thale des Clyde abwärts. Man kam so früh nach Hamilton, daß der Prinz noch denselben Tag die Cavallerie unter Lord Elcho nach Glasgow vorausschicken konnte. Das Fußvolk hatte Zeit, etwas der Ruhe zu pflegen. Carl selbst nahm Quartier in dem glänzenden Palaste des Herzogs von Hamilton und benutzte die wenigen Stunden des Tages, die ihm noch blieben, in dem Park zu jagen.

Die Chronik des Schlosses hat das Ergebniß dieser letzten Jagd, die ein Stuart je in Schottland abgehalten, aufbewahrt. Doch ist es nicht mehr zu entscheiden, ob die Kürze der Zeit oder die Ungeschicklichkeit des Jägers es veranlaßte, daß er nur ein Reh, zwei Fasanen und zwei Rebhühner erlegte.

Am 26. December Mittags zog der Prinz selbst in Glasgow ein, bereits damals die reichste und volkreichste Stadt Schottlands. Schon vorher hatte sich seine Colonne mit der des Lord Murray wieder vereinigt, die nach Ueberschreitung der schottischen Grenze einen andern Weg genommen hatte. Die letzten Abtheilungen, welche den Esk durchwateten, waren nämlich unter Murrays Führung in der Nacht zum 21. December nur bis Annan gelangt. Dort blieben sie den Tag über und auch am 22. Am 23. marschirten sie auf der großen Straße nach Edinburg bis Moffat. Am nächsten Tage bogen sie von dieser auf Nebenwegen ab und gelangten gleichfalls in das Thal des Clyde, dessen Lauf sie dann, wie der übrige Theil des Heeres, abwärts folgten.

Mit der Ankunft in Glasgow endete die Reihe der unaufhörlichen Märsche und Strapazen, die mit dem Abmarsch von Edinburg am

1. November begonnen hatte. Das kleine hochländische Heer hatte in 56 Tagen im Ganzen circa 120 deutsche Meilen zurückgelegt. Bedenkt man, daß in diesen Zeitraum noch der elftägige Aufenthalt bei Carlisle inbegriffen ist, so kommen, die wenigen nothwendigen Ruhetage noch mit eingerechnet, auf jeden Marschtag circa $2^3/_4$ Meilen. Es ist also vollkommen berechtigt, daß die Zeitgenossen, welche Friedrichs des Großen geniale Feldzüge und die gewaltigen Märsche der neueren Kriege noch nicht kannten, diese Leistung als eine unübertroffene priesen. Indessen auch uns nöthigt dieselbe die höchste Bewunderung ab, besonders, wenn wir die schlechte Jahreszeit, die grundlosen Wege und das lose Gefüge der kleinen Armee berücksichtigen. Mögen auch einige Heeresabtheilungen in der neueren Zeit bedeutendere Strecken in derselben Zeit zurückgelegt haben; in der Geringfügigkeit der dabei erlittenen Verluste steht der Marsch der Hochländer gewiß unerreicht da.

Eine mehrtägige Ruhe kam ihnen nun aber sehr erwünscht. Die Kleidungsstücke und das Schuhwerk der Truppen waren in einem traurigen Zustande. Wenn sogar Officiere in der nächsten Umgebung des Prinzen während des ganzen Marsches nur ein Mal Nachts sich hatten ausziehen können, so läßt sich denken, daß auch die Mehrzahl der Mannschaft nie aus den Kleidern gekommen war. Fast täglich waren dazu die Soldaten vom Regen bis auf die Haut durchnäßt gewesen, ohne anders, als auf dem Leibe ihr Zeug wieder trocknen zu können. Es ist also begreiflich, daß es ihnen nun beinahe in Fetzen vom Leibe fiel, und daß sie beim Einmarsch in Glasgow einer Räuberbande ähnlicher sahen, als einer Armee. Die ohnehin nicht freundliche Stimmung dieser Stadt wurde durch ihren Anblick durchaus nicht gehoben.

Mürrische und feindselige Gesichter empfingen die Schaar. Selbst Carls persönliche Erscheinung machte keinen Eindruck. Als er über den Salzmarkt ritt, feuerte ein Fanatiker ein Pistol auf ihn ab, das zum Glück versagte. Es scheint, als wenn die erbitterte Stimmung des Volkes nicht einmal gestattet hätte, den Uebelthäter zu verfolgen, als wenn vielmehr seine Mitbürger mit ihm sympathisirt und ihn beschützt hätten. Von einer Bestrafung ist wenigstens Nichts bekannt geworden.

Es ist natürlich, daß man einer Stadt, die sich so feindselig zeigte, die in Carls Abwesenheit außerdem auf eigene Kosten für

die Regierung ein Truppencorps geworben und ausgerüstet hatte, nunmehr starke Contributionen auferlegte. Sie mußte für die ganze hochländische Armee neue Anzüge und neues Schuhwerk liefern. Nach dem Ersatz, den später die englische Regierung hierfür leistete, kann man schließen, daß sie mit nicht weniger als 10,000 Pfd. St. ihre feindselige Haltung gegen den Prinzen bezahlte.

Dieser selbst nahm Quartier in dem schönsten Hause in Trongate, welches jetzt schon längst von der Erde verschwunden ist, um für die modernen Verschönerungen der Stadt Platz zu schaffen. Hier hielt er seine Hofhaltung, und zwei Mal des Tages zeigte er sich öffentlich, umgeben von seinen Officieren. Wie allenthalben, konnten auch hier die Damen seiner romantischen Erscheinung nicht widerstehen. Sie drängten sich förmlich, ihm vorgestellt zu werden, trotzdem, daß ihre Männer und Liebhaber sie beständig fern zu halten suchten. Der ganze Aufenthalt in Glasgow bewies jedoch unwiderleglich, daß Carls Stern im Niedergange begriffen war. Auch von seiner Stirn war der Ausdruck fröhlicher Zuversicht geschwunden; ein unbeschreiblich melancholischer Blick verrieth Denen, die ihn sahen, seine Hoffnungslosigkeit, — machte seine Persönlichkeit aber dem schönen Geschlecht noch interessanter.

Nach der üblen und unverbesserlichen Gewohnheit der Hochländer waren nach der Ankunft in Glasgow wieder eine Menge nach ihren heimathlichen Thälern desertirt. Ihnen war der Zug nach England nur ein Raubzug in das Unterland im großen Maßstabe gewesen, wie sie ihn einzeln im Kleinen oft zu machen pflegten. Niemand konnte sie hindern, ihre kostbare Beute in den Hütten ihrer Heimath in Sicherheit zu bringen und die Ihrigen nach so langer Trennung wieder zu sehen. Zwar war die Rückkehr der meisten mit Sicherheit in wenigen Wochen zu erwarten, aber bis dahin war ihre Abwesenheit ein empfindlicher Ausfall. Das Ergebniß der Werbungen in Glasgow gab dafür nur einen geringfügigen Ersatz. Mit Mühe konnten 60 Rekruten zusammen gebracht werden.

Das Neujahr-Fest verbrachte Carl noch in der Stadt. Am folgenden Tage hielt er auf dem „Grün" bei Glasgow eine Heerschau ab. Die Truppen, nun wieder erfrischt und neu gekleidet, gewährten einen wahrhaft kriegerischen Anblick. Tausende waren herbei geströmt, um das ungewohnte Schauspiel zu genießen und die fremdartige Armee zu sehen, die Englands Heere geschlagen und ihre Fahnen bis nahe

nach der feindlichen Hauptstadt getragen hatte. Die Trommeln schlugen, die Fahnen flatterten, die Querpfeifen bliesen, und als der junge Fürst in königlicher Haltung die Front hinunter sprengte, brach Alles in ein triumphirendes Freudengeschrei aus. Doch zeigte es sich, daß die gesammte Heeresmacht nunmehr auf 3500 Fußgänger und 500 Reiter zusammengeschmolzen war.

Damit beschloß man, um doch wenigstens einen festen Punkt in Schottland zu besitzen, das Schloß Stirling zu belagern, welches damals eine besondere Wichtigkeit hatte, weil es die einzige Straße beherrschte, die aus den Hochlanden in das Unterland führte.

Kurz vor dem Abmarsche erhielt der Prinz die erschütternde Kunde, daß der letzte Ort, den er in England noch besessen hatte, verloren war. Zwei Ingenieure in französischen Diensten, die Herren Brown und Gordon, überbrachten die Nachricht von der Capitulation von Carlisle, wo man sie mit der kleinen Besatzung zurückgelassen gehabt hatte. Was sie berichteten, war niederschlagend. Bereits am 21. December war die Stadt von der ganzen Armee des Herzogs von Cumberland eingeschlossen worden, die sich in der Stärke von 19 Regimentern Infanterie und 2 Reiterregimentern unter ihren Mauern vereinigte*). Da die englischen Infanterie-Regimenter nur ein Bataillon von höchstens 825 Köpfen zählten, und die Cavallerie-Regimenter kaum 275 Mann stark waren, so kann man die Gesammtstärke der britischen Armee zu etwa 17,000 Mann anschlagen. Dazu muß noch die Verstärkung von etwa 1000 Mann hinzugezählt werden, welche der General Olgethorpe von der Armee des Feldmarschall Wade herangeführt hatte.

Die kleine Besatzung von Carlisle konnte indessen auch dieser gewaltigen Uebermacht gegenüber hoffen, sich hinter seinen verfallenen Mauern eine Zeit lang zu behaupten, so lange dem Feinde die Mittel fehlten, eine Bresche zu eröffnen. Doch auch diese letzte Hoffnung schwand bald. Schon am 29. December trafen von Whitehaven her schwere Belagerungs-Geschütze im englischen Lager ein. Alle Aussicht auf Rettung war nun vorüber. Damit, daß man unter Berufung auf

---

*) Es waren die Infanterie-Regimenter: Ligonnier, Richmond, Sinclair, Albemarle, Howard, Shelton, Bland, Sempill, Bligh, Douglas, Leslie, Bernard, Roper, Lowle, Johnson, Gower, Halifax, Granby, Cholmondeley (neu errichtet) und die Reiterregimenter Montague und Kingston (neu).

die Anwesenheit französischer Officiere in der Stadt, die Entfernung der holländischen Truppen aus dem Belagerungsheere verlangte, welche in Folge der Capitulation von Dendermonde und Tournay sich verpflichtet hatten, während des Krieges nicht mehr gegen Frankreich und seine Alliirten zu dienen, war die allgemeine Situation so gut wie gar nicht gebessert.

Noch am Tage ihrer Ankunft fingen die schweren Geschütze an, gegen die elenden Befestigungswerke zu spielen. Es war klar, daß jeder Widerstand nutzlos war. Man zog die weiße Flagge auf.

Auf Bedingungen wollte sich der Herzog von Cumberland aber durchaus nicht einlassen. Er versprach nur, daß die Rebellen nicht auf der Stelle dem Schwerte verfallen, sondern „zur weiteren Verfügung des Königs" aufbewahrt werden sollten. Darauf hin ergab sich die Stadt am 30. auf Gnade und Ungnade. Die Besatzung wurde gefangen abgeführt; sie und namentlich der Oberst Townley mit den siebzehn Officieren des Manchester-Regiments ahnten nicht, welch schrecklichem Schicksal sie damit entgegen gingen.

Der Prinz wollte die Unglücksnachricht erst gar nicht glauben. Seine geringen Kenntnisse von der Fortification hatten ihn fest auf die Möglichkeit einer langen Vertheidigung vertrauen lassen. Rückte die gewaltige englische Uebermacht jetzt in das schottische Unterland vor, so mußte binnen Kurzem Alles vorbei sein. Da gewährte noch ein Mal eine wunderbare Fügung des Schicksals dem Aufstande Zeit, von Neuem aufzuflackern, und warf auf seine Waffen einen letzten glänzenden Schimmer.

Der Herzog von Cumberland wurde nämlich von Carlisle ganz plötzlich mit dem größten Theile seines Heeres nach dem Süden Englands abgerufen, da man jetzt mit Bestimmtheit eine französische Landung fürchtete. Der Armee des Feldmarschalls Wade, die noch immer bei Newcastle stand, fiel also allein die Aufgabe zu, die Rebellen zu zersprengen. Die Unthätigkeit dieses alten Generals während der letzten Monate ließ auch für die Zukunft wenig Entscheidendes erwarten.

Der Herzog setzte es deshalb durch, daß man ihn abberief und an seine Stelle den General Henry Hawley zum Oberbefehlshaber im Norden ernannte. Dieser Mann war sein besonderer Günstling und zwar wegen gewisser Eigenschaften, die es veranlaßten, daß er ihn für ein bedeutendes militärisches Talent hielt. Der General gehörte in seiner äußeren Erscheinung zu jener Classe von hohen Officieren, an

welchen die Mitte des vorigen Jahrhunderts so reich ist und denen der König Friedrich Wilhelm I. und der alte Dessauer Vorbilder waren. Eiserne Strenge und eine schroffe, selbst brutale Außenseite hielten sie für die nothwendigsten Eigenschaften, um ein Heer in straffer Zucht zu halten. Grobheit war ihnen ein Beweis von Energie. Hawleys fürstlicher Protector glaubte in ihm eine besonders brauchbare Stütze in seiner Absicht zu finden, die strenge Disciplin des preußischen Heeres in der englischen Armee einzuführen. Aber leider war die nothwendige Strenge bei Hawley in einen förmlichen Hang zum Strafen übergegangen. Es kann sogar nicht geleugnet werden, daß er an Grausamkeiten Vergnügen fand.

Seine Leidenschaft für rasche und häufige Executionen hatten ihm bei den Soldaten den Spottnamen des „Lord-Oberrichters“ eingebracht, einen Titel, den der berüchtigte Jeffreys besonders verhaßt gemacht hatte.

Im Jahre vorher in Flandern zum Beispiel, war ein französischer Spion in seine Hände gefallen, und die Armee erfuhr dessen Gefangennahme erst dadurch, daß sie ihn am nächsten Morgen am Galgen im vollen Anzuge baumeln sah. Einen Soldaten, der desertirt war, ließ er sofort aufknüpfen. Dem Arzt, der ihn um den Körper des Unglücklichen bat, um ihn zu seciren, antwortete er: „Nehmen Sie ihn, aber liefern Sie mir das Scelett zurück; ich will es in dem Wachtzimmer aufhängen.“

Es ist nicht zu verwundern, daß ein solcher Charakter von der ganzen Armee nicht nur gefürchtet, sondern auch aufs Aeußerste gehaßt ward, um so mehr, da den Einsichtigen nicht entgehen konnte, daß seine Befähigung für ein höheres militärisches Commando nur gering war. Ihm war das Drillen nicht Mittel, sondern Zweck; den Werth einer Truppe beurtheilte er allein nach ihrer Haltung auf dem Exerzierplatze. Für seine jetzigen Gegner hatte er deshalb Nichts, als die vollständigste Verachtung. Ihre Armee nannte er nur den „hochländischen Janhagel“. Da er einst in der Schlacht bei Sheriffmuir als Reiter-Major in der Armee des Herzogs Argyll einigen Erfolg gehabt hatte; so glaubte er die Schwächen der hochländischen Kampfweise genau zu kennen und war überzeugt, daß ein einziger Cavallerieangriff die ganze Bande leicht sprengen würde. Er war seines Sieges, wie Xerxes im Alterthum, so sicher, daß er sofort nach seiner Ankunft in Edinburg zwei Galgen aufrichten ließ für die Rebellen, die in seine Hände fallen

sollten. Man erzählt sogar, daß einige Scharfrichter seine Armee fortwährend begleitet hätten.

Während der englische General sich so für seine Operationen vorbereitete, war der Prinz mit seiner kleinen Armee vor Stirling angekommen. Am Freitag, den 3. Januar, hatte er Glasgow verlassen. Da es damals von der größten Wichtigkeit zu sein schien, die Besatzung des Schlosses zunächst von ihren Verbindungen mit dem Süden abzuschneiden, so dirigirte sich das hochländische Heer in zwei Colonnen nach Kilsyth. Lord Elcho mit der Cavallerie aber wurde sofort nach Edinburg zu, bis Falkirk vorgeschoben. Am nächsten Tage rückte man bis auf eine halbe englische Meile vor Stirling heran und lagerte auf dem Schlachtfelde von Bannockburn. Der Prinz nahm sein Hauptquartier in dem Hause des Herrn Paterson, der ihn schon einmal, am 13. September, gastlich beherbergt hatte, und hier, in Bannockburnhouse, blieb er auch während der ganzen folgenden Periode des Feldzuges, bis zum Abzuge nach Norden. Ein Theil der Armee besetzte sodann am 5. die kleinen Orte St. Denis und St. Ninian, welche kaum noch einen Kanonenschuß weit südlich von Stirling lagen. Damit war dessen Cernirung vollständig; denn auch von Norden her trafen jetzt die von dem Prinzen sehnlichst erwarteten Verstärkungen ein. In Alloa, einem kleinen Orte, der etwa 1½ deutsche Meilen unterhalb Stirling da liegt, wo sich der Fluß Forth zu einem Meerbusen erweitert, vereinigte sich an demselben Tage Sir John Murray mit den Abtheilungen, welche Lord Drummond und Strathallan heranführten.

Diese bestanden aus den Clanen der Frasers (600 Mann) unter dem Master von Lovat, und eben so vielen Mackenzies, die Lord Macleod, der älteste Sohn des Earl von Cromartie befehligte, aus den Machintoshes, den Farquarsons und dem 600 Mann starken Detachement des Lord Lewis Gordon, welches vor einigen Tagen bei Inverary die neuen Aushebungen Lord Loudons geschlagen und nach Inverneß zurückgetrieben hatte.

Von besonderem Werthe war es aber für den Prinzen, daß nun auch reguläre französische Truppen zu ihm stießen: Das Regiment Royal Scots und fünf Pikets der irischen Brigade, welche mit Lord Drummond im November in Montrose gelandet, und dadurch die mittelbare Ursache des Rückzuges aus England geworden waren. Das Heer Carls war damit zu der Stärke von etwa 9000 Mann an-

geschwollen, eine Zahl, die es weder vorher, noch nachher wieder erreicht hat.

Nun konnte die Einschließung und Belagerung Stirlings mit aller Energie in Angriff genommen werden. Mit Hilfe von sechs Belagerungsgeschützen, die Drummond von Frankreich mit herübergebracht hatte und die jetzt schleunigst heran beordert wurden (es waren zwei Achtzehnpfünder, zwei Zwölfpfünder und zwei Sechspfünder), durfte man hoffen, auch die technischen Schwierigkeiten leicht überwinden zu können, um so mehr, da sich mehrere französische Ingenieur-Officiere in seiner Umgebung befanden. Bereits am 6. Januar wurden die Trancheen eröffnet. Zur Deckung der Belagerung gegen einen Entsatz von Edinburg her, wurde an demselben Tage Murray mit 1100 Mann bis Falkirk vorgeschoben. Die Cavallerie unter Lord Elcho besetzte Linlithgow. Ein Angriff von Süden her war nach den veränderten Verhältnissen kaum zu erwarten. Kleine Beobachtungs-Detachements genügten hier.

Die Bürger von Stirling sahen mit Schrecken den Kreis um ihre Stadt täglich sich enger schließen. Der Anfang der ernsten Berennungsarbeiten, das Ausheben der Laufgräben waren ihnen furchtbare Vorboten des noch furchtbareren Bombardements. Der Magistrat eilte deshalb in feierlicher Procession hinaus nach Bannockburn und bat um Gnade. Carl bewilligte auf vieles Bitten eine bedingungslose Uebergabe, bedachte aber dabei nicht, daß der Schutz, zu dem er damit den Einwohnern gegenüber sich verpflichtete, ihm in unangenehmster Weise die Hände band. Zwar besetzten die Hochländer am 7. Januar die Stadt. Als aber eine Aufforderung zur Uebergabe des Schlosses von dem General Blackeney mit den höhnischen Worten zurückgewiesen ward, „daß Se. Königl. Hoheit eine schlechte Meinung von ihm haben müsse, wenn er ernstlich glaubte, daß er das Schloß in so feiger Weise übergeben würde"; da ward der Besitz der Stadt eher schädlich, als nützlich. Freilich schlug Mr. Grant, derselbe Officier, der kürzlich von Carlisle bei der Armee wieder eingetroffen war, vor, auf dem Kirchhofe, welcher vor der Stadt dem Hauptthore gegenüber liegt, eine Batterie zu errichten. Er machte darauf aufmerksam, daß man von hier den Halbmond, der den Eingang in das Schloß vertheidigte, mit Leichtigkeit in Breche legen könne. Hier war ferner der einzige Punkt, wo man von den Batterien des Feindes nicht überhöht wurde. Hier lag der Festungsmauer nur ein trockener

Graben vor, den der Schutt des zusammenfallenden Gemäuers ausfüllen mußte.

Carl hatte für diese Deductionen des Ingenieurs kein Verständniß. Zu seiner Persönlichkeit hatte er aber kein Zutrauen, weil er trotz seiner fortificatorischen Kenntnisse den Fall Carlisles nicht hatte hindern können. Dazu kam noch die Rücksicht auf die Bevölkerung der Stadt, die sich seinem Scepter eben unterworfen hatte, und die er nun den Wirkungen eines Bombardements vom Schlosse aus nicht aussetzen mochte, als sie gegen den Bau der Batterie auf ihrem Kirchhofe feierlichst protestirte.

Ein anderer Vorschlag kam daher dem Prinzen sehr erwünscht. Es war ein gewisser Mirabelle de Gordon, einer der mit Lord Drummond angekommenen Ingenieure, welcher nun proponirte, die schweren Geschütze im Norden des Schlosses in Position zu bringen. Die felsige Höhe, welche er ausersehen hatte, um daselbst eine Batterie zu bauen, war für diesen Zweck aber gänzlich ungeeignet. Nicht allein wurde sie, wie das ganze umliegende Terrain, von der Felsenkuppe, auf der das Schloß Stirling steht, um 40—50 Fuß überhöht, sondern auch der Boden bot für den Bau ungewöhnliche Schwierigkeiten. Da nämlich nur eine dünne Schicht Erde von etwa fünfzehn Zoll Dicke das Gestein bedeckte, so mußten die Brustwehren der Batterie und die Laufgräben aus Sand- und Wollsäcken hergestellt werden. Bei den dieser Arbeit ungewohnten Hochländern schritt der Bau natürlich nur langsam vorwärts. Auch erlitten sie, da sie von der Festung vollständig eingesehen wurden, große Verluste. An einzelnen Tagen gab es bis zu 25 Todte und Verwundete. Trotzdem war das Vertrauen des Prinzen in Mirabelle nicht zu erschüttern. Dieser verstand es vortrefflich, sich ein gelehrtes Ansehen zu geben und hinter einem Schwall von technischen Ausdrücken seine Unkenntniß zu verbergen. Stets zeigte er das nachdenkliche Gesicht eines tiefsinnigen Mathematikers, und da er überhaupt mehr das Aeußere eines Stubengelehrten, wie eines Soldaten hatte, so nannten ihn die Officiere im hochländischen Lager allgemein „Mr. l'Admirable“.

Am 14. Januar trafen endlich die langersehnten Geschütze hier ein. Ehe man sie aber aufstellen konnte, kam die Nachricht, daß General Hawley mit seiner gesammten Armee zum Entsatz heranrücke. Dessen Avantcorps unter dem General Husk war schon am 4. Januar in Edinburg eingezogen. Hawley mit dem Gros folgte am 8. Am

13. begann er seine Operationen und schob zunächst eine Division von 5 Infanterie- und 2 Cavallerie-Regimentern unter General Husk nach Linlithgow vor. Lord Elcho zog sich deshalb mit seiner Reiterei nach Falkirk zurück. Husk folgte dahin am nächsten Tage, während unter seinem Schutze drei weitere Bataillone bis Barrowstowneß, halbwegs zwischen Edinburg und Stirling gelangten, mit denen sich am 15. noch die letzten disponiblen $3^1/_2$ Bataillone vereinigten. Am 16. Januar endlich lagerte die gesammte britische Armee, die nunmehr $10^1/_2$ Bataillone, 3 Reiter-Regimenter und 10 Geschütze zählte*), bei Falkirk. Rechnet man zu dieser Truppenzahl noch das Detachement Recruten, welches Oberst Campbell in Argyleshire angeworben hatte, sowie einige Freiwillige aus Yorkshire und das Glasgow-Regiment hinzu, so darf man die Gesammtstärke Hawleys auf wenig mehr als 9000 Mann anschlagen.

Sir George Murray war beim Herannahen der feindlichen Uebermacht mit seiner Abtheilung am 14. auf Bannockburn zurückgewichen. Alle Abtheilungen der Cernirungsarmee wurden nun schleunigst in Bewegung gesetzt, um der drohenden Gefahr entgegen zu treten. Nur wenige hundert Mann ließ man vor Stirling zurück, und am 15. lagerte das gesammte hochländische Heer östlich von Bannockburn auf dem Schlachtfelde. Am nächsten Morgen mit Tagesgrauen stand es in Schlachtordnung und erwartete den Feind. Einige Stunden vergingen; Alles blieb ruhig; dann brachte die vorgeschickte Reiterei die Kunde, daß sie bis dicht an Hawleys Lager vorgeritten, daß aber dort nicht die geringste Bewegung zu bemerken sei. Die Hochländer bezogen also um Mittag wieder ihr Lager.

Carl sah mit Ungeduld der Waffenentscheidung entgegen. Preston-Pans und Clifton gaben ihm ein unbegrenztes Vertrauen auf den Erfolg seiner Waffen. Der feindliche Angriff war, wie man nunmehr mit Bestimmtheit annahm, am nächsten Tage zu erwarten. Die Armee erhielt deshalb Befehl, sich abermals vor Sonnenaufgang in

---

*) Es waren die Infanterie-Regimenter Monro, Price, Baltran, Pulteney, Flemming, Blackeney, Ligonnier, Cholmondeley, Howard, $^1/_2$ Sinclair, à ein Bataillon. Von ihnen hatten die letzten vier zu der Armee des Herzogs von Cumberland gehört.

Die Reiterei bestand aus den drei Regimentern Hamiltons, Ligonniers (das früher vom Oberst Gardiner befehligt wurde) und Cobhams. Das letztere scheint auch vom Herzoge detachirt zu sein.

Schlachtordnung in derselben Position aufzustellen. Auch von den Soldaten zweifelte Niemand daran, daß man einem Kampfe entgegen ging, wenn auch der Tagesbefehl nur eine Heerschau vor dem Prinzen ansagte.

Es war noch vollständig finster, als am Freitag den 17. Januar Morgens die Hochländer jubelnd ihr Lager verließen und ihre Schlachtstellung einnahmen. Das Wetter war kalt und unfreundlich; von Süden her jagte der Sturm schwere Wolken herauf, die sich in Regenschauern und Schneegestöbern entluden.

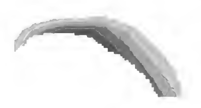
Nur allmälig wurde es hell. Stunde auf Stunde verging. Der Prinz hatte längst die Linien seiner kleinen Armee durchritten und noch immer war Nichts vom Feinde zu sehen. Wieder meldeten vorgeschickte Reiter, die feindlichen Zeltreihen ständen unbeweglich, wie am Tage zuvor. Außer den vorgesandten Posten und Patrouillen sei Niemand zu sehen, der sich einem solchen Wetter auszusetzen wage.

Carls Ungeduld war nicht mehr zu zügeln. Er wollte nicht länger den Feind unthätig abwarten. Er wollte, wie bei Preston, auf der Stelle selbst angreifen. Wie damals der Nebel, mochte jetzt das regnerische Wetter und das bedeckte Terrain den Anmarsch verbergen. Sir George Murray und die anderen hochländischen Führer kamen zu einer kurzen Berathung zusammen und stimmten ihm bei. Rasch waren die Vorbereitungen beendet, und etwa 10 Uhr Morgens setzte sich die Armee in Bewegung.

Lord John Drummond rückte mit der gesammten Reiterei auf der großen Straße nach Falkirk vor. Als er aus dem Walde von Torwood debouchirte und die große königliche Fahne und eine Menge anderer zeigte, glaubten die englischen Vortruppen um so sicherer, daß sie hier die feindliche Hauptmacht vor sich hätten, als ihnen der Wald deren wirkliche Bewegung verbarg.

Diese hatte sich nämlich mittlerweile auf Nebenwegen in südöstlicher Richtung, auf Dunipace zu, in Bewegung gesetzt. Der Abmarsch, welcher dem complicirten, sogenannten „treffenweisen Abmarsch" der damaligen Taktik entsprach, ging mit großer Leichtigkeit von Statten.

Die französischen Officiere in der Umgebung des Prinzen wunderten sich sehr, daß mit einer kunstlosen Wendung der dreigliederigen hochländischen Haufen derselbe Zweck viel natürlicher und leichter erreicht wurde, wie durch das Abschwenken mit Zügen, welches sie allein kannten. Noch mehr erstaunten sie, als sie sahen, mit welcher Geschwin-



digkeit die scheinbar ungeordneten Colonnen der Clane auf den schauderhaften Wegen marschirten, wie wenig Sturm und Regen sie aufzuhalten vermochten.

Es wird gegen Mittag gewesen sein, als sie das Flüßchen Carron, etwa ³/₄ deutsche Meilen oberhalb des englischen Lagers, ohnweit Dunipace, durchwateten. Der Canal, der jetzt den Frith of Forth mit den Gewässern des Clyde verbindet, existirte damals noch nicht. Die Hochländer konnten also ungehindert ihren Marsch fortsetzen, bis sie ganz im Süden der britischen Armee angekommen waren.

Nur ein flacher Höhenzug, der Falkirk Muir, kaum 1000 Schritt breit, der sich parallel mit der Küste des Meerbusens von Osten nach Westen hinzieht, trennte sie noch vom Feinde.

Die Engländer hatten in vollständiger Verachtung des Gegners weder hieher, noch flußaufwärts Beobachtungsposten vorgeschoben. Sie theilten mit ihrem Führer die feste Ueberzeugung, daß bei ihrem Anmarsch die ganze hochländische Bande sofort in alle Winde zerstieben würde. An Nichts dachten sie weniger, wie an einen Angriff. Vor ihrer Front nach Westen zu hatten die Reiter Lord Drummonds zwar eine Zeit lang die Aufmerksamkeit gefesselt. Da sie aber stundenlang nicht vorwärts kamen, so bekümmerte man sich nicht mehr um diese harmlose Neckerei. Große Feuer wurden angezündet, bald brodelten die Kochkessel. Es war kurz vor zwei Uhr Nachmittags. Eben waren die Soldaten dabei, mit der warmen Mahlzeit ihre durchfrorenen und durchnäßten Glieder zu erfrischen; da stürzten einige von Dunipace geflüchtete Einwohner plötzlich mit dem Schreckensruf ins Lager: „Um Gottes Willen, was macht Ihr hier denn noch! Die Hochländer werden in wenig Augenblicken zwischen Euch sein!“ — „Ergreift ihn, den Schuft, der falschen Alarm verbreiten will!“ schrieen einige Officiere.

„Laßt ihn los, oder laßt uns wenigstens erst sehen, ob er die Wahrheit spricht,“ riefen Andere. Zwei der Umstehenden stiegen auf einen Baum, und mit Hilfe eines Fernrohrs erkannten sie deutlich die dunkeln Colonnen, die sich am Horizonte nach Osten zu hinzogen. Es war kein Zweifel, das war der Feind.

Nun entstand die furchtbarste Verwirrung. Die Trommeln wirbelten, die Hörner bliesen Alarm. Das Fußvolk eilte nach seinen Waffenplätzen, die Reiter zu ihren Pferden. In der Hast wurden die Kochkessel umgeworfen, Zelte vom Sturmwind ergriffen und zu Boden geschleudert. Befehle und Gegenbefehle kreuzten sich. Man besann

sich, daß der Oberbefehlshaber gar nicht im Lager war, sondern in dem benachbarten Callenderhouse bei der Gräfin Kilmarnock Quartier genommen hatte. Die Rufe: „Was sollen wir thun? Wir haben keine Befehle!" wurden gehört. Der General Husk, als der älteste im Lager, brachte mit Mühe einige Ordnung in den Wirrwarr, während eine Ordonnanz entsandt wurde, um Hawley zu holen.

Dieser wollte sich eben an der reich besetzten Tafel seiner Wirthin niederlassen, als der Bote mit der Schreckensnachricht hereinstürzte. Sie, die ihren Gatten im feindlichen Lager wußte, verbarg mit Mühe ihre Freude und die Hoffnung auf eine Niederlage ihres übermüthigen Gastes.

Unentschlossenheit und Feigheit waren aber trotz aller seiner Schwächen nicht — Fehler des englischen Generals. Ohne sich die Zeit zu nehmen, seinen Anzug zu vervollständigen, ohne Hut, wie er war, schwang er sich zu Pferde und galoppirte nach dem Lager.

Hier hatte Husk inzwischen begonnen, die Truppen, wie immer, in zwei Treffen in einer neuen Schlachtlinie, mit der Front gegen Süden aufzustellen. Der rechte Flügel kam etwa dahin, wo bisher der linke gewesen war, hinter ihm, nach Norden zu, lag die Stadt Falkirk. Vor der Front zog sich der flache Höhenzug des Falkirk Muir hin. Sein holperiger, mit Felsblöcken besäeter Abhang, der jetzt mit blühenden Kornfeldern bedeckt ist, war damals mit braunem Haidekraut bewachsen und die Ebene, aus der er sich erhob, naß und sumpfig.

Es war klar, daß dasjenige von beiden Heeren, welches die langgestreckte Kuppe des Hügels zuerst besetzte, über den Gegner einen großen Vortheil haben würde.

Die britische Infanterie konnte kaum mehr hoffen, rechtzeitig dahin zu gelangen; denn die Signale und der Lärm im Lager hatten die Hochländer belehrt, daß ihr Marsch entdeckt sei. In unglaublicher Geschwindigkeit stellten diese nun auch ihre Colonnen in zwei Linien auf und rückten gegen das Muir an. Den rechten Flügel bildeten nach ihrem alten historischen Recht die Macdonalds. Sir George Murray befehligte sie selbst. Auf dem linken standen die Schaaren der Camerons und Stuarts; das Detachement Lord Drummonds schloß sich rechtzeitig hier an. Er selbst übernahm das Commando über den ganzen Heerestheil. Ein kleiner kahler Hügel hinter diesem diente dem Prinzen als Aufstellungsplatz während des Kampfes. Jetzt ist er

mit Holz bewachsen, doch heißt er „Charlies Hill“ bis auf den heutigen Tag. Zwischen dem linken Flügel der Hochländer und dem rechten der Briten zog sich fast von der Kuppe des Falkirk-Muir, in schräger Richtung nach der Stadt Falkirk zu, eine tiefe Schlucht mit steilen, abgerissenen Rändern.

So nützlich sie als Schutz gegen einen Angriff werden konnte, so hinderlich war sie der Bewegung der Reiterei. Die drei Regimenter, welche dem englischen General zur Verfügung standen, vereinigte man deshalb, der damaligen Regel entgegen, sämmtlich auf dem linken Flügel. In demselben Moment, als sie dort ankamen, erschien General Hawley baarhäuptig vor ihrer Front. Seine weißen Haare flatterten im Winde. Noch mochte es Zeit sein, den Hochländern in der Besetzung der Bergkuppe zuvorzukommen, wenn er mit den Reitern hinauf eilte. Doch die Steile des Abhanges erschwerte die Bewegung. Außerdem trieb der Wind den Reitern und Pferden eisig kalten Regen und Schneeflocken ins Gesicht, so daß sie kaum den Hang halb erstiegen hatten, als der rechte Flügel der Hochländer schon oben erschien. Nun galt es, sie wieder hinunter zu werfen.

Der damaligen Taktik entsprechend, rückten die drei Regimenter im Schritt weiter vor, um den Gegnern das Feuer zu entlocken. Cobhams Dragoner waren auf dem rechten Flügel, Hamiltons und Ligonniers auf dem linken. Der Oberst des letzteren befehligte das Ganze. Die Hochländer erwarteten das Herankommen der Reitermassen ruhig und geschlossen. Erst, als sie bis auf 20 Schritt sich genähert hatten, gaben sie ihre Salve ab. Etwa 80 Reiter stürzten. Auch ihr Führer sank zusammen. Doch schlossen sie rasch ihre Lücken. General Hawley selbst war noch in ihrer Nähe und rief ihnen einige ermunternde Worte zu. Zwei der Regimenter waren die, welche bei Preston so schimpflich geflohen waren. Sie namentlich wollten die Scharte auswetzen und zeigen, was sie vermochten. Entschlossen setzten sie den Pferden die Sporen in die Seiten und im scharfen Trabe gings weiter auf den Feind los. Noch hatte sich der Rauch der Salve nicht verzogen, da sahen sich die Hochländer schon überritten und zersprengt.

Aber jetzt geschah das Unerhörte. Ein Kampf, der in regulären Heeren, wenn nicht zu Ende, so doch entschieden zu werden pflegt, begann nun erst. Mit unbeschreiblicher Wuth wehrten sich die wilden Söhne des Nordens einzeln gegen die Reiter. Auch diese waren in

eine Menge von kleinen Haufen aufgelöst. Hier sah man die am Boden liegenden Hochländer den Pferden mit ihren Dolchen den Bauch aufschlitzen. Dort rissen sie die Reiter an den Kleidern von den Thieren und erdolchten sie. Andere feuerten mit ihren Pistolen in das Gewirr. Nur die wenigsten hatten genügend Platz, um von ihren Schwertern Gebrauch machen zu können. Es ist unmöglich, ein Gesammtbild von dem grauenvollen Kampfe zu geben, der während der folgenden Minuten sich nun abspielte. Nur einzelne Scenen von wildestem Muth, von hochherziger Aufopferung heben sich aus dem allgemeinen Gemetzel hervor. Macdonald von Clanranald lag unter einem erstochenen Pferde. Eben wollte sich der Reiter auf ihn werfen, da sah ein Hochländer seines Häuptlings Gefahr. Er eilte herbei und nach kurzem Zweikampf lag sein Gegner erdolcht am Boden. Rasch zog er nun Clanranald unter seiner Last hervor; dann stürzten sich beide von Neuem in den Kampf.

Lange konnten die Reiter ihren Gegnern, die mit der Hartnäckigkeit und Grausamkeit von Raubthieren fochten, nicht widerstehen. Bald suchten sich einzelne Gruppen aus dem Getümmel frei zu machen, andere folgten und endlich floh, was von den Dragonern noch zu Pferde saß, in wilder Auflösung den Abhang hinab.

Mittlerweile war die britische Infanterie im langsamen Vorrücken gegen die Höhe geblieben. Den linken Flügel befehligte General Hawley selbst, den rechten Husk; die Argyleshire-Miliz und das Glasgow-Regiment folgten hinter der Mitte. Die Geschütze waren beim Aufmarsch in einen Sumpf gerathen, aus dem sie nicht wieder los gemacht werden konnten. Auch die Artillerie der Hochländer hatte ihrem Umgehungsmarsch nicht folgen können, so daß beide Parteien in dieser Beziehung Nichts vor einander voraus hatten.

Es scheint, als wenn in Folge des holperigen unebenen Bodens die Ordnung beim Vormarsch etwas verloren gegangen wäre. Der linke Flügel des britischen Fußvolks war den Reitern eiliger gefolgt, als der rechte. Das grausige Unwetter, das den Engländern entgegen blies, verhinderte sie zu sehen, was auf der Bergkuppe vorging. Plötzlich jagten aus der Rauchwolke, die den Erdboden bedeckte, einzelne Reiter, dann ganze Haufen mit dem verzweiflungsvollen Rufe auf sie zu: „Brüder, heute werden wir alle massakrirt!“ Die Dragoner, sinnlos vor Schrecken, nicht mehr Herren über die durchgehenden Pferde, durchbrachen ihre eigenen Infanterielinien. Um das Maß des

Unglücks voll zu machen, kamen nun noch die Haufen der verfolgenden Hochländer fast gleichzeitig mit ihnen den Hügel herunter.

Vergeblich hatte Murray zuerst versucht, die von der Reiterei gesprengten Abtheilungen einigermaßen wieder zu ordnen. Kaum hatten die Macdonalds von Keppoch begonnen, sich um ihre Fahnen zu sammeln, da riß schon der Ansturm der gesammten hochländischen Linie, die beim Anblick der fliehenden Reiterei unaufhaltsam vorbrach, auch sie mit sich fort. Unwiderstehlich, wie ein Gebirgsstrom, der seine Dämme durchbricht, stürmten die Clane den Abhang herab.

In diesem Augenblick jagten Cobhams Reiter, die nicht ganz in die schamvolle Flucht von Ligonniers und Hamiltons Regimentern mit fortgerissen waren, zwischen den beiden feindlichen Linien hinunter, um hinter dem englischen rechten Flügel Schutz zu suchen. Sie wurden mit einem Flintenfeuer, welches längs der ganzen hochländischen Front hinunter rollte, begrüßt. Doch gelangten sie ohne zu viel Verluste an die oben erwähnte Schlucht, auf deren Grunde weiter reitend, sie ziemlich geschützt ihren neuen Aufstellungsplatz erreichten.

Im Laufen luden die Hochländer ihre Musketen von Neuem. Das erste Treffen der britischen Infanterie, schon erschüttert, zum Theil von der eigenen Cavallerie durchbrochen, versuchte noch eine Salve abzugeben. Schnee und Sturm schlugen ihnen aber ins Gesicht und verhinderten das Zielen. Ein großer Theil der Gewehre versagte wegen der Nässe. Dagegen riß das erneute Feuer der Hochländer bedenkliche Lücken und ehe sich der dichte Pulverdampf verzogen, der die Feinde einhüllte, hatten diese schon die Gewehre weggeworfen und waren mit dem Kriegsruf: „Claymore!“ mitten unter ihnen.

Nun war kein Halten mehr. Vergebens ermahnte Hawley seine Krieger zur Gegenwehr. Die erste englische Linie machte Kehrt und und stürzte sich auf die zweite. Auch sie wurde fortgerissen und in wilder regelloser Flucht, Gepäck und Waffen fortschleudernd, rannte Alles davon. In weniger, wie einer Viertelstunde war aus einem stolzen, siegesgewissen Heere eine elende Bande zucht- und waffenloser Flüchtlinge geworden.

Die Milizen und das Glasgow-Regiment hatten natürlich schon längst das Weite gesucht; nur zwei Infanterie-Regimenter der ersten Linie (Price und Ligonnier) und eins der zweiten (Barrel) retteten die Ehre des englischen Namens. Die Schlucht vor dem rechten britischen

Flügel schützte sie vor einem Angriff in der Front. Auch scheint dieser den linken Flügel der Hochländer etwas überragt zu haben. Als nun die Schaaren der Camerons und Stuarts an ihnen vorbei stürmten, schwenkten sie links und gaben ein mörderisches Flankenfeuer ab. Diese plötzliche, unerwartete Salve rief einen panischen Schrecken unter den Hochländern hervor. Sie stutzten und wichen. Ein Häuptling der Stuarts, John Roy Stuart, der in französischem Dienst gestanden hatte, rief dazwischen: „Wir sind in einen Hinterhalt gefallen; um Gottes Willen hört auf zu verfolgen, sonst sind wir verloren!“ und machte die Confusion noch größer. Von Clan zu Clan ging der Ruf und im Nu waren die eben noch siegestrunkenen Haufen der Camerons, Stuarts, Frasers und Gordons-Regiments auf dem linken hochländischen Flügel aufgelöst, und flohen in wilder Eile vom Schlachtfelde. Erst in Dunipace gelang es spät Abends, sie einigermaßen wieder zu sammeln.

General Husk und der Brigadier, Oberst Cholmondeley mußten jedoch einsehen, daß sie mit ihren drei Bataillonen das Schicksal der Schlacht nicht mehr ändern konnten. Vielmehr rückte nun Carl selbst, der von seinem Standpunkt die Auflösung und Flucht des linken Flügels bemerkt hatte, mit den bis jetzt zurückgehaltenen irischen Pikets und einigen anderen Abtheilungen gegen sie an. Es blieb ihnen Nichts übrig, wie den Rückzug des übrigen Heeres zu decken. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zogen sie langsam nach Falkirk ab. Cobhams Reiter-Regiment schloß sich an; das Ganze bewahrte aber eine musterhafte Ordnung und gab ruhig und geschlossen, wie auf dem Exercierplatze, seine Salven ab.

Der kurze Wintertag ging zu Ende. In Folge des schauderhaften Wetters senkte sich die Dunkelheit noch früher, als sonst auf die Gefilde.

Sir George Murray auf dem rechten Flügel wagte, Angesichts der entschlossenen Haltung der kleinen englischen Abtheilung, mit den wenigen Haufen, die er von den in der Verfolgung und Plünderung aufgelösten Clanen sammeln konnte, nicht, gegen Falkirk vorzudringen. Drummond's Truppen auf dem linken Flügel waren zum größten Theil in panischem Schrecken auseinander gelaufen und hielten die Schlacht für verloren. Mit den wenigen geschlossenen Truppenabtheilungen, die hier noch zusammen waren, folgte er den Engländern in respectvoller Ferne.

Er sah in ihrem Rückzuge nur eine Finte, um ihn in den Hinterhalt zu locken. Sein eigenes Regiment, die Royal-Scots, war bei dem überraschenden Flankenfeuer mit in die allgemeine Flucht hineingerissen worden.

„Diese Männer haben sich bei Fontenoy bewunderungswürdig geschlagen," sagte er, „wenn die, vor denen sie so eben flohen, sich nun zurückziehen, so kann das nur eine Kriegslist sein."

So konnten die Engländer unbelästigt Falkirk erreichen. Die Flüchtigen gewannen mittlerweile einen weiten Vorsprung, und es war schon vollständig finster, als die Hochländer endlich sich in die Stadt wagten, die sie zu ihrem Staunen ganz verlassen fanden. Lord Kilmarnock ritt nun mit einigen Reitern auf ihm bekannten Nebenwegen noch weiter vor. Als er aber spät Abends die überraschende Kunde zurückbrachte, daß er die Masse des englischen Heeres in kleine Haufen Flüchtiger aufgelöst gesehen habe, die in schreckensvoller Hast auf der Straße und quer über die Felder nach Linlithgow zu liefen, war es zur Verfolgung zu spät. Keine menschliche Macht hätte es vermocht, die Hochländer zu sammeln, die über das Schlachtfeld zerstreut, theils ihre weggeworfenen Flinten wieder suchten, theils die Todten plünderten und die reiche Beute auflasen. Vergeblich hatten die Engländer versucht, vor ihrem Abzuge die Zelte in Brand zu setzen. In dem furchtbaren Regenwetter wollten sie nicht brennen. Nun fielen sie, wie die 10 Geschütze, die im Sumpfe stecken geblieben waren, in die Hände der Sieger.

Carl selbst, ungewiß über den Ausgang, blieb bis 7½ Uhr Abends auf dem Schlachtfelde; dann ritt er in die Stadt. Mit Fackeln leuchtete man ihm nach dem Hause, in dem in aller Eile für ihn Quartier gemacht war. Es gehörte der Wittwe eines Arztes, Namens Graham, und war das größte des Orts. Dennoch waren die Räumlichkeiten so beschränkt, daß dasselbe Zimmer zum Speisen und Schlafen dienen mußte. Jetzt ist das Post-Bureau darin.

Hier erhielt Carl nach und nach die Nachrichten, welche die Vollständigkeit des Sieges erkennen ließen. Macdonald von Lochgarry wurde entsendet, um die auseinandergesprengten Clane des linken Flügels zu sammeln. Er fand nach langem Suchen um 8 Uhr Abends den Master von Lovat, Sir Lewis Gordon und noch sechs andere Häuptlinge in Dunipace, im Hause eines Herrn Primrose, gänzlich hoffnungslos und niedergeschlagen. Sie hielten Alles für verloren. Sie glaubten, die ganze hochländische Armee sei, wie ihre eigenen

Schaaren, in wilder Auflösung geflohen. Ihre Ueberraschung und Freude war daher groß; doch ihr Versuch, die Flüchtigen zu sammeln, war eben so vergeblich, wie der, die Sieger wieder zu ordnen.

Es goß fortwährend in Strömen vom Himmel; die wilden Hochländer ließen sich aber dadurch nicht abhalten, die Nacht hindurch die Plünderung fortzusetzen. Nur Wenige suchten den Schutz der Häuser von Falkirk auf. So fleißig waren sie bei ihrer grausigen Arbeit, daß, als die Sonne am nächsten Morgen aufging, sie auf dem Schlachtfelde außer werthlosen Trümmern, nur noch die nackten Leichname der Erschlagenen beleuchtete. Ein Augenzeuge erzählt, die weißen Körper hätten am Abhange des Hügels so dicht gelegen, daß sie von Weitem ausgesehen hätten, wie eine Heerde weidender Schafe. Eine besondere Wache hatte kaum die verlassenen Geschütze vor der Habsucht der Räuber schützen können.

Der Morgen nach der Schlacht verging in nutzlosen Streitigkeiten. Murray und Drummond machten sich einander die heftigsten Vorwürfe über die unterlassene Verfolgung. Wenn der Letztere beschuldigt wurde, daß die kleine geschlossene englische Abtheilung ihm zu sehr imponirt hätte, so mußte Murray dagegen hören, daß er seinen siegreichen Flügel in einen Zustand der Auflösung habe gerathen lassen, der jede Ausbeutung des Sieges unmöglich machte.

Beide Beschuldigungen sind gerechtfertigt; sie sind aber in den immer bestehenden Verhältnissen der hochländischen Armee begründet, die nie unfähiger zum Handeln war, als unmittelbar nach einem Siege. Die Kritik kann die Unterlassung der Verfolgung bedauern; sie muß aber anerkennen, daß ein anderes Resultat auch unter dem genialsten Feldherrn nicht zu erwarten gewesen wäre.

Wie eigenthümlich die Zustände innerhalb des Rebellenheeres waren, sollte noch an demselben Tage ein Ereigniß beweisen, welches dieselben in schlagendster Weise illustrirt. Einer der Clansmänner von Clanranald hatte eine englische Flinte auf dem Schlachtfelde erbeutet und in die Stadt gebracht. Als er sie vor dem Fenster seines Quartiers untersuchte, ging der Schuß los und tödtete einen Sohn Glengarrys, der gerade vorbei ging. Nun erhob sich der ganze Stamm Glengarrys und schrie nach Rache. Es half nichts, daß man dem Opfer des unglücklichen Zufalls alle möglichen Ehren bei der Beerdigung erwies, daß Carl selbst mit seiner Umgebung in feierlichem Zuge der Leiche folgte. Die Glengarrys verlangten im wilden Geschrei Blut um Blut.

Clanranald mußte nachgeben und seinen unglücklichen Lehnsmann ausliefern, der dann sofort herausgeführt und erschossen wurde. Der eigene Vater desselben, als er sah, daß er seinen Sohn nicht retten konnte, schloß sich dem Executions-Commando an, um wenigstens durch sicheres Zielen seine Leiden abzukürzen. Trotzdem aber hielt ein großer Theil der Glengarrys die Beleidigung, die dem Stamme widerfahren war, noch nicht gesühnt. Sie verließen, Wuth und Rache athmend, das Lager und kehrten nach Hause zurück.

Andere Schaaren entwichen in den nächsten Tagen ohne Erlaubniß, um nach ihrer unverbesserlichen Gewohnheit ihre Beute in den heimathlichen Thälern in Sicherheit zu bringen. Das hochländische Heer erlitt so durch seinen Sieg mehr Einbuße an seiner Kopfstärke, wie ihm die blutigste Niederlage kaum zugefügt haben würde. Sein Verlust im Kampfe selbst war sehr unbedeutend gewesen; er betrug an Todten und Verwundeten nicht 160 Mann. Die Engländer dagegen hatten gegen 400 Todte und Sterbende auf dem Schlachtfelde gelassen. Unter den ersteren war der Oberst Sir Munro of Fouls, drei Oberstlieutenants und neun Hauptleute. Dazu waren gegen hundert Gefangene in die Hände des Feindes gefallen; unter ihnen befand sich Sir John Home, der Geschichtsschreiber des Aufstandes. Sämmtliche Geschütze, die Munitionsvorräthe und die Bagage hatten die Engländer gleichfalls auf ihrer eiligen Flucht zurückgelassen.

Die Gefangenen, mit Ausnahme derer, welche dem Glasgow-Regiment angehörten, wurden gut behandelt. Den größten Theil schaffte man unter Bedeckung nach dem festen Schlosse von Doune, von wo es einigen, darunter Home, bald gelang, zu entspringen.

Auf dem Marsche dahin machten die Unglücklichen ihren Gefühlen bitterster Enttäuschung Luft, als sie sich nun sehr gegen ihre Erwartung in den Händen des verachteten hochländischen „Janhagels" sahen. Auf die hochmüthigste Zuversicht war die tiefste Verzweiflung gefolgt und Einzelne hörte man murmeln: „Bei Gott, wenn Charlie in dieser Weise fortfährt, so wird Prinz Friedrich niemals König werden."

Die hochländische Armee beklagte den Verlust eines einzigen Gefangenen. Die merkwürdige Art, wie er in die Hände des Feindes fiel, verdient erzählt zu werden. Der Bruder des Häuptlings Macdonalds von Keppoch, Major in dem Clan der Macdonalds, hatte bei dem Gefechte mit der britischen Reiterei ein schönes Pferd sich erkämpft. Eben hatte er es bestiegen, als die britischen Dragoner sich

zur Flucht wandten. Dem ungeübten Hochländer war es unmöglich, den Eifer des Thieres zu bändigen, das sich von seinen alten Kameraden nicht trennen wollte. Nun wandte sich das Blatt. Das Pferd, das er glaubte, gefangen zu haben, nahm ihn gefangen. Unaufhaltsam ward er in die Flucht der Reiter mit fortgerissen, und fand sich bald, sehr gegen seinen Willen, inmitten der feindlichen Reihen. Als die Fliehenden einen Augenblick hielten, riß und stieß man ihn vom Pferde. Mit Mühe konnte er vor weiteren Mißhandlungen geschützt werden und im Triumph ward der Unglückliche sodann zu Fuß mit fort geführt, um bald nachher auf dem Schaffot zu enden.

Die englische Armee hatte in vollständiger Auflösung am 17. Abends Linlithgow erreicht. Da die gefürchteten Verfolger nicht erschienen, so gelang es, die Flüchtigen einigermaßen zu sammeln. Aber die Zelte waren verloren. Mäntel führten die Soldaten damaliger Zeit nicht mit sich. Ihre erste Sorge war daher, ihre durchfrorenen und durchnäßten Glieder zu trocknen und zu erwärmen. Auf allen Heerden zündeten sie gewaltige Feuer an, zum Schrecken der Einwohner. Vergeblich machte eine kühne Dame, eine Angehörige der Livingston'schen Familie, den General Hawley auf die Gefahr aufmerksam, mit der die Sorglosigkeit der Soldaten die Häuser bedrohte. Er wies sie schnöde ab, so daß sie mit scharfem Spott entgegnete: „Ich kann eben so schnell vor dem Feuer fliehen, wie Sie, General!" und sofort nach Edinburg abreiste.

Wenige Stunden nachher zeigte es sich, wie berechtigt ihre Mahnung gewesen war. Noch in derselben Nacht ging der alte Palast von Linlithgow, wo einst die Wiege der unglücklichen Maria Stuart gestanden hatte, in Flammen auf. Sein Brand leuchtete wie eine Todtenfackel dem letzten Siege, der für die Rechte ihres Stammes erkämpft ward, ehe seine Hoffnungen für immer ins Grab sanken. Wenige morsche Mauerreste, mit Epheu überzogen, sind Alles, was von den ehrwürdigen Hallen übrig geblieben ist.

Am 18. Januar zog das englische Heer entmuthigt und beschämt in die schottische Hauptstadt wieder ein, die es vor fünf Tagen siegesgewiß verlassen. Hawley selbst war äußerst niedergeschlagen. Doch bald kam seine alte grausame Natur wieder zum Vorschein. Seine Rachsucht traf seine eigenen Soldaten und, statt gefangener Hochländer, ließ er diejenigen an die im Voraus errichteten Galgen hängen, von denen er glaubte, daß sie das Beispiel zur Flucht gegeben hätten.

Die Nachricht der Niederlage von Falkirk erreichte London gerade an dem Tage eines großen Drawing-Rooms. Alle Anwesenden waren von Schrecken ergriffen. Sie sahen bereits von Neuem die hochländischen Schaaren in England einbrechen, ihre Landsitze von einem rachedürstenden Feinde geplündert, die Hauptstadt in Flammen. Nur des Königs Herz war der Furcht unzugänglich, und des Herzogs von Cumberland Vertrauen auf die Ueberlegenheit der englischen Waffen unerschüttert. „Seien Sie versichert," sagte er zu dem Earl von Marchmont, „nur der Mangel an Disciplin hat das unglückliche Ereigniß herbeigeführt. Mit denselben Truppen, die Hawley noch hat, will ich unverzüglich die Rebellen angreifen und zu Paaren treiben!"

Man erzählt sich, daß der General Cope seine Schadenfreude über das gleiche Schicksal seines Nachfolgers nicht habe unterdrücken können. Er hatte Wochen vorher bedeutende Wetten ausgeboten, daß der erste Feldherr, den man gegen die Hochländer sendete, dieselbe Niederlage, wie er, erleiden würde. Nun hatten die Ereignisse nicht allein seine Wahrsagung bestätigt, sondern ihm auch bedeutende Summen eingebracht. Ein Kriegsgericht hatte ihn zwar von Schuld freigesprochen; doch durfte er jetzt erst wieder wagen, sich in London in unverhängter Senfte zu zeigen, ohne vom Volke mit Hohngeschrei begrüßt zu werden.

Carl Eduard war schon am 18. Januar Nachmittags nach Bannockburn zurückgekehrt. Mit einer Buchdruckpresse, die man von Glasgow mitgebracht hatte, wurde auf einem kleinen Quartblatt ein Bericht über die Schlacht gedruckt und im Lande verbreitet. Er war die letzte Proclamation, die unter Carls vorübergehender Herrschaft in Schottland veröffentlicht ward. Einen ausführlichern, von Sheridan verfaßten Bericht schickte man durch einen besonderen Boten an die Höfe von Versailles und Madrid. Das hochländische Heer folgte am 19. und nahm die Belagerung von Stirling mit erneuten Kräften wieder auf.

Man hat diesen Entschluß vielfach getadelt, man hat gesagt, der Prinz hätte den Rathschlägen des Ingenieurs Mirabelle zu viel Gehör gegeben, der ihm versprach, das Schloß binnen 48 Stunden in seine Hände zu liefern. Indeß, eine unparteiische Beurtheilung der Sachlage muß anerkennen, daß des Prinzen Entschluß, nachdem die Verfolgung und Zersprengung des feindlichen Heeres am 17. Abends einmal versäumt war, der einzig richtige und mögliche war, mag er auch nicht so sehr aus einem

überlegenen militärischen Urtheile, wie aus seiner Vorliebe für des französischen Ingenieurs überspannte Ideen hervorgegangen sein, oder aus der unklaren Idee, daß man im Kriege nie eine Unternehmung aufgeben dürfe, die man einmal begonnen hat. Auch die hochländischen Führer waren derselben Ansicht, obgleich sie in dieser Zeit gegen Carl schon oft ihre Mißstimmung darüber nicht verhehlten, daß er nie mehr ihren Rath, sondern stets nur den der Ausländer in seiner Umgebung in Anspruch nahm. — Der größte Feldherr der neueren Zeit hat unter denselben Verhältnissen genau dasselbe gethan. In dem Feldzuge von 1796, der den Ruhm Bonapartes zuerst begründete, befand er sich während der Belagerung von Mantua in ähnlicher Lage, wie die Hochländer vor Stirling, und jedes Mal kehrte er zur Einschließung der Festung zurück, wenn er die Entsatzheere geschlagen hatte.

Daß man Zeit gewann, die Belagerung ungestört fortzusetzen, war der wesentliche und nicht zu unterschätzende Gewinn, der aus dem Siege von Falkirk hervorging. Man thut deshalb sehr unrecht, denselben als ergebnißlos hinzustellen, und es ist überflüssig, das anhaltende Regenwetter am 18. Januar als Grund dafür anzugeben, daß an diesem Tage keine Verfolgung ins Werk gesetzt wurde, die nach menschlicher Berechnung gar kein Resultat erzielt haben würde.

Daß die Belagerung von Stirling trotz des erlangten Zeitgewinnes nicht zu dem Ende führte, wie die Einschließung von Mantua, hat seinen Grund in Verhältnissen, die von der Schlacht bei Falkirk ganz unabhängig sind. Der Batteriebau ging langsam vorwärts. Tag nach Tag verging, ehe der leichtfertige Franzose die Geschütze in Position bringen konnte. Dann kam die Nachricht, daß der englischen Armee neue Verstärkungen zugegangen seien. Scotts Füsilier- und Sempills Infanterie-Regiment von der früheren Armee des Herzogs von Cumberland, sowie Blands und St. Georges Dragoner und Kingstons leichte Reiter trafen in Edinburg ein. Man mußte also auf eine baldige Wiederholung des Entsatz-Versuchs gefaßt sein.

Carl hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu der Ueberlegenheit der hochländischen Waffen, die er bis jetzt stets mit Leichtigkeit hatte siegen sehen, und wünschte Nichts sehnlicher, wie eine neue Schlacht. Es war ihm unzweifelhaft, daß man Hawley zum zweiten Male dasselbe Schicksal, wie bei Falkirk bereiten würde. Auch die hochländischen Führer schienen diese Ansicht zu theilen. Noch am 29. Januar zeigte Lord George Murray dem Prinzen einen Plan für den beabsichtigten An-

griff, dem dieser eigenhändig einige Aenderungen hinzufügte. Auch waren die Verwundeten und Kranken in Rücksicht auf die bevorstehende Schlacht bereits nach Dumblane zurückgeschickt.

Die vollständige Meinungs-Aenderung, welche bis zum nächsten Morgen eintrat, erscheint daher fast unbegreiflich. Sie läßt sich nur einigermaßen erklären, wenn man annimmt, den Häuptlingen sei noch am Abend des 29. eine bestimmte Nachricht über den Commando-Wechsel in der englischen Armee zugegangen. In der That war nun, nachdem die Gefahr einer französischen Landung vorüber zu sein schien, der Herzog von Cumberland zum Oberbefehlshaber im Norden ernannt. Da er am 25. Januar bereits von London abgereist war, so mußte man seiner Ankunft täglich entgegensehen, und die energische Weise, mit der er die Hochländer bis Carlisle verfolgt hatte, ließ auch für die Zukunft nichts Gutes erwarten.

Dem sei wie ihm wolle; am 30. Januar erschien plötzlich ein junger hochländischer Officier im Quartier des Prinzen in Bannockburn und brachte eine von sämmtlichen Führern unterzeichnete Erklärung, welche den sofortigen Rückzug nach dem Norden verlangte. Die Namen Sir George Murrays, Lochiels, Keppochs, Clanranalds, Ardschiels, Lochgarrys, Scothouses und Simon Frazers, des Masters von Lovat, standen darunter. Das Memoire, welches uns vollständig erhalten ist, war das Ergebniß eines am Abend vorher von Lord Murray selbständig, ohne Vorwissen Carls, berufenen Kriegsraths. Es beklagt die geringe Kopfstärke, auf welche die hochländische Armee in Folge der vielen Desertionen zusammen geschmolzen sei. Eine Schlacht sei daher aussichtslos. Man müsse vielmehr, um der drohenden Gefahr zu entgehen, unverzüglich nach dem Norden abziehen. „Wir bitten daher Ew. Königliche Hoheit demüthigst und inständigst", fährt das Document fort, „unverzüglich nach den Hochlanden aufzubrechen. Dort können wir den Rest des Winters benutzen, die englischen Forts zu nehmen und so viel unserer Unterthanen unter den Waffen halten, wie wir bedürfen, um uns zu behaupten und den Feind zu hindern, uns in die Berge zu folgen. Im Frühjahr aber zweifeln wir nicht, daß wir eine Zahl von 16,000 Hochländern zusammen bringen können, mit denen wir Ew. Königlichen Hoheit folgen wollen, wohin es Ihnen gefällt".

Carl war durch diese Erklärung wie vom Donner gerührt. Sie enthüllte ihm mit einem Male die ganze Tiefe der Mißstimmung, die

zwischen ihm und den hochländischen Führern bestand. Daß Sir George Murray die Haupttriebfeder von Allem war, konnte ihm nicht entgehen. Von ihm besonders hatte er sich seit dem unglücklichen Rückzuge aus England immer mehr zurückgezogen, um seinem Secretair Murray von Broughton, dem Sir Thomas Sheridan und den Fremdlingen in seiner Umgebung sein alleiniges Vertrauen zu schenken.

Es ist natürlich, daß sich die stolzen Häuptlinge dadurch verletzt und zurückgestoßen fühlten, während Sir George durch seine Kenntniß ihrer Eigenthümlichkeiten und seine gereifte Erfahrung täglich unumschränkteren Einfluß auf sie gewann.

Nun mußte der Prinz zu seiner Enttäuschung erkennen, daß aus trotzigen Untergebenen seine Herren geworden waren, die ihn nicht einmal mehr um seine Meinung fragten, und daß die Armee, die er zu befehligen glaubte, sich um seine Befehle nicht kümmerte. Die offenbare Unwissenheit der französischen Ingenieure, der Mißerfolg der unternommenen Belagerungsarbeiten hatten dem Heere den Rest des Vertrauens auf seine militärischen Fähigkeiten genommen. Mochte er auch in Bezug auf den künftigen Operationsplan dieselben Gedanken haben, die nachher Napoleon I. zum gefeierten Feldherrn machten, seine persönliche Stellung glich vielmehr der von dessen unglücklichen Neffen, als er von Metz nach Chalons, von Chalons nach Sedan willen- und einflußlos von den Generalen innerhalb seiner eigenen Truppen mitgeschleppt wurde.

Carl war außer sich, als er die Botschaft las, die ihm die letzte Hoffnung auf einen günstigen Erfolg raubte. Im ersten Ausbruch seiner dumpfen Verzweiflung rannte er mit dem Kopf die Wand und rief: „O Gott, habe ich gelebt, um ein solches Unglück zu sehen!" Als er ruhiger geworden war, versuchte er, die Führer von ihrer Ansicht abzubringen, indem er ihnen durch Sir Thomas Sheridan Vorstellungen machen ließ. Auch das war vergeblich. Der 1. Februar war bereits für den Abmarsch festgesetzt.

Dann versuchte er, wenigstens die Belagerung zu einem raschen Ende zu bringen. Mit unsäglicher Mühe wurden noch am 30. Januar drei der schweren Geschütze in Position gebracht, für die nun endlich die Stände und Scharten vollendet waren. Kaum hatte man aber einige Schüsse abgegeben, so waren schon sämmtliche Geschütze von der Festung aus, von wo die Batterie so vollständig eingesehen ward, „daß man die Schuhschnallen der Artilleristen erkennen konnte", — demontirt.

Nun war Alles vorbei. Mirabelles Unwissenheit und des Prinzen Leichtgläubigkeit hatten sich vor dem Heere in ihrer ganzen Größe gezeigt. —

Am 31. vernagelte man die noch unversehrten Belagerungsgeschütze; denn nur die leichten Kanonen konnte man nach Norden mitnehmen. Dann sprengte man das Pulvermagazin von St. Ninians in die Luft. Dabei verfuhr man so unvorsichtig, daß die alte ehrwürdige Kirche, welche in der Nähe stand, mit aufflog und einige der Landes-Einwohner, sowie die mit der Sprengung beauftragten Artilleristen unter ihren Trümmern begrub.

Am Sonnabend, den 1. Februar, in der Frühe, trat die hochländische Armee sodann ihren verhängnißvollen Marsch nach Norden an.

Achtes Kapitel.

Der Herzog von Cumberland war nach einer ununterbrochenen Fahrt von vier Tagen und vier Nächten am 31. Januar Morgens in Edinburg angekommen. Mit der Uebernahme des Commandos der Armee durch ihn beginnt die letzte traurigste Periode des Aufstandes, der nun unaufhaltsam seinem Ende entgegen ging.

Der Herzog stand fast in demselben Alter wie sein fürstlicher Gegner; nur vier Monate war er später wie dieser geboren. — Zwei Prinzen des königlichen Hauses Hannover haben den Titel eines Herzogs vom Cumberland geführt. Beide leuchteten unter den tapferen Fürsten ihres Geschlechts durch Tapferkeit hervor. Beide waren leidenschaftliche und energische Soldaten. Beide hatten das Schicksal, daß sie in ihrer Jugend in Folge von gewaltsamen Handlungen, zu denen ihr heftiges Temperament sie fortriß, der englischen Nation verhaßt waren und daß sie erst im reiferen Alter wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften allgemein verehrt wurden. Der eine derselben war William, der zweite Sohn Georgs II., der andere Ernst August, der Sohn Georgs III. und nachheriger König von Hannover.

Der ältere Cumberland war eine echt soldatische Natur. Die starre Disciplin des Königs Friedrich Wilhelms I. von Preußen war ihm das Vorbild, nach dem er die englische Armee zu modeln suchte. In den langen Friedensjahren hatte die alte Zucht des großen Malborough allmählig nachgelassen. Der Herzog fand also ein großes und ergiebiges Feld für seine Thätigkeit. Unermüdlich und beharrlich war er in seinen Bestrebungen und, mag seine Strenge auch bisweilen das nothwendige Maß überschritten haben; so verdankt seinem Einflusse doch das britische Heer jenen ausgezeichneten Geist willigen Gehorsams und unübertroffener Tapferkeit, mit dem es zehn Jahre später in den siebenjährigen Krieg eintrat.

Allerdings war der Herzog kein eminentes Feldherrn-Genie, aber er besaß einen scharfen Verstand. In jener Periode, wo England merkwürdig unfruchtbar an militärischen Talenten war, leuchtete er daher dennoch unter allen Generälen hervor, und vielleicht würde er, wenn das Glück ihn mehr begünstigt hätte, zu den begabteren Führern seiner Zeit gerechnet werden.

Den Mangel an Genialität ersetzte er durch eine nie nachlassende Thätigkeit und Energie. Die Soldaten mochten ihn trotz seiner Strenge gern; denn sein persönlicher Muth imponirte ihnen. Er strebte, gerecht zu sein, sorgte für sie und theilte alle Strapazen mit ihnen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß sein Urtheil oft durch seine Leidenschaften beeinflußt wurde, die wild und unzähmbar waren.

Man kann sich fast keinen größeren Gegensatz denken, wie zwischen den beiden Prinzen, die hier gegen einander kämpften. Carl gewann mit der wunderbaren Grazie seines Auftretens und seiner schlanken Jünglingsgestalt, mit einem leichten Sinn, den oft flüchtige Genie-Blitze erhellten, im Fluge die Herzen Aller, die mit ihm in Berührung kamen. Aber so sehr das Glück seinen Geist erhob, so sehr machten Unglücksfälle ihn niederschlagen.

Der Herzog von Cumberland dagegen war keine Persönlichkeit, die sich begeisterte Liebe erwerben konnte, aber er erzwang sich die Achtung Aller, die ihn näher kannten. Er hatte schon früh den Ernst und die stetige Energie eines gereiften Mannes. Seine Außenseite war rauh und ungefällig; seine Gestalt plump, und bereits in jungen Jahren neigte er zur Wohlbeleibtheit. Sein Charakter war nicht liebenswürdig, aber er war durch und durch rechtlich, und auf sein Wort konnte man unbedingt vertrauen. Widrige Zufälligkeiten konnten

ihn in seinen Entschlüssen nicht wankend machen; Glücksfälle ihn nicht zu Illusionen verleiten. Er hatte eine hohe Meinung von Ehre und Pflicht. Desertionen und Meutereien waren ihm unter allen militärischen Verbrechen am meisten verhaßt. Seines Vaters Herrschaft über seine Unterthanen sah er ebenso unumschränkt und unumstößlich an, wie seine eigene über die Armee. Gegen Rebellen fühlte er deshalb denselben Haß und dieselbe Nothwendigkeit zu strafen, wie er sie gegen aufrührerische Soldaten gefühlt haben würde. Er hielt es für eine Schande, nur an die Möglichkeit einer Unterhandlung mit ihnen zu denken. Ihm gegenüber war es, seiner Meinung nach, ein Verbrechen am Staat, ein gegebenes Versprechen zu halten. Selbst ein Ehrenwort, wie es die Noth den Gefangenen oft abgezwungen hatte, war, wie er glaubte, nicht bindend. Besondere Motive politischer, militärischer und persönlicher Natur kamen dazu, um des Herzogs Mißstimmung gegen die Aufständischen in diesem besonderen Falle noch zu verschärfen.

Er vertrat das ganze freie protestantische England gegen die Tyrannei der katholischen Stuarts. Gegen den, der es wagte, gegenüber der Legitimität eines Parlaments-Beschlusses die Legitimität seiner Geburt in die Wagschale zu werfen, vereinigte er in sich den gesammten Haß des Landes mit dem besonderen seiner Familie. Dieser Haß war aber stark mit einer Verachtung gemischt, wie sie der General empfinden muß, der mit einem, in jahrelanger mühsamer Arbeit gebildeten Heere einem Haufen, wie er meinte, zucht- und ehrloser Bergbewohner gegenüber steht. Nun hatten diese Halbwilden nicht allein die britischen Heere stets geschlagen, sie waren sogar seiner eigenen Verfolgung durch eine Reihe unglücklicher Zufälligkeiten entschlüpft. Die Verachtung hatte allmählig dem Durst nach Rache, dem heftigsten Zorn Platz gemacht. Und dieser concentrirte sich zumeist auf den unglücklichen Prinzen, dessen ganze Persönlichkeit, dessen am französischen Hofe gebildeten Manieren seiner derben deutschen Natur doppelt unsympathisch sein mußten und der trotzdem, daß er kein geschulter General war, sich Lorbeeren in reicher Zahl erworben hatte.

Die Aufständischen hätten also kaum einen erbitterteren Gegner finden können, und es ist leider nicht zu leugnen, daß die erbarmungslose Weise, mit der er gegen sie auftrat, in neuerer Zeit kaum von orientalischen Despoten, oder von den französischen Machthabern in den schrecklichsten Zeiten der Revolution übertroffen ist.

Er begnügte sich nicht damit, die Empörer selbst, die in seine Hände fielen, die ganze Strenge des Gesetzes empfinden zu lassen. Auch gegen die unglücklichen Frauen, gegen die Familien, gegen die Besitzungen der Unglücklichen wütheten Cumberlands Soldaten mit schonungsloser Grausamkeit, ohne daß er sie hinderte. Was er nur Gerechtigkeit nannte, erschien selbst seinen Zeitgenossen als der Ausbruch eines blutdürstigen Hasses. Nie fühlte er eine Regung des Mitleidens oder des Erbarmens, und es kann nicht geleugnet werden, daß der Beiname, „der Schlachter", den ihm die Schotten zu der Zeit gaben, nicht unverdient ist.

Nach seiner Ankunft in Edinburg gönnte sich der Herzog nur zwei Stunden Ruhe. Er benutzte dasselbe Bett, in dem der Prinz während seiner Residenz in dem Palast von Holyrood geschlafen hatte. Dann berief er die Generäle Hawley und Huske zu einer Conferenz, in welcher die weiteren Operationen berathen wurden. Dem ersteren hatte er trotz seiner Niederlage seine Achtung und sein Vertrauen bewahrt. Er sollte nunmehr unter ihm den einen Flügel befehligen, während der Earl von Albemarle das Commando über den andern erhielt. Man beschloß, sofort am nächsten Tage aufzubrechen, um Stirling zu entsetzen.

Nachmittags ward in denselben Hallen des Palastes, die im October Carls lustige Feste gesehen hatten, ein feierliches Lever abgehalten. Alle loyalen Einwohner drängten sich herzu, um dem Sohne des Königs zu huldigen. Die Männer wurden zum Handkuß zugelassen. Die wenigen whiggistischen Damen von Rang aber, welche erschienen, umarmte der Herzog und küßte sie, indem er wiederholt seine Befriedigung über ihre Loyalität und ihren Eifer aussprach.

Am 31. Januar in der Frühe brach das englische Heer auf. Nur dreißig Stunden hatte der Herzog im Ganzen in der schottischen Hauptstadt verweilt. Die Soldaten waren kampfesmuthig und voll Vertrauen auf ihren königlichen Führer, der es verstanden hatte, sich ihre Zuneigung dadurch zu erwerben, daß er Hawleys grausame Urtheile, soweit sie noch nicht vollstreckt waren, cassirte. Die Nacht brachte man in Linlithgow zu. Am nächsten Morgen gings weiter. Der Herzog marschirte zu Fuß an der Spitze seiner Truppen. Als er in Falkirk ankam, fragte er nach dem Hause, in welchem „sein Vetter" nach der Schlacht einquartirt gewesen war. Und mit leichtem Spott über dessen, wie er meinte, verweichlichte französische Sitten fügte er hinzu: „Ich bin

sicher, daß er das best eingerichtete und am besten mit Vorräthen ausgestattete Haus in der Stadt herausgefunden haben wird". In demselben Bett, in welchem Carl die Nacht vom 17. zum 18. Januar zugebracht hatte, schlief er die Nacht.

Am 2. Februar setzte die Armee ihren Vormarsch fort. An diesem Tage sollte sich, so hoffte man, das Schicksal des Feldzugs entscheiden. Mit Bestimmtheit glaubte der Herzog die hochländische Armee noch in ihrem Lager bei Bannockburn oder in Schlachtordnung aufgestellt, ihn zu erwarten. Aber man marschirte weiter und weiter, ohne daß sich vom Feinde Etwas zeigte. Man kam in die Nähe von Stirling. Dann war kein Zweifel mehr möglich. Die rauchenden Trümmer der Kirche von St. Ninians, die vernagelten Geschütze, Soldaten der Besatzung des Schlosses, die den Befreiern entgegen kamen, verkündeten, daß schon am Tage vorher die Hochländer nach Norden abmarschirt seien. — Der Herzog war wüthend. Wieder war ihm der verachtete Gegner entschüpft. Er mußte sich entschließen, trotz der schlechten Wege und der rauhen Jahreszeit so rasch wie möglich zu folgen, obgleich er kaum eine Aussicht hatte, den Feind einzuholen.

An demselben Tage, an welchem die Engländer in Stirling ankamen, am 2. Februar, hatte die hochländische Armee schon Crieff erreicht, wo sich die beiden Hauptstraßen trennen, von denen die eine direct durch die Berge, die andere längs der Küste nach Inverneß führt.

Die Nacht zuvor hatte sie in Dumblane zugebracht, während der Prinz selbst sein Quartier auf dem benachbarten Stammsitze des Herzogs von Perth, Drummond Castle, nahm. Es ist natürlich, daß auf diesem Rückzuge die Bande der Disciplin, die nie sehr streng gewesen waren, sich fast ganz lockerten. Carl war durch die verhängnißvolle Wendung, die seine Angelegenheiten genommen hatten, gänzlich niedergeschlagen. Gleichgiltig gegen Alles, was um ihn her vorging, und in sich zusammen gesunken, ritt er zwischen den Clanen. Sichtbar gab er sich der Verzweiflung hin; ihm fehlte die Energie, trotz seines eigenen Mißgeschicks, den Unglücklichen, die seiner Fahne gefolgt waren, seine Fürsorge zu widmen. So glich der Marsch bald mehr einer Flucht wie einem Rückzuge. In den grundlosen Wegen blieben Bagagewagen und Packpferde stecken. Marodeure und Plünderer entfernten sich aus den Colonnen und die größte Verwirrung war eingerissen, als man nach Crieff kam.

Unter diesen Umständen war es doppelt bedenklich, mit dem ganzen

Heere sich in die schwierigen Gebirgs-Defileen hinein zu begeben. Man beschloß, sich zu theilen. Murray mit dem größten Theile sollte sich auf Perth dirigiren und von da, längs der Küste über Dundee, Montrose, Aberdeen, Banff weiter marschiren. Der Prinz mit einer kleineren Abtheilung, die aus den Clanen der nördlichen Hochländer bestand, rückte auf dem directen Wege durch die Gebirge von Badenoch und Ruthven gegen Inverneß.

Auf demselben Wege, den einst sein Gegner Cope zu seinem eigenen Verderben einschlug, gelangte er in wenigen Tagen nach dem Schlosse Moy. Hier erfuhr er, daß Inverneß, von dem er nunmehr nur noch zehn englische Meilen entfernt war, keineswegs in einem vertheidigungslosen Zustande war. Vielmehr hatte Lord Loudon daselbst eine Armee von 2000 Mann vereinigt, die außer seinem eigenen Regiment aus den der Regierung ergebenen Clanen der Grants, Monroes, der Macdonalds von Skye und den Macleods bestand. Wenn auch der pallisadirte Wall, den man in Eile um die Stadt aufgeworfen hatte, wenig Schutz versprach, so schien es doch auf alle Fälle gerathen, das Herankommen der Murray'schen Colonne abzuwarten, ehe man zum Angriff schritt.

Carl hatte also Zeit, einige Tage die glänzende Gastfreundschaft seiner Wirthin, der Gemahlin des Lairds von Macintosh zu genießen, einer der schönsten, liebenswürdigsten und enthusiastischen seiner Anhängerinnen. Während ihr Gemahl, den man auch bisher für einen geheimen Partisan der Stuarts gehalten hatte, beim Ausbruch der Empörung in Lord Loudons Armee eine Officiersstelle angenommen hatte, machte sie aus ihrer Sympathie für den jungen Prinzen durchaus kein Hehl. Sie hatte sogar 300 Männer aus dem Clane ihres Mannes für seine Sache bewaffnet. Und nicht zufrieden, daß sie ihnen den tapfern Mac-Gillivray von Drumnaglaß als Führer gegeben, zeigte sie sich oft selbst zu Pferde, an der Spitze des Clans in einem malerischen reichgestickten Reitkleide mit Tartan, schottischer Mütze, und Pistolen im Halfter.

Lord Loudon erfuhr bald die Anwesenheit des Prinzen in Moy, und die kleine Zahl von Hochländern, die um ihn waren. Es schien sich eine günstige Gelegenheit zu bieten, dem Kriege durch seine Gefangennahme mit einem Schlage ein Ende zu machen. 1500 Mann erhielten deshalb am 16. Februar Befehl, mit Einbruch der Dunkelheit abzurücken, um das Schloß zu überfallen. Die Einwohner der

Stadt Inverneß waren fast ohne Ausnahme dem Prinzen ergeben. Um einen Verrath zu verhindern, stellte man also Nachmittags 3 Uhr Schildwachen ringsum auf, die Niemand herauslassen durften.

In der Dämmerung saßen viele Officiere in dem Gasthause der Mrs. Bailly zusammen und besprachen die Unternehmung, zu der sie eben aufbrechen wollten. Die vierzehnjährige Tochter der Wirthin schloß aus den Geberden und der aufgeregten Stimmung der Herren, daß etwas Außerordentliches im Werke war. Sie horchte genauer zu, und die wenigen Worte, die sie verstand, verriethen ihr die Gefahr, die ihrem angebeteten Prinzen drohte. Auf der Stelle beschloß sie, seine Rettung zu versuchen. Unbemerkt schlich sie aus dem Zimmer.

Mit der Oertlichkeit genau bekannt, schlüpfte sie glücklich ungesehen durch die Schildwachen-Kette hindurch; dann zog sie Schuh und Strümpfe aus, die sie am Gehen hinderten, und eilte in die eisige Februarnacht hinaus nach Moy. Die Angst gab ihr Flügel und hielt ihren schwächlichen Körper aufrecht. Glücklich gewann sie einen Vorsprung vor den Soldaten, die mittlerweile auch abgerückt waren.

Athemlos erreichte das Mädchen Abends 10 Uhr das Schloß. Hier lag Alles in tiefer Ruhe. Sowohl der Prinz wie seine Wirthin hatten sich zu Bette begeben. Man weckte sie rasch. Der Schreck war groß, denn jeden Augenblick konnten die Feinde eintreffen. Die schleunigste Flucht schien das einzigste Mittel der Rettung. Wie er aus dem Bette kam, kaum mit Schlafrock und Pantoffeln bekleidet, entrann Carl aus dem Hause und versteckte sich in einer der benachbarten Felsschluchten des Gebirges.

Lady Macintosh hatte indessen fünf oder sechs Männer ihres Clans unter der Anführung des Hufschmieds in das Thal gegen Inverneß zur Beobachtung vorgeschickt. Gegen 11 Uhr Abends hörten diese die erwartete feindliche Colonne, von Lord Loudon selbst geführt, wirklich herankommen. Rasch legte der Schmied seine wenigen Begleiter zu beiden Seiten des Hohlwegs in Versteck. Nichts Böses ahnend, marschirten die Soldaten weiter. Da, als sie auf Flintenschußweite heran waren, erhellte plötzlich ein Schuß des Schmieds selbst, die finstere Schlucht, und in den weithin wiederhallenden Knall mischte sich der Aufschrei des zum Tode getroffenen Pfeifers von Macleod, der an der Spitze marschirte. Auf den ersten Schuß folgte von der rechten Seite ein zweiter, dann von der linken ein dritter. Dazwischen hörte man eine gewaltige Stimme rufen: „Hier kommen sie, die Schufte, die

unsern Prinzen fangen wollen, schont sie nicht!" Dann erscholl ringsum das fürchterliche und wohlbekannte Kriegsgeschrei der Camerons, der Keppochs und der anderen jacobitischen Clane. Es war kein Zweifel, man war in einen Hinterhalt gefallen. Die Vordersten der Soldaten machten in panischem Schrecken Kehrt. Das fortgesetzte Flintenfeuer der unsichtbaren Feinde vergrößerte die Verwirrung. Die, welche hinten nicht ausweichen konnten, wurden über den Haufen geworfen und erbarmungslos unter die Füße getreten. In wenig Augenblicken war die Colonne ein Haufen athem- und besinnungsloser Flüchtlinge. So furchtbar und unbeschreiblich war der Schrecken, daß bis Inverneß kein Halten möglich war. Und die, welche diese nächtliche Expedition mit gemacht hatten, versicherten bis an ihr Lebensende, daß sie sich nie in einer kläglicheren Gemüths-Verfassung befunden hätten, wie während dieses „Routs von Moy".

Der Prinz war bald, nachdem durch den Schmied und seine wenigen Gehilfen die drohende Gefahr abgewandt war, ins Schloß zurückgekehrt. Er beschloß, den Schrecken, den die unerwartete vermeintliche Anwesenheit einer starken hochländischen Macht im feindlichen Lager hervorgerufen hatte, zu benutzen.

Am nächsten Morgen, den 17., versammelte er seine zerstreuten Schaaren, und am 18. zog er hinab nach Inverneß. Lord Loudon hatte indessen die Stadt bereits geräumt und sein ganzes Corps jenseits des Frith of Murray in Sicherheit gebracht. Auch der Lord-Präsident Forbes hatte nun endlich Cullodenhouse verlassen müssen und war nach der Grafschaft Roßshire hinüber gerudert.

In dem alten verfallenen Fort, das sich auf felsiger Bergspitze über der Stadt erhebt, ließ Loudon eine kleine Besatzung zurück und diese nahm, als die Hochländer Inverneß besetzten, erst die Miene an, als wenn sie sich vertheidigen wollte. Aber das alte Pentagon, das noch aus den Zeiten Cromwells stammte, bot mit seinen fünf einstürzenden Bastionen wenig Mittel der Gegenwehr. Der Commandant zog es daher nach wenigen Tagen, am 20., vor, zu capituliren, als man ernstlich Berennungsarbeiten begann. Zwei Stunden nach Eröffnung der Laufgräben übergab er sein Fort bedingungslos. Die Werke wurden gesprengt; dabei verfuhr man aber wieder so ungeschickt, daß ein französischer Sergeant, l'Epine, mit in die Luft flog.

Am Tage vorher war auch die Colonne des Sir George nach einem mühseligen Marsche auf verschneiten Wegen in Inverneß ange-

kommen. Die Reiterei hatte bereits am 16. den Spey nahe seiner Mündung durchfurthet und Abends Elgin, die Hauptstadt der Grafschaft Murray, erreicht. Am 17. folgte Sir George selbst dahin. Am 18. besetzte die Schaar die kleinen Hafenplätze Forres und Nairn, wo eben ein französisches und ein spanisches Schiff glücklich bedeutende Vorräthe an Geld, Waffen und Munition gelandet hatten. Auch einige Pikets des französischen Reiter-Regiments Fitz-James — aber ohne Pferde — waren zugleich angekommen, und diese ganze Ladung escortirte man mit großem Jubel am 19. nach Inverneß.

Mit der Besetzung dieser Stadt tritt nun, nachdem noch am 5. März das Fort Augustus genommen und zerstört war, eine fast achtwöchentliche Pause in den Kriegs-Operationen ein, die nur durch einzelne kleine Unternehmungen unterbrochen wurde. Der Prinz wohnte während dieser Zeit in dem Hause der Lady Drummuir, der Mutter seiner Wirthin in Moy. Es scheint das eleganteste Haus der Stadt gewesen zu sein, denn man rühmt von ihm, daß es das einzige war, welches ein Zimmer enthielt, in dem sich nicht zugleich das Bett befand.

Der Herzog von Cumberland war am 5. Februar von Stirling aufgebrochen und hatte am nächsten Tage seine Verfolgung bis Perth fortgesetzt. Es war offenbar unmöglich, in dem rauhen Winterwetter in die Engpässe der Hochlande einzudringen. Doch der erbarmungslose Charakter, den die Kriegführung nun annahm, trat schon hier unverhüllt hervor. Detachements wurden entsendet, um die Mutter des Herzogs von Perth und die Frau des Viscount Strathallan gefangen zu nehmen. Die unglücklichen Damen schleppte man darauf nach Edinburg, wo sie ein Jahr lang im Schlosse in einem kleinen ungesunden Kerker schmachteten. Sodann setzte der Herzog auf derselben Straße, die Lord Murray eingeschlagen hatte, seinen Vormarsch fort. In Angus und Aberdeenshire mußte er zu seinem Aerger bemerken, daß die wenigen Sympathieen für die regierende Königsfamilie, denen er seit seinem Abmarsch von Stirling begegnet war, nun ganz aufhörten. In Forfar warb man fast unter seinen Augen Rekruten für den Prätendenten. In Glamnis Castle, dem Sitze des Earls von Strathmore, hatte man in der Nacht alle Sattelgurte seiner Pferde und der seines Gefolges durchschnitten, um den Vormarsch zu verzögern, und der Wirth vernichtete sofort nach seinem Abschied das Bett, in dem er geschlafen hatte, „um keine Erinnerung an den Besuch zu behalten“.

In Brechin versperrte eine ungeheure Masse Menschen mit finsteren mürrischen Mienen die Straße, und nur mit Mühe konnten sich die marschirenden Truppen Platz machen. Ein auffallend schönes Mädchen in der Menge zog die Augen Cumberlands auf sich. Er grüßte sie, indem er seinen Hut zog; aber die Geberde, mit der sie den Gruß erwiederte, ließ, obgleich sie nicht zu beschreiben ist, über ihre Antipathie keinen Zweifel.

Am 25. Februar zog der Herzog in Aberdeen ein, wo er für die nächsten Wochen sein Hauptquartier nahm. Die Truppen wurden in der ganzen Gegend in weitläuftige Winterquartiere verlegt.

Während im Norden der Strom des Aufstandes nach seiner Quelle zurückfluthete, war der Hof von St. James der Schauplatz einer kurzen, aber ganz eigenthümlichen Minister-Krisis gewesen. Nach der Ernennung des Herzogs von Cumberland zum Oberbefehlshaber, noch mehr aber, als der Abzug der Hochländer von Stirling bekannt wurde, konnte man nicht mehr zweifeln, daß es mit der Sache des jungen Prätendenten unaufhaltsam zu Ende ginge. Damit erwachten des Königs alte Pläne von Neuem. Er hoffte nun endlich bald wieder in der Lage zu sein, auf dem Continent persönlich und mit aller Kraft in den Krieg eintreten zu können. Die Sehnsucht nach dem Minister, der während seiner Amtsführung diese Absichten am lebhaftesten gefördert hatte, wurde von Tage zu Tage stärker. Fast täglich wurden der Earl von Granville und dessen politischer Freund Lord Bath, der frühere Mr. Pulteney, zu geheimen Conferenzen in das Cabinet befohlen. Den activen Ministern konnte dies Intriguenspiel nicht verborgen bleiben. Warteten sie, bis der Aufstand vollständig gedämpft war, um die Dinge zu einer Krisis zu bringen, so war ihr Sturz aufs Aeußerste zu fürchten. Jetzt aber, so lange der Feind noch im Lande stand, so lange die Unentbehrlichkeit der englischen Steitmacht auf der Heimath-Insel Jedermann einleuchtete, konnten sie die Pläne Georgs II. und Carterets als „hannoversche Kriegs-Politik“ und „hannoversche Maßregeln“ brandmarken. Großmuth gehörte nicht zu den Charakter-Eigenschaften der Pelhams. Ihrer Selbstsucht waren vielmehr die Verlegenheiten, welche die Empörung dem Könige und seinen Absichten bereiteten, nur ein Mittel, um ihren eigenen Zweck zu erreichen. Schon seit längerer Zeit hatten sie, durch frühere Versprechungen gebunden, gesucht, für Pitt eine Stelle im Ministerium zu erlangen. Georgs alter Haß gegen diesen war aber noch durch Carteret und Pulteney verschärft

worden, welche ihn an seine Philippiken gegen „hannoversche Subsidien“ erinnerten. Er wollte Nichts hören. Je näher der König seinem Ziele, mit Carteret wieder die alte Politik treiben zu können, zu sein glaubte, desto tauber wurde er für die Vorstellungen der Pelhams. Da zerstörte ein unvorsichtiger Schritt alle seine Hoffnungen.

Am 6. Februar ließ sich Lord Bath, als er aus dem königlichen Cabinet kam, zu der indiscreten Aeußerung gegen Lord Harrington hinreißen, er habe dem Könige gerathen, auf seiner Weigerung wegen Pitts zu verharren und auf dem Continente eine kräftige Politik zu verfolgen. Harrington entgegnete kühl: „Die, welche dem Könige im Geheimen rathen, sollten auch öffentlich als seine Rathgeber auftreten.“ Das ganze Ministerium beschloß nun, unverzüglich abzudanken. Aber wohlweislich hüteten sich die Häupter, den Anfang zu machen. Zuerst gab Lord Harrington am 13. Februar seine Siegel zurück und reizte damit den heftigsten Zorn des Königs, den die verfrühte Entscheidung unangenehm überraschte. Noch an demselben Tage kam der Herzog von Newcastle um seine Entlassung ein, am nächsten folgte sein Bruder, Henry Pelham, und mit ihm legten alle übrigen Mitglieder des Cabinets ihre Stellen nieder. Granville war unwohl und konnte nicht persönlich erscheinen. Der König schickte ihm deshalb unverzüglich die beiden großen Staats-Siegel nach seiner Wohnung, mit dem Auftrage, im Verein mit Lord Bath ein neues Ministerium zu bilden. Aber keine Persönlichkeit von irgend welcher politischen Bedeutung wollte in dasselbe eintreten. Der Oberrichter Willes lehnte es ab, Staats-Kanzler zu werden, Sir John Bernard weigerte sich, die Stelle des Staats-Schatzmeisters anzunehmen. Dazu wurde es klar, daß die einst allgewaltigen Führer der Patrioten-Partei, die den mächtigen Walpole gestürzt hatten, jetzt im Parlamente nur über die Stimmen von 31 Lords und 81 Mitgliedern des Unterhauses verfügen konnten.

Der König mußte mit schwerem Herzen einsehen, daß der Versuch, sich mit Ministern zu umgeben, welche ihm sympathisch waren, in einem ganz verfehlten Augenblick unternommen war. Vielleicht nie hat er die Gewalt des parlamentarischen Zwanges so schwer empfunden wie damals, als ihm Lord Bath das Fehlschlagen aller seiner Versuche, ein Cabinet zu bilden, ankündigte. Es gab kein anderes Mittel, wie die alten Minister wieder in ihre Stellen einzusetzen. Es half Nichts, daß Georg II. sich bitter über die Nothwendigkeit beklagte, einen Mann, wie den Herzog von Newcastle zu seinem und der Nation

ersten Minister machen zu müssen, dessen Kenntnisse und Begabung, wie er sagte, nicht ausreichten, um eine Kammerherrnstelle an einem kleinen deutschen Hofe auszufüllen. Er mußte dennoch nachgeben und dazu in alle Bedingungen willigen, die die Pelhams nun forderten. Zunächst wurden alle Personen aus dem Ministerium entfernt, von welchen man glaubte, daß sie Anhänger Granvilles und Baths wären. Der Marquis von Tweeddale gehörte dazu. Er mußte seine Stelle als Staats-Secretär von Schottland niederlegen, die damit für immer wieder aufgehoben wurde. Die Aufnahme Pitts unter die Mitglieder der Regierung konnte der König auch nicht mehr verweigern. Doch trug man Gefühlen desselben insofern Rechnung, daß man ihm zunächst eine Stelle gab, welche ihn nicht in persönliche Berührung mit dem Monarchen brachte. Er wurde Vice-Schatzmeister von Irland und kurz nachher, nach dem Tode Winningstons, Zahlmeister des Heeres. Die Opposition schwand nach dem übereilten Versuche, zur Regierung zu gelangen, zu dem sie der geschickte Schachzug der Pelhams getrieben hatte, auf ein Minimum zusammen. Carteret, den sein heiteres Temperament und seine joviale Laune nie verließen, kehrte von seinem zweiten vierzigstündigen Ministerium nach seinem gastlichen Hause zurück und entzückte nach wie vor Alle, die zu ihm kamen, durch seinen geistreichen Witz, seine glänzende Unterhaltungsgabe und seine reichbesetzte Tafel.

Im Norden zog sich indessen das Netz um die kleine Rebellen-Armee immer enger zusammen.

Im Anfang des März schickte der Herzog von Cumberland ein Detachement auch nach Atholl. Die alten massiven Schlösser der jacobitischen Barone wurden zur Vertheidigung eingerichtet und mit kleinen Garnisonen belegt, um die durchweg feindlich gesinnte Bevölkerung im Zaume zu halten. Solcher militärischer Posten waren etwa dreißig vorhanden, wie Kinnachin, Blairfettie, Lude, Faskallie und andere. Die englischen Soldaten überließen sich ungestraft den größten Ausschweifungen. Die Hütten der Unglücklichen, die in dem Heere des Prinzen dienten, brannten sie nieder, ihre Frauen und Töchter wurden geschändet, ihre Heerden weggetrieben.

Die Nachricht von den Scheußlichkeiten, die innerhalb der alten Besitzungen seiner Familie ausgeübt wurden, forderten Sir George Murray zu einem Rachezuge heraus. Rasch versammelte er alle Männer von Atholl, etwa 700, bei den Ruinen des Fort Augustus.

Dann überschritt er, während die Engländer an nichts weniger als an einen Angriff dachten, den Paß des Corry-Arrach und erreichte am 16. März mit Einbruch der Dunkelheit Dalhwinnie. Nun war man bereits inmitten des vom Feinde besetzten Landstrichs und die äußerste Vorsicht vonnöthen. Ein offener Angriff konnte bei der Ueberzahl der britischen Streitkräfte von keinem Erfolg sein.

Sir George beschloß deshalb, sämmtliche feindliche Detachements gleichzeitig noch in derselben Nacht zu überfallen. Er theilte die Clane in eine Anzahl von kleineren Abtheilungen. Jeder Schaar wurde ihr eigenes Heimathsthal zur blutigen Vergeltung überwiesen. Er selbst blieb mit einem kleinen Häuflein an der Brücke von Bruar zurück, wo Alles sich vor Tagesanbruch wieder vereinigen sollte. Das bleiche Licht des Mondes leuchtete dem dunklen Haufen der Hochländer, als sie auf wohlbekannten Pfaden die schneebedeckten Halden herabstiegen. Der Anblick der niedergebrannten Hütten entflammte ihre Wuth, entriß ihnen aber keinen unvorsichtigen Schrei. Leise schlichen sie weiter; sämmtliche Thorwachen wurden überrumpelt, und so vollständig war die Ueberraschung der grausamen Feinde, daß ihrer 300 in den Betten gemordet wurden. Alle Schlösser, mit Ausnahme von Blair-Atholl, waren vor Tagesanbruch in den Händen der Hochländer.

Der Commandant dieses Postens, Sir Andrew Agnew, war ein Soldat der alten Schule, streng in der Disciplin, steif und förmlich in seinen Manieren und deshalb etwas komisch in seiner Außenseite. Seine Tapferkeit jedoch war über allen Zweifel erhaben, seine Thätigkeit und Wachsamkeit unermüdlich. Ob diesem durch einige dem Blutbad Entronnene Nachrichten zugegangen waren, oder ob er auf andere Weise erfahren hatte, daß eine hochländische Abtheilung von Dalhwinnie in Anmarsch sei, genug, er rückte noch vor Tagesanbruch mit einigen Hundert Mann der Besatzung zur Recognoscirung gegen die etwa zwei englische Meilen entfernte Brücke von Bruar.

Eben graute der Morgen, da sah Sir George Murray die überlegene Streitmacht gegen sich anrücken. Seine entsendeten Detachements waren noch nicht wieder eingetroffen. Wich er, so war diesen der Rückweg abgeschnitten. Die Brücke mußte unter allen Umständen gehalten werden. Murray vertheilte deshalb die 25 Mann, die er bei sich hatte, hinter einen Steinwall. Glücklicher Weise hatte er alle Pfeifer der ganzen Expedition zurück behalten. Beim Herannahen der Colonne ließen diese die schrillen Töne ihrer Pibrochs ertönen. Dann

sahen die Engländer durch den Morgennebel hinter Felsblöcken hier und da die Figur eines Hochländers sich erheben, der sein gewaltiges Schwert schwang. Sie stockten. Schon erwarteten sie, daß im nächsten Augenblick die gefürchteten Clane selbst aufstehen, den Wall überklettern und mit wildem Kriegsgeschrei sich auf sie stürzen würden.

Ein Erfolg war nicht zu hoffen — aber, es mochte noch Zeit zum Rückzuge sein. Sofort trat man diesen an und schätzte sich glücklich, daß der Feind nicht verfolgte. Versprengte brachten dem Sir Andrew auf dem Wege noch die Nachricht von den Vorfällen der Nacht. Er mußte fürchten, daß eine der hochländischen Banden während seiner Abwesenheit auch das Schloß von Blair überfallen hätte. Dann war Alles verloren. Man beschleunigte also den Marsch, so viel es ging und war froh, als man die alte graue Veste wieder erblickte, von deren Zinnen die Zurückgebliebenen die Schaar jubelnd begrüßten.

Während dem hatten sich die hochländischen Haufen an dem bestimmten Punkte wieder vereinigt, und nunmehr zog Murray selbst mit seiner gesammten Streitmacht gegen sein eigenes Stammschloß Blair-Atholl. Noch am 17. März wurde dasselbe von allen Seiten eingeschlossen. Geschütze hatten die Aufständischen nicht; auch hätten sie dergleichen in der rauhen Jahreszeit kaum dorthin schaffen können. Sie mußten also die Wirkung des Hungers abwarten. Die Blokade bietet kein großes militärisches Interesse. Nur die Freund und Feind wohlbekannte komische Persönlichkeit des Sir Andrew Agnew gab beiden Parteien Stoff zur Unterhaltung. Die jungen englischen Officiere stopften eines Tages eine alte rothe Uniform des Commandanten mit Stroh aus und stellten die Puppe mit Hut und Fernglas vor ein Fenster des Thurmes. Die Männer von Atholl und Badenoch sahen nicht sobald die Gestalt des feindlichen Anführers, der ihre Stellung auszukundschaften schien, als sie ein wohlgezieltes Büchsenfeuer gegen ihn eröffneten. Stunden lang setzten sie dasselbe ohne sichtlichen Erfolg fort, bis endlich der Commandant selbst den Scherz entdeckte, den man mit seiner Persönlichkeit sich erlaubt hatte, und die jungen Uebelthäter in Arrest setzte.

Auch Sir George Murray konnte es sich nicht versagen, den Zorn des cholerischen Andrew aufs Aeußerste zu reizen. Er schrieb auf ein schlechtes Blatt Papier eine Aufforderung an ihn, sofort das Schloß zu übergeben. Das Ueberbringen dieser Botschaft wollte selbstverständlich kein Hochländer übernehmen. Doch ein hübsches Mädchen, welches

in Mr. Glashams Wirthshause im Dorfe Blair diente und mit den jungen englischen Officieren gut bekannt war, erklärte sich dazu bereit. Furchtlos ihr Papier über dem Kopfe schwenkend, ging sie auf das Thor zu. Man ließ sie ein, und ganz ernsthaft wiederholte sie ihren alten Freunden gegenüber mündlich die Aufforderung, mit dem Hinzufügen, die Hochländer seien ein Paar Tausend Mann stark und würden in wenigen Tagen das Schloß in Asche legen. Den jungen Officieren machte die Botschaft und noch mehr deren hübsche Ueberbringerin großen Spaß. Sie erwiederten Molly, sie möchte nur jenen Herren, die sie geschickt hätten, sagen, daß sie hofften, binnen Kurzem wieder Glashams Wirthshaus besuchen zu können wie zuvor; dann würden die Rebellenhaufen längst vertrieben sein. Das Mädchen wollte sich jedoch damit nicht zufrieden geben. Sie bestand darauf, daß ihre Botschaft dem Commandanten selbst mitgetheilt würde. Ein angetrunkener junger Lieutenant übernahm das Wagniß, sie ihm zu überbringen. Kaum hatte Sir Andrew ein paar Worte gelesen, so wurde er kirschroth vor Zorn und brach in eine Fluth von Schimpfworten gegen Murray und alle Empörer aus. Dann warf er den Officier aus dem Zimmer mit dem Befehl, das Papier wieder dahin zu schaffen, woher es gekommen sei. Jeden Boten, Mann oder Weib, der ihm noch einmal eine solche Schrift brächte, drohte er, unverzüglich erschießen zu lassen. Molly konnte froh sein, daß man ihr gestattete, unverletzt zurückzukehren. Auf dem Kirchhofe von Blair fand sie Murray, Lord Nairn, Cluny und andere hochländische Häuptlinge; sie theilte ihnen den Erfolg ihrer Botschaft mit und erregte schallendes Gelächter.

Indessen hätte das Schloß trotz der Hartnäckigkeit seines Commandanten nicht lange widerstehen können, weil der Mangel an Lebensmitteln bereits sehr fühlbar wurde. Da näherte sich gegen Ende des Monats März der lange erwartete Entsatz. Es war der Earl von Crawford, welcher mit einer starken Abtheilung hessischer Truppen von Perth herankam. Diese neuen Feinde gehörten einem Corps an, welches mit Bewilligung des Parlaments in Deutschland angeworben war. Es sollte als Ersatz für die 6000 Holländer der früheren Garnisonen von Tournay und Dendermonde dienen, denen man einst unter der Bedingung freien Abzug bewilligt hatte, daß sie sich verpflichteten, achtzehn Monate nicht gegen Frankreich zu fechten. Sie gegen die Rebellen zu verwenden, war so lange unbedenklich erschienen, bis Lord John Drummond mit seinen Detachements in Schottland

landete. Dann erhob dieser aber sofort, als französischer Officier, Protest dagegen, als gegen eine offenbare Verletzung des Völkerrechts, und die britische Regierung sah sich gezwungen, nachzugeben.

Der Prinz von Hessen, ein Schwiegersohn Georgs II., war mit seinem kleinen deutschen Hilfscorps von 5000 Mann Infanterie und 500 Husaren am 8. Februar in Leith gelandet. In Edinburg wurde er sowohl, wie seine Soldaten, die eine vorzügliche Mannszucht hielten, gern gesehen.

Als dann der Herzog von Cumberland sich nach Aberdeenshire wandte, war das Corps weiter nach Perthshire gerückt, wo es gleichfalls Winterquartiere bezog. Im nächsten Monat forderten die Ereignisse in Atholl ein actives Einschreiten. Eine kleine mobile Colonne ward deshalb nach Norden in Bewegung gesetzt. An ihrer Spitze marschirte ein Detachement Husaren. In der Gegend des Passes von Killiekrankie stießen diese plötzlich auf einen der vielen hochländischen Haufen, die in der Gegend umherstreiften. Unverzüglich gingen sie zum Angriff vor. Die Hochländer aber stürzten entschlossen mit dem Schwert in der Hand den Reitern entgegen, und diese, durch das Unerwartete des Gegenangriffs erschreckt, durch das Terrain an rascher Bewegung verhindert, versuchten nun, sich zurückzuziehen. Aber schon war es zu spät. Mit unglaublicher Geschwindigkeit hatten die Hochländer sie ereilt, hieben fünf oder sechs der Pferde und Reiter nieder und nahmen ihren Führer, einen Lieutenant, gefangen.

Sir George Murray sah damit eine Gelegenheit, mit dem feindlichen Befehlshaber in Verhandlung zu treten. Er schickte den Officier am nächsten Tage zum Prinzen von Hessen zurück und ließ einen allgemeinen Auswechselungs-Cartell beantragen. Bei dem deutschen Fürsten hoffte er eine Geneigtheit zur Anerkennung der Hochländer, als eines ehrlichen Feindes. Dieser war in der That einem Vertrage nicht entgegen; er mußte die Frage aber dem Oberbefehlshaber zur Entscheidung vorlegen.

Der Herzog von Cumberland wollte jedoch von Nichts wissen. Mit Rebellen überhaupt verhandeln, meinte er, sei eine Schande. Sie hätten alle das Leben verwirkt. Von Auswechselung könne keine Rede sein. Wer von ihnen gefangen würde, habe es vielmehr nur der Gnade des Königs zu verdanken, wenn er nicht sofort hingerichtet würde. Dieser Bescheid empörte das mildere Gemüth des Prinzen. Er erklärte, er wolle sich nicht mit der Schande bedecken, an einem

Kampfe, der mit solcher barbarischen Härte geführt würde, theilzunehmen. Dazu stände er den Interessen, die da verfochten würden, zu fern. Und von nun an blieben seine Truppen unthätig in Perthshire stehen.

Murray sah sich aber doch genöthigt, am 31. März die Belagerung von Blair aufzuheben und nach Inverneß zurück zu marschiren.

Zu dieser Zeit waren die 4—500 gefangenen englischen Officiere eine große Last. Es war unmöglich, sie unter Bewachung zu halten, weil man keine festen Plätze im Besitz hatte. Der Vorschlag, welchen ein gewisser Peter Smith, den man, seines sarcastischen Witzes wegen, den Fréron der hochländischen Armee nannte, machte, nämlich: „Allen den Daumen der rechten Hand abzuschneiden", war noch weniger ausführbar. — Man hatte sich also bei den Meisten damit begnügt, ihnen das Ehrenwort abzunehmen, daß sie binnen achtzehn Monaten nicht gegen den Prätendenten kämpfen wollten.

Niemand hatte an der Giltigkeit einer solchen Verpflichtung gezweifelt, bis der Herzog von Cumberland den Oberbefehl übernahm. Dieser war anderer Ansicht. Rebellen, meinte er, hätten überall keinen Anspruch auf Treue und Glauben. Wer durch die Noth gezwungen, ein Versprechen gemacht hätte, wäre ein Verräther, wenn er sich dadurch gebunden hielte. Den gefangenen Officieren befahl er durch eine Proclamation, unverzüglich wieder bei ihren Regimentern einzurücken, wenn sie nicht aus den Reihen der Armee gestrichen sein wollten. Es ist nur zu natürlich, daß die Unglücklichen, in die Alternative gestellt, zwischen der Verpflichtung ihres eigenen Ehrenwortes und der Befolgung des strikten Befehls ihres Feldherrn zu wählen, der noch dazu der Sohn ihres Monarchen war, mit wenigen Ausnahmen sich wieder bei ihren Corps einfanden. Wer will einen Stein auf die werfen, welche mit der Dispensation des Herzogs ihr Gewissen beschwichtigten und darin zugleich eine Gelegenheit sahen, activ an der Vernichtung der Rebellen theilzunehmen und ihre eigene Schmach zu sühnen; hat doch selbst im letzten Kriege das einem anerkannten Feinde gegebene Wort französische Officiere nicht binden können, als es galt, mit letzter verzweifelter Kraft das Vaterland von einem verhaßten Gegner zu befreien. Dennoch glaube ich, daß Johnstone's Angabe, daß nur vier britische Officiere sich geweigert hätten, dem Befehl des Herzogs nachzukommen, übertrieben ist.

Die Namen aber der beiden Ehrenmänner, des Oberstlieutenants Sir Peter Halkett von Lees Regiment (in der Schlacht bei Preston

gefangen), und des Capitän Roß, Sohn des Lords Roß, welche offen erklärten, der Herzog könne zwar über ihre Patente, aber nicht über ihre Ehre verfügen, verdienen der Nachwelt aufbewahrt zu werden.

Carl Eduard nahm während seines Aufenthalts in Inverneß an den Kriegs-Unternehmungen keinen persönlichen Antheil. Er war des Zwanges müde, den die unbotmäßigen Häuptlinge ihn empfinden ließen; er war es müde, mit den Clanen allein gegen die nunmehr versammelte gewaltige Uebermacht Englands einen aussichtslosen Kampf fortzusetzen. Von den hochländischen Führern zog er sich voll inneren Grolles fast ganz zurück. Es wurmte ihn tief, daß Murray über die Armee allein verfügte, daß in den entscheidenden Momenten sie stets gethan hatte was dieser wollte, daß er nur wie ein lebendiges, aber willenloses Sinnbild der Legitimität, die man auf die Fahne geschrieben, den Häuptlingen bis in die Wildnisse des Nordens hatte folgen müssen — und konnte es doch nicht ändern. Das hochfahrende eigennützige Wesen des Lord George mußte des Prinzen besondere Abneigung noch vermehren. Er konnte kaum eine gewisse Schadenfreude verbergen, als er das Mißglücken der Unternehmung gegen Blair-Atholl erfuhr. In seiner erbitterten Stimmung gab er sogar Einflüsterungen Gehör, welche ihm Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit von Murrays politischen Gesinnungen einflößen wollten. Die Rücksendung des gefangenen hessischen Officiers schien ihm eine Bestätigung des Verdachts, daß er auf eigene Hand seinen Frieden mit der Regierung machen wollte. So ward das Verhältniß zwischen den Beiden, je näher die endliche Entscheidung heranrückte, desto gespannter und unerträglicher. Nachgeben wollte Keiner. Mit gleichem Hochmuth und gleichem Starrsinn hielten sie sich einander fern, und es schien nur eines geringen Anlasses zu bedürfen, um einen offenen Bruch herbei zu führen.

Es ist begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen die fremden Officiere auf den Prinzen immer größeren Einfluß gewannen. Sie nahmen ihm allmählig das geringe Vertrauen ganz, das er noch zu einem endlichen Erfolge der hochländischen Waffen gehabt hatte.

Auch das Mißlingen der Expedition, welche der kühne Lochiel im Monat März gegen das Fort William unternahm, schien zu beweisen, daß das Glück seine Sache verlassen hatte. Am 18. war die Colonne, welche außer den Camerons aus 300 Mann irischer Pikets unter dem General Stapleton, aus den Macdonalds von Keppoch und den Stuarts von Appin bestand, von Inverneß aufgebrochen. Der Versuch, das

Fort zu überrumpeln, schlug aber fehl. Man mußte sich zur Belagerung bequemen. Aber auch diese führte zu keinem Resultate, obgleich man auf beschwerlichen Wegen einige Geschütze heranschleppte, welche am 20. März ihr Feuer eröffneten.

Die Vertheidiger unter Capitän Scott zeigten eine solch entschlossene Miene, und die leichten Feldgeschütze machten auf die alten Steinwälle so wenig Eindruck, daß man am 3. April die Belagerung wieder aufhob und abzog.

Besseren Erfolg hatte eine Unternehmung gegen die Truppen des Lord Loudon, welche seit der Besetzung von Inverneß in Roßshire standen. Wiederholt setzten von hier aus kleine Abtheilungen über den Frith of Murray und allarmirten die Quartiere der Hochländer. Diesen ewigen Neckereien sollte ein Ende gemacht werden. Alle Boote, deren man habhaft werden konnte, wurden im Geheimen in Speymouth versammelt. In der Nacht vom 19. zum 20. März wurden sodann auf diesen 1800 Mann unter dem Herzog von Perth eingeschifft. Ein dichter Nebel lag auf dem Wasser; man ruderte leise und vorsichtig über die Bai und es gelang wirklich, unentdeckt auf dem feindlichen Ufer zu landen. Der Feind ward vollständig überrascht; die Meisten wurden in ihren Quartieren überfallen und gefangen. Wenige entflohen nach Norden und suchten theils Schutz in dem Gebiete des Herzogs von Sutherland, theils auf der Insel Skye. Der Clan der Mackenzies blieb unter seinem Häuptlinge, dem Earl von Cromartie, in dessen eigenen vom Feinde befreiten Besitzungen zurück. Die Uebrigen zogen am nächsten Tage schon wieder in Inverneß ein. Ihr Einmarsch glich einem wahren Triumphzuge. Jubelnd empfing man die Schaar, und die Menge der Gefangenen, die sie mitführten; denn in diesen begrüßte man nicht Feinde, sondern Verwandte und Bekannte, welche froh waren, aus der Gewalt der whiggistisch gesinnten Häuptlinge befreit zu sein. Besonderes Aufsehen erregte in dem Zuge der Sohn Macdonalds von Scothouse, von Loudons Regiment, den sein eigener Vater gefangen hatte.

Doch konnte auch dieser glückliche Handstreich und andere ähnliche die verzweifelte Situation des Ganzen nicht bessern.

Carl sah ein, daß ohne thätige Hilfe Frankreichs seine Sache unrettbar verloren war. Auf diese vertrösteten ihn seine Vertrauten. Nur an der Spitze eines Corps regulärer Truppen war er sicher, die Kriegs-Operationen nach seinem alleinigen Willen leiten und die

unbotmäßigen Häuptlinge zum Gehorsam zurückführen zu können. Mit Vorliebe umgab er sich mit den eben gelandeten Cavallerie-Pikets von dem französischen Regiment Fitz-James, die man, so gut es ging, beritten gemacht hatte. Er hoffte, sie sollten nur die Vorboten größerer Verstärkungen sein. Aber die schlechte Jahreszeit und die Wachsamkeit der englischen Flotte vereitelte von nun an jeden Versuch, den Frankreich machte, ihn zu unterstützen.

So sah sich die Schaluppe „The Hazard“, dieselbe, welche die Hochländer im September in Montrose genommen, und welche die Nachricht von dem Siege bei Falkirk nach Frankreich gebracht hatte, von der englischen Fregatte Sheerneß gejagt, gezwungen, am 24. Februar in Lord Rays Landen im nördlichen Sutherland, auf den Strand zu laufen. Die Hoffnung der Besatzung, hier befreundete Landeseinwohner zu finden, ward aber grausam getäuscht. Die Mac Rays, welche diese einsamen Wildnisse bewohnen, gehörten zu den der Regierung ergebenen Clanen. Das Schiff war ihnen eine willkommene Beute. Vergeblich versuchte die schwache Schiffsbesatzung, die in dem Gefechte mit der Sheerneß 36 Mann verloren hatte, Widerstand zu leisten. Sie und die französischen Soldaten, die sie an Bord hatte, mußten sich am 25. zu Gefangenen ergeben. Auch eine baare Summe von 100,000 Kronen fiel in die Hände der Hochländer.

So ward die Noth im Lager des Prinzen von Tage zu Tage größer. Das reiche Unterland war unwiederbringlich verloren. Die wenigen ärmlichen Gebirgsthäler, welche noch seinem sinkenden Sterne gehorchten, boten den Truppen kaum genügende Unterkunft. Der geringe Vorrath an Vieh und Lebensmitteln war bald genug aufgezehrt. Dazu waren die Geldmittel ganz erschöpft. Ende März besaß Carl nur noch 500 Ld'r., obgleich man schon länger zu dem verzweifelten Auskunftsmittel hatte greifen müssen, den Truppen ihren Sold nicht baar, sondern in Mehl auszuzahlen. Die Unglücklichen mußten also, um sich Geld für andere Bedürfnisse zu verschaffen, dasselbe unter dem Preise wieder an die städtischen Händler verkaufen. Es ist nur zu begreiflich, daß unter diesen Umständen Unordnungen einrissen, daß die Soldaten gegen ihre Officiere murrten, und daß eine große Anzahl sich in der Umgegend ohne Erlaubniß zerstreute, um am eigenen Heerde oder dem von Verwandten, ihr Leben zu fristen.

Trotz aller Mißstimmung zwischen dem Prinzen und den Führern war es aber doch dessen Persönlichkeit allein, welche unter diesen

traurigen Verhältnissen die Armee wenigstens noch im großen Ganzen zusammen hielt. Er war den einfachen Naturkindern das sichtbare Haupt der ganzen Unternehmung, und mehr, als ihre hochmüthigen Häuptlinge es sich eingestehen wollten, das einzige Band, was die zügellosen Schaaren vor gänzlicher Auflösung bewahrte. Den Soldaten gegenüber zeigte er stets dieselbe heitere zuversichtliche Miene, und mit rührender Verehrung hingen sie noch immer an dem Sohne ihres rechtmäßigen Königs.

Auch in dieser letzten Residenz in Schottland wurden die Frauen von der bezaubernden Liebenswürdigkeit des Prinzen unwiderstehlich hingerissen. Alle, mit Ausnahme von zweien oder dreien, drängten sich zu den Concerten, Bällen und Vergnügungs-Partien, welche ihm zu Ehren gegeben wurden. Gern opferten sie ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten seiner romantischen Sache und thaten ihr Möglichstes, um auch ihre Angehörigen und Liebhaber auf seine Seite zu ziehen. Von einer schönen Frau wird erzählt, daß sie ihrem Gemahl, den sie nicht hatte hindern können, als er seine Vasallen für die Regierung zu den Waffen rief, dadurch vom Aufbruch zurück hielt, daß sie ihm, wie zufällig, beim Frühstück einen Kessel heißen Wassers über die Beine goß. Dann gab sie dem Clan einen gefügigen Befehlshaber, der ihn dem Prinzen zuführte.

Wenn dieser aber geglaubt hatte, daß man ihm Zeit lassen würde, sich den letzten Winkel Erde, der ihm noch gehörte, zu behaupten, so hatte er des Herzogs von Cumberland energischen Sinn unterschätzt. Kaum fing der Schnee an zu schmelzen, kaum zeigten sich die ersten Boten des Frühlings, so concentrirte derselbe seine Streitkräfte.

Macaulay prahlt, daß bei dieser Gelegenheit England seine gesammte Macht in die Wagschale der Entscheidung geworfen hätte. Doch mit heute verglichen, war es eine unbedeutende Schaar, kleiner, als sie mancher kleine deutsche Fürst jetzt auf die Beine bringen kann, die auszog, über das Schicksal dreier Königreiche zu entscheiden. Denn kaum 8000 Mann Infanterie und 900 Reiter erschienen schließlich auf dem Schlachtfelde. Aber auch für die damaligen Verhältnisse muß diese Zahl gering erscheinen und beweist, wie wenig Einsicht und Energie zu der Zeit in der obersten Kriegs-Verwaltung Englands herrschte und wie sehr parlamentarische Einflüsse die Wehrkraft des Landes beschnitten.

Zu der Zeit bestand in Großbritannien dasselbe System der

Werbung, durch welches continentale Staaten ihre Heere aufbrachten. Die Macht, welche über die bedeutendsten Geldmittel verfügte, war also in der Lage, auch die größten Armeen aufzubieten, und die Gründe, welche heute veranlassen, daß Englands Landmacht denen der übrigen Mächte an Zahl so sehr nachsteht, lagen damals nicht vor.

Am 8. April 1746 brach der Herzog von Aberdeen auf. Er folgte der Straße, die sich am Meeresufer hinzieht. Dadurch vermied er nicht allein die schwierigen Gebirgs-Defileen, sondern sicherte auch die Verpflegung der Armee durch die Flotte, welche längs der Küste hinsegelte. Am 10. erreichte man Banff. Zwei hochländische Spione beobachteten hier den Einmarsch und notirten sich die Zahl der Regimenter, indem sie, nach der Sitte der Wilden, Kerben in Stöcke schnitten. Sie wurden auf frischer That ergriffen und sofort gehängt.

Am nächsten Tage marschirte das englische Heer bis Cullen. Am 12. brach es in der festen Ueberzeugung auf, auf ernsten Widerstand zu stoßen.

Denn hinter dem Spey hatten sich hochländische Truppen gezeigt, und man wußte sehr wohl, daß hinter diesem angeschwollenen Gebirgswasser sich mit geringen Kräften der Uebergang einer weit überlegeneren Zahl mit Leichtigkeit verwehren ließ. Um so größer war das Erstaunen der Engländer, als sie Mittags am Flusse ankamen und am jenseitigen Ufer nur einige kleine Reiter-Trupps sahen. Sofort setzte der Herzog selbst an der Spitze seiner Cavallerie in den reißenden Strom und trieb die feindlichen Abtheilungen nach leichtem Gefecht in die Flucht. Der Rest der Armee durchfurthete den Fluß in drei Abtheilungen unter rauschender Musik und kriegerischen Gesängen. Obgleich das eisigkalte Wasser den Soldaten bis an den Gürtel ging, so ertranken doch nur ein Dragoner und vier Frauenzimmer.

Es war Lord Elcho mit seiner Reiterei gewesen, der hier den schwachen Versuch gemacht hatte, Widerstand zu leisten. Hinter ihm stand zwar seit mehreren Wochen Lord John Drummond mit den Royal Scots und den irischen Pikets in Elgin, welcher den Auftrag hatte, den Paß unter allen Umständen zu vertheidigen. Freilich hatte er keine Geschütze, doch konnte er hoffen, daß die regulären Truppen, über die er verfügte, auch so hinter Brustwehren hartnäckigen Widerstand leisten würden. Der gefrorene Boden hatte aber die Erdarbeiten unmöglich gemacht, auch schien die Gefahr nicht so nahe. So kam es, daß Drummond von dem Vormarsch des Herzogs vollständig überrascht

wurde. Ehe er seine kleine Abtheilung von Elgin in Marsch setzen konnte, hatte das englische Heer den Spey schon überschritten und er schätzte sich glücklich, ohne weitere Verluste abziehen zu können. Eine der stärksten Stellungen Schottlands fiel so fast ohne Schwertstreich in die Hände des Feindes.

Die Nachricht, daß der Herzog, den man ruhig in seinem Winterquartier wähnte, bereits im Anmarsch sei, kam dem Prinzen vollständig überraschend. Seine alte jugendliche Kampflust erwachte. Er wollte, wenn man ihm nur 1000 Mann gäbe, sofort aufbrechen und die Engländer zu Paaren treiben. Die Häuptlinge waren jedoch nicht geneigt, ihm eine solche Truppenzahl anzuvertrauen. Mit Recht wollten sie erst alle Kräfte heranziehen, ehe sie zum Kampfe schritten.

Man konnte hoffen, daß Lord Drummond den Feind am Spey so lange aufhalten würde, bis die in der Umgegend zerstreuten Mannschaften wieder bei ihren Clanen eingetroffen wären. Eilends entsendete man Boten nach allen Richtungen, welche den detachirten Abtheilungen Befehl zur schleunigsten Concentrirung bei Inverneß überbrachten.

Binnen wenigen Tagen konnte man eine, dem Gegner wenigstens an Zahl gewachsene Macht zur Verfügung haben.

Da schlug die unglückliche Kunde, daß die Engländer den Spey bereits überschritten, daß Lord Drummond in aller Eile Elgin geräumt habe, in das Hauptquartier in Inverneß hinein, wie ein Donnerschlag. Nun galt kein Zögern mehr. Mit den wenigen Truppen, die zur Hand waren, mußte der letzte entscheidende Kampf gewagt werden.

Am 14. April Morgens erklangen die schrillen Töne des Pibrochs und das Wirbeln der Trommeln durch die Straßen der Stadt und riefen die Männer zu den Waffen. Carl selbst gab die Aussicht auf eine Schlacht seine alte Zuversicht wieder. An der Spitze von Hochländern hielt er einen Kampf gleichbedeutend mit Sieg, und, war dieses englische Heer geschlagen, so konnte noch Alles gut werden. Daß die Häuptlinge nicht hatten kämpfen wollen, als er bei Derby und bei Falkirk den Herzog von Cumberland angreifen wollte, war die vorzüglichste Ursache der Mißhelligkeiten gewesen. Jetzt war kein Ausweg mehr möglich; jeder der Führer sah ein, daß man kämpfen mußte. Alle folgten mit Begeisterung dem Rufe zu den Waffen, der wenigstens dem fast unerträglichen Zustand der letzten Wochen ein Ende machte.

Der Prinz durchschritt die Reihen der Seinigen. Er erinnerte sie an die ruhmvollen Tage von Preston und Falkirk und forderte sie auf, denselben Eifer und denselben glänzenden Muth zu beweisen. „Wir wollen dem Herzoge von Cumberland eine andere Niederlage von Fontenoy bereiten!“ war die enthusiastische Antwort. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zogen die Schaaren hinaus aus der Stadt; ihr jugendlicher Führer hoch zu Roß an ihrer Spitze.

Aber es war nur ein kleines Häuflein, das sich zum letzten Kampfe, der je für das unglückliche Königsgeschlecht der Stuarts gekämpft ist, in Marsch setzte. Kaum 5000 Mann hatten rechtzeitig vereinigt werden können. Der Rückkehr von einigen hundert in der Umgegend Zerstreuten konnte man zwar noch in den nächsten Tagen entgegen sehen. Auf das Eintreffen der gesammten Clane der Mackenzies, welche (700 Köpfe stark) noch unter dem Earl von Cromartie in Sutherland standen, durfte man aber kaum rechnen. Ebenso waren die Macphersons von Cluny und der Master von Lovat mit den Stämmen der Frasers nicht zur Stelle.

Die kleine hochländische Armee bezog am 14. April Nachmittags auf Culloden-Moor, einer öden Hochebene, kaum eine deutsche Meile nordöstlich von Inverneß, ein Lager. Das Wetter war rauh und unfreundlich, kalte Regenschauer wechselten mit eisigen Windstößen ab. Die Zelte, welche man einst besessen hatte, waren längst wieder verloren. Es war daher eine höchst ungemüthliche Nacht, welche die armen Hochländer unter freiem Himmel zubrachten. Das braune nasse Haidekraut diente ihnen zum Lager und war das Einzige, mit dem sie ihre Wachtfeuer unterhalten konnten.

Carl selbst mit seiner Umgebung fand ein Unterkommen in Culloden-house, dem Schlosse seines Gegners, des Präsidenten Forbes. Am andern Morgen, den 15. April, ward in aller Frühe die ganze Armee in Schlachtordnung aufgestellt, um den Feind zu erwarten, von dem man wußte, daß er am Tage vorher Nairn besetzt hatte. Aber Stunde auf Stunde verrann und Alles blieb ruhig. Dann kam gegen Mittag Lord Elcho geritten, welcher mit seiner Reiterei weiter gegen Nairn vorgerückt war, und berichtete, im feindlichen Lager sei ungewöhnlicher Jubel und Lärm, aber von Vorbereitungen zum Aufbruch sei nichts zu bemerken. Vielmehr feiere man dort den Geburtstag des Herzogs von Cumberland, der den Soldaten eine Extra-Ration von Fleisch und Getränk gewährt habe.

Die Hochländer konnten also auch ohne Gefahr an ihr Mahl gehen. Aber das Elend in ihrem Lager bot einen traurigen Gegensatz zu der Ueppigkeit, welche beim Gegner herrschte. Schwarzes Brod, aus ungeschrotenem Hafermehl gebacken, war das Einzige, was das Commissariat hatte herbei schaffen können, und von dieser fast ungenießbaren Waare erhielt kaum jeder der Unglücklichen ein Laib. Wer will es ihnen verdenken, daß abermals Viele die Umgegend ohne Urlaub durchstreiften, ja selbst nach Inverneß zurückliefen, um etwas Eßbares aufzutreiben.

In solchem bejammernswerthen Zustand befand sich die Armee, mit welcher Carl den letzten verzweifelten Kampf für seine Sache kämpfen sollte. Alle Hoffnungen auf das Eintreffen eines Hilfscorps regulärer Truppen hatten ihn aufs Grausamste betrogen. Abermals hing von den wilden hochländischen Schaaren allein die Entscheidung ab. Abermals war er auf den guten Willen der hochmüthigen Häuptlinge angewiesen. Ihren Groll, namentlich aber den des schmollenden Murray mußte er, wohl oder übel, zu beschwichtigen suchen. Indessen, sein natürlicher Takt vermochte es, den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit noch einmal auf die Führer wirken zu lassen, so daß sie im letzten Augenblick wieder unwiderstehlich fortgerissen wurden und ihm eben so enthusiastisch folgten, wie in den Tagen des Glücks.

Er berief, was er seit dem verhängnißvollen Tage in Derby nicht gethan hatte, am Nachmittag einen Kriegsrath. Lord Elchos Bericht ward den versammelten Häuptlingen mitgetheilt. Was sollte nun geschehen? Kaum zwei deutsche Meilen entfernt stand die überlegene Streitmacht Cumberlands. Blieb man, wo man war, so mußte man am nächsten Tage deren Angriff entgegen sehen. Zog man sich zurück, so waren die Abtheilungen, welche noch nicht eingetroffen waren, abgeschnitten. Auch wußte man kaum, wohin man sich noch zurückziehen sollte. Nur die unzugänglichsten Schluchten des Nordens konnten vielleicht noch Schutz gewähren und auch dort mußte binnen Kurzem Alles vorbei sein. Die Ansichten gingen weit auseinander. Die Einen wollten eine Schlacht auf alle Gefahr; die Andern riethen zum Rückzuge. Man konnte zu keinem Entschluß kommen.

Da erhob sich Sir George Murray. „Wir können uns nicht verhehlen," sagte er, „daß unsere Lage eine verzweiflungsvolle ist. Uns gegenüber steht ein erfahrener Feldherr mit einer zahlreichen wohlgenährten Armee. Unsere Männer sind halb verhungert und erfroren. An Zahl

sind wir kaum so stark, als der Feind. Dennoch müssen wir fechten, das ist unzweifelhaft; sonst sind wir unrettbar verloren. Die Entscheidung läßt sich nicht mehr hinausschieben. Ein Sieg kann allein unsere Sache noch vor Vernichtung retten. Das, was Lord Elcho berichtet, bietet unerwartete Chancen des Erfolges. Wenn wir unverzüglich mit Einbruch der Dunkelheit aufbrechen; so werden wir kurz vor Sonnenaufgang das feindliche Lager erreichen. Wir überfallen es, ehe es hell wird. Die Dunkelheit verbirgt unsere kleine Zahl. Die Schwelgerei des heutigen Tages mag den Schlaf der feindlichen Soldaten fester machen und wenn sie erwachen, so ist es nur, um unter den Claymores unserer Krieger zu sterben!"

Alle Häuptlinge stimmten jubelnd bei. Carl aber, der bis dahin ein stummer Zuhörer der Debatte gewesen war, stürzte auf Sir George zu, umarmte ihn und rief: „Das ist wie aus meiner Seele gesprochen, denselben Gedanken hatte ich; aber dem erfahrenen Urtheil eines Murray wollte ich nicht vorgreifen."

Beider innerlicher Groll war für den Augenblick vergessen.

Rasch waren die Vorbereitungen vollendet. Auf der Haide zündete man gewaltige Feuer an, um den Feind glauben zu machen, daß man unbeweglich auf dem alten Platze stände. Den Soldaten wurde das tiefste Stillschweigen eingeschärft. Man empfahl ihnen, die Zeltlinien im feindlichen Lager zu durchhauen und die Engländer unter den zusammenstürzenden Leinendächern zu begraben. Das Aufbauschen der Leinewand würde ihnen dann schon die Stellen zeigen, wohin sie ihren Dolchstoß zu richten hätten, um die wehrlosen Gegner zu treffen.

Zwei Colonnen wurden gebildet. Die erste commandirte Lord Murray, über die zweite führte der Prinz selbst den Oberbefehl. Als Erkennungszeichen war das Feldgeschrei: „Jacob VIII." ausgegeben.

Dann setzte sich um acht Uhr Abends das kleine Heer in Bewegung. Ein Nachtmarsch ist stets ein mißliches Ding. Unter den damaligen Verhältnissen war er es doppelt. Unordnungen ließen sich nicht vermeiden. Man kam querfeldein, wie es ging, nur langsam vorwärts. Wenn vorn die Spitze stockte, so kam hinten Alles zum Halten. Die ermüdeten Glieder, die sich während der Bewegung noch mechanisch fortschleppten, sanken zusammen, sowie man hielt. Während der letzten kalten Nacht hatten die Wenigsten geschlafen, den Tag über hatten sie Alle gehungert. Wer kann sich wundern, daß die erschöpfte Natur ihr Recht verlangte und daß die, welche sich einmal niedergelegt

hatten, sofort einschliefen. So lichteten sich mit jeder Stunde, die man marschirte, die Haufen immer mehr. Eine Marschdisciplin, wie sie in regulären Heeren herrscht, kannte man nicht. Die wenige Gewalt, welche die Vorgesetzten über ihre Mannschaften hatten, ging in der Finsterniß fast ganz verloren. Namentlich den Wald von Kilravock benutzten Viele, um ein geschütztes Lager zu suchen. Andere schlichen fort, um die Gegend nach Nahrungsmitteln zu durchstreifen. Und so groß war die Verzweiflung, daß Einzelne ihre Officiere baten, sie möchten sie lieber sofort erschießen, wie sie noch länger vor Hunger und Ermattung hinsterben lassen.

Sechs Stunden war man schon unterwegs. Es war zwei Uhr Morgens. Zu dieser Zeit hatte man gehofft, den Ueberfall ausführen zu können und noch immer war man vier englische Meilen vom feindlichen Lager entfernt. Es war unumgänglich nöthig, den erschöpften Mannschaften eine kurze Ruhe zu gewähren. Murray führte also seine Clane auf eine Wiese und suchte die Zerstreuten und Zurückgebliebenen zu sammeln. In der Dunkelheit aber war der Versuch, die Colonne einigermaßen zu ordnen, eine wahre Sisyphus-Arbeit. Kaum hatten die Vorgesetzten einige Nachzügler herbeigebracht, so waren Andere schon wieder in einen todtenähnlichen Schlaf gefallen. Und doch mußte man fürchten, daß auf dem weiten Wege, der noch übrig war, sich die Reihen eben so lichten würden, wie bisher.

Eine kostbare Minute nach der andern verging. Man konnte kaum noch hoffen, vor Tagesanbruch das Ziel zu erreichen. Was sollte man thun? Murray hielt den günstigsten Moment vorüber und wollte umkehren. „Es ist zu spät," sagte er, „es wird ganz hell sein, ehe wir am Lager sind." Einige Häuptlinge, namentlich der alte feurige Hepburn von Keith, remonstrirten heftig. „Um so besser," meinte dieser, „wenn wir etwas Sonnenlicht haben; dann können unsere braven Leute doch wenigstens sehen, wohin sie hauen." Die Debatte war lebhaft im Gange. Da kam der allen hochländischen Führern besonders verhaßte Irländer O'Sullivan geritten und überbrachte in hochmüthigem Tone im Namen des Prinzen den Befehl, sofort anzugreifen. Der stolze Murray ward durch den B e f e h l aufs Tiefste verletzt. Zugleich erklangen die schmetternden Töne der Reveille aus dem englischen Lager von fernher durch die Nacht. Das entschied. Auf eine Ueberraschung war offenbar nun nicht mehr zu rechnen. Der Befehl zum Abmarsch

ward gegeben und auf der Stelle setzte sich die Colonne rückwärts nach Culloden-Moor in Bewegung.

Es ist wahrscheinlich, daß O'Sullivan seinen Auftrag überschritten hatte. Carl selbst hat später erklärt, er habe dem Sir George nur seinen persönlichen Wunsch mittheilen, ihm aber dabei volle Freiheit lassen wollen, nach seiner eigenen Erfahrung und Einsicht zu handeln. Jedenfalls war der Prinz von dem, was vorn vorging, unvollständig unterrichtet. Auch glaubte er, daß man dem feindlichen Lager schon ganz nahe und der Ueberfall bereits in der Ausführung begriffen sei. Er war daher sehr enttäuscht, als er auf dem Platze, wo Murrays Colonne gehalten hatte, ankam und diese im Rückzuge fand. Allein konnte er nicht daran denken, weiter zu gehen; er mußte folgen. Sein alter Zorn, sein alter Argwohn brauste mächtig auf. Der Ausruf: „Lord George Murray hat mich verrathen! Künftig werde ich allein commandiren," entschlüpfte ihm in der ersten Erregung, als er an der Colonne hinunter galoppirte. Doch bald griff eine ruhigere Ueberlegung Platz. „Es schadet nichts," rief er ermunternd den Soldaten zu, „wir wollen sie trotzdem angreifen und uns wie brave Bursche betragen!" *)

Der Rückmarsch ging rascher, wie der Vormarsch gegangen war. Unterwegs konnte man viele der Liegengebliebenen wieder auffammeln und gegen 5 Uhr Morgens, am Mittwoch den 16. April, fand sich das hochländische Heer todtmüde wieder auf demselben Platze, von dem es am Abend vorher abmarschirt war.

Hier, auf der offenen Haidefläche, den feindlichen Angriff zu erwarten, der nun unfehlbar erfolgen mußte, schien den erfahrenen Führern mit Recht bedenklich. Sie riethen entschieden zu einem weiteren Rückzug, wenigstens bis über den Fluß Nairn, dessen Defileen man jetzt gerade hinter sich hatte. Dort durfte man hoffen, 24 Stunden der Ruhe genießen zu können, deren man dringend bedurfte. Auch würden, meinten sie, die steilen felsigen Abhänge auf dem linken Ufer die feindliche Reiterei verhindern, einzugreifen. Carl wollte aber von Nichts hören. In seinem jugendlich-ritterlichen Sinn glaubte er, es sei schimpflich,

---

*) Ich habe es versucht, die vielfach widersprechenden Berichte über diesen unglücklichen Nachtmarsch in meiner Erzählung zu vereinigen. Daß ein Befehl an Murray, anzugreifen und zwar mit dem, was er zur Hand hätte, gekommen ist, erscheint unzweifelhaft, auch wenn Carl 20 Jahre nachher erklärt, keinen solchen Befehl gegeben zu haben. Auch scheint der Verdacht von Murrays Verrätherei zumeist durch eine unvorsichtige, erregte Aeußerung des Prinzen entstanden zu sein.

von einem Kampfplatz zu weichen, wo kein Gegner über den anderen Vortheile hatte, um hinter Terraindeckungen Schutz zu suchen. Auch mochte er den deprimirenden Einfluß einer ferneren rückgängigen Bewegung auf seine Schaaren fürchten. Und eine Defensive schien ihm um so mehr aussichtslos, da kein einziger fester Punkt zur Verfügung stand, auf dem man sich, im Falle des Unglücks, zurückziehen konnte; denn das Fort Augustus hatte man nach der Eroberung in die Luft gesprengt. Ein Angriff der Hochländer, mit dem Schwert in der Hand, war ihm dagegen ein gewisser Sieg. Dazu war die Haide von Culloden so passend, wie jeder andere Kampfplatz. Wozu also noch einen neuen suchen? — Unglücklicherweise bestärkten die fremden Officiere seiner Umgebung ihn in seiner Ansicht. Sie hatten schon lange die Lust und die Geduld an einer Kriegführung verloren, auf welche sie, trotz ihres Einflusses auf den Prinzen, so wenig einwirken konnten. Weder Sheridan noch O'Sullivan durchschauten die tiefer liegenden Ursachen, welche den hochländischen Schaaren, zu ihrem grenzenlosen Erstaunen, bei Preston und Falkirk den Sieg verschafft hatten. Stets war es Carl gewesen, der zum Angriff trieb; stets hatte er die Bedenklichkeiten der Häuptlinge beschwichtigen müssen. Warum sollte nun gerade diesmal nicht das englische Heer, wie früher, gesprengt werden, wenn man frisch, ohne viel nachzudenken, zum Kampfe schritt? —

Man blieb also, wo man war. Kurz nach Sonnenaufgang kamen die Macdonalds von Keppoch im hochländischen Lager an und der Master von Lovat führte die Clane der Frasers herbei. Diese willkommene Verstärkung wurde mit großem Jubel begrüßt.

Aber die Erschöpfung und der Mangel an Lebensmitteln hatte nun den höchsten Grad erreicht. Einen Theil der Unglücklichen machte die Müdigkeit vollkommen unempfindlich gegen die Qualen des Hungers und den eisigen Wind. Sie versanken auf der Haide in einen todtenähnlichen Schlaf. Andere, die größere Zahl, die sich wach hielten, empfanden die Leere ihres Magens doppelt lebhaft. Von Neuem durchstreiften sie die Gegend nach Nahrungsmitteln. Selbst Officiere dehnten ihre Nachsuchungen bis in die Stadt Inverneß aus. War es ihnen gelungen, sich zu sättigen; so machte sich das Bedürfniß der Ruhe dann doppelt geltend. Wenige konnten der Versuchung widerstehen, unter dem Schutze des gastlichen Daches sich dem Schlafe hinzugeben, von dem sie bald grausam geweckt werden sollten.

Der Prinz mit seiner Umgebung genoß in dem Schlosse von Cullodenhouse einiger Ruhe. Ein Stück Brod und ein Glas Whisky war die einzige Erfrischung, welche für ihn hatte herbei geschafft werden können.

Doch schon nach wenigen Stunden störte ihn die Nachricht auf, daß der Feind im Anmarsch sei. Die Spitzen der britischen Reiterei waren kaum noch zwei englische Meilen entfernt. Zwei Meilen dahinter sah man bereits die langen dunkeln Colonnen des Fußvolks sich die Straße daher wälzen. Die letzte blutige Entscheidung war da. Rasch erhob sich Carl und stieg zu Pferde. Begleitet von dem Herzog von Perth, den Lords George Murray und Drummond ritt er ins Lager. Eine Kanone ward abgefeuert, um Allen, welche sich entfernt hatten, ein Signal zu geben, sich zu sammeln. Die Sackpfeifer bliesen, die Trommler schlugen. Doch mußte eine geraume Zeit vergehen, ehe die Clane um ihre Fahnen vereinigt sein konnten. Die meisten Versprengten fehlten noch, als man begann, den Abtheilungen ihren Platz in der Schlachtordnung anzuweisen.

Es war eine flache Haidekuppe, die mit sanftem Hang nach Nord-Ost zu abfällt, welche man zur Aufstellung der hochländischen Armee ausersehen hatte. Eine unbedeutende Niederung, die vor dem rechten Flügel begann, und sich vertiefte, je weiter sie nach links sich hinzog, trennte sie von einer ähnlichen Anhöhe. Im Allgemeinen war sie den Bewegungen nicht hinderlich; doch in den kalten, nassen Apriltagen war der Grund derselben naß und sumpfig. Namentlich abwärts, nach dem Schlosse Cullodenhouse zu, fand das Wasser keinen genügenden Abfluß und hatte Moortümpel und Lachen gebildet. Dort fand der linke Flügel der Hochländer wenigstens einigen Schutz gegen Reiterangriffe, während der rechte durch die Mauern eines alten Parks, die sich bis zum Hange der jenseitigen Höhen hinzogen, besser gesichert war. Hier standen in der ersten Linie die Clane von Atholl, die Camerons und die Stuarts unter Lord Murray.

Zum Unglück hatte man in der Eile nicht daran gedacht, den Macdonalds ihren gewöhnlichen Platz anzuweisen. Sie wurden auf dem *linken* Flügel aufgestellt. Der Herzog von Perth commandirte sie. Das zweite Treffen bildeten die irischen Pikets, die Royal-Scots, Lord Olgivies, Lord Lewis Gordons, Glenbuckets und andere niederländische Regimenter, alle unter dem Befehle des Generals Stapleton. Die Reiterei vertheilte man auf beiden Flügeln. Die erste Abtheilung

der Leibgarden hielt hinter dem rechten, Fitz-James Pikets hinter dem linken. Kilmarnocks Fußgarden endlich, sowie Lord Pitsiglos und Strathallans schwache Schwadronen bildeten eine allgemeine Reserve. Eine kleine Höhe daneben, von der man weithin die Gegend übersah, hinter dem rechten Flügel der Linien, bestimmte der Prinz zu seinem eigenen Standpunkt; Lord Balmerinos Reiter und den Rest von Fitz-James Pikets behielt er als seine Leibwache bei sich.

Es wurde 10, es wurde 11 Uhr Morgens. Zwar eilten jetzt Einzelne, selbst ganze Gruppen von Hochländern zu den Fahnen, aber noch waren die Häuflein der Clane bedenklich klein, als schon die Reiterspitzen des englischen Heeres auf der Kuppe gegenüber erschienen. Beim Anblick des Feindes war alle Ermüdung und Hunger vergessen. Aus tausend und aber tausend Kehlen erhob sich ein gellendes Kriegsgeschrei.

Aber bei ihrer geringen Zahl konnten die Hochländer nicht daran denken, sofort anzugreifen. So ging der günstige Augenblick vorüber.

Es war ein imposantes Schauspiel, das sich nun vor ihren Augen entwickelte. Unter den rauschenden Klängen der Musik krönten nach und nach die feindlichen Bataillone die Höhe. Dann schwenkten sie, wie auf dem Exerzierplatze, nach beiden Seiten ab und marschirten längs des Kammes in drei Linien auf. Die vordere Linie des Fußvolks war offenbar schwächer, als die anderen. Durch ihre Lücken sah man die ununterbrochene Reihe von Bajonetten der zweiten daher blitzen. Dann nahm, wie gewöhnlich, die Reiterei auf den Flügeln ihre Stellung. Endlich wurden die Geschütze zu zweien zwischen den Bataillonen des Vordertreffens aufgestellt.

Mit großer Ruhe und Ordnung ging der Aufmarsch von statten. Doch verflossen einige Stunden, ehe er vollendet war. Der Herzog von Cumberland, vor Freude strahlend, daß er endlich den verhaßten Gegner vor sich sah, ritt mit seinem Gefolge zwischen den Linien auf und ab. Dann versammelte er die höheren Officiere um sich und erinnerte sie mit feurigen Worten an die Wichtigkeit der Entscheidung, die vor ihnen lag. „Es ist keine gewöhnliche Schlacht," sagte er, „der Ihr jetzt entgegen geht. Diesmal vertheidigt Ihr nicht allein Euer Land; sondern in Euern Händen ruht die Erhaltung Eurer Freiheiten, für die schon so viel theures Blut geflossen, ruht die Erhaltung Eures Glaubens. Werden wir geschlagen, so wird das Papstthum und der Aberglaube wieder in dem freien England herrschen. Darum, wer

nicht sein ganzes Wollen, seine ganze Kraft in diesem Kampfe einsetzen will, der mag sich aus den Reihen entfernen, so lange es noch Zeit ist; es soll ihm Nichts geschehen. Lieber will ich mit Tausend, die entschlossen sind, für unsere heilige Sache zu sterben, angreifen, wie mit Zehntausenden, deren Gefühle nur lauwarm sind!" Ein allgemeines Geschrei: „Flandern! Flandern!" erhob sich als Antwort.

Alle jauchzten dem Führer freudig zu, dem sie in den Niederlanden so oft in den Kampf gefolgt waren.

Zwar meinten einige der Officiere, man möchte die Soldaten, da es Mittag sei, wenigstens erst essen lassen. Doch der energische Herzog erwiderte: „Erinnert Ihr Euch des Desserts nicht mehr, welches Ihr bei Falkirk erhieltet? Außerdem kämpfen Soldaten mit leeren Magen besser, als wenn die genossene Mahlzeit sie schläfrig und unbeweglich gemacht hat."

Dann nahm er zwischen den beiden vorderen Linien seinen Platz und gab das Zeichen zum Beginn der Kanonade.

Es war gegen zwei Uhr, als die ersten Geschützkugeln prasselnd in die hochländischen Haufen einschlugen. Sie trafen nur zu gut. Unmittelbar neben Carl, der zwischen den Treffen auf- und abgaloppirte und die Seinigen anfeuerte, wurde sein Diener, der ein Handpferd führte, erschlagen. Er selbst ward ganz mit Erde beworfen und einige seiner Leibgarden erschossen. Doch behielt er seine Fassung und ritt ruhig weiter nach der Anhöhe, die zu seinem Standpunkt ausersehen war.

Die Kanoniere der Hochländer versuchten, das Feuer zu erwidern. Aber die Bedienungsmannschaften waren ganz ungeschickt. Alle ihre Geschosse flogen hoch über die Köpfe der Engländer hinweg und schlugen weit hinten in die Haide ein, ohne Schaden zu thun. Außerdem waren bald zwei Geschütze durch das britische Feuer demontirt und in die Massen der Clane rissen die feindlichen Kugeln bedenkliche Lücken. Ruhig und kaltblütig in diesem Feuer auszuhalten, war ihrer Natur zuwider. Zwar gab es Niemand unter ihnen, dem der ungewohnte Anblick der schrecklichen Verstümmelungen, das Klagegeschrei der Verwundeten, nur einen Schimmer von Furcht einflößte, der im Entferntesten an Flucht dachte. Aber sie wollten vorwärts. Sie wollten, statt sich wehrlos niedermetzeln zu lassen, mit ihren Schwertern an den Feind. Namentlich die Makintoshes, die noch an keiner Schlacht theilgenommen hatten, verlangten stürmisch, vorgeführt

zu werden. Murray schickte den Obersten Ker von Gordon zum Prinzen und bat um Erlaubniß zum Angriff.

Kaum konnten die ungeduldigen Clane angehalten werden, bis er mit der bejahenden Antwort zurück war. Die Makintoshes voran, stürmte das Centrum und der rechte Flügel den Abhang hinunter, die Niederung hindurch und den gegenüberliegenden Abhang wieder hinauf. Weder die Salven der Infanterie, noch Kartätschen aus nächster Nähe hielten sie auf. Kaum ließen sie sich Zeit, unterwegs ein unregelmäßiges Feuer abzugeben. Und so ungestüm und überraschend war ihr Anlauf, daß in einem Augenblick die erste Linie der Engländer durchbrochen und zwei Geschütze genommen waren. Es half nichts, daß man den Soldaten gelehrt hatte, sie sollten mit ihren Bajonetten nicht nach den Männern stoßen, die sie gerade gegenüber sehen würden, sondern nach deren Nebenmännern zur Rechten, die das Schild nicht schützte. Barrels und Monros Regiment waren gesprengt, ehe sie sich besinnen konnten.

Dann ging der wüthende Anrann weiter. Aber der rechte Flügel der Hochländer hatte dem Centrum nicht rasch genug folgen können. Auf dem unebenen sumpfigen Grund war er etwas zurückgeblieben. Die, welche die erste feindliche Linie durchbrochen hatten, stürmten schon unaufhaltsam gegen die zweite, als die Clane des rechten Flügels erst am Vordertreffen des Feindes ankamen. Athemlos von dem langen Laufen, ermattet von den Anstrengungen der letzten Tage, sahen sie sich nun einer neuen unerschütterten Linie gegenüber. In drei Gliedern, das vorderste knieend, die beiden hintern aufrecht, geschlossen, wie eine Mauer, erwartete sie das zweite Treffen der britischen Infanterie. Ein heftiger Nordost warf ihnen Schneemassen und eisigen Regen ins Gesicht, so daß sie kaum sehen konnten. Da ergoß sich aus nächster Nähe das dreigliedrige Salvenfeuer der Engländer auf sie. Es war nur zu wirksam. Von den heranstürmenden Officieren brachen die meisten zusammen. Der Häuptling von Mac-Lauchlan ward zum Tode getroffen; der kühne Lochiel selbst wurde verwundet. Mit Mühe trugen ihn zwei seines Stammes aus dem Getümmel. Die gelichteten Häuflein der Hochländer stutzten. Dann erhob sich die gesammte britische Linie und ging unter nervenerschütterndem Hurrah selbst zum Angriff über.

Imponirend in ihrer Ruhe, straff in ihrer Haltung, wie beim Manöver, stiegen sie den Abhang hinunter. Ein panischer Schrecken

ergriff die Gegner. Daß man ihren Schwertern Stand halten, daß man gegen sie zum Angriff vorgehen könne, hatten sie nie gesehen. In wenigen Augenblicken waren die eben noch siegreichen Clane eine einzige confuse, unentwirrbare Masse geworden, die in wilder Auflösung vom Kampfplatze floh.

Es ist trotz alledem möglich, daß der hochländische Angriff auch hier, wie früher bei Preston und Falkirk, sämmtliche britische Linien gesprengt hätte, wenn er mit ganzer Kraft ausgeführt worden wäre. Aber nicht allein, daß der rechte Flügel zurückblieb, der linke kam gar nicht. Hier standen die Schaaren der Macdonalds, ingrimmig, daß man ihnen den Platz, der ihnen, wie sie meinten, seit Bannockburn gebührte, nicht gegeben hatte. Sie hielten sich beschimpft, als sie die Clane der Makintoshs, der Stuarts, Camerons, von dem Ehrenplatze, der ihnen zukam, gegen die englischen Linien anstürmen sahen. Voll Wuth und Neid zerhauten sie mit ihren Schwertern die Haide, auf der sie standen; aber Nichts konnte sie bewegen, gleichfalls anzugreifen. Vergeblich rief ihnen der Herzog von Perth zu, es stände in ihrer Macht, den linken Flügel eben so ehrenvoll, wie den rechten zu machen. Vergebens versprach er, sich selbst künftig einen Macdonald zu nennen, wenn sie ihm folgen wollten. Sie rührten sich nicht. Umsonst stürmten Macdonald von Keppoch und einige andere Führer vorwärts. Das abergläubische Vorurtheil der Männer war stärker selbst, als der Gehorsam gegen die angestammten Häuptlinge. Niemand folgte und nach einigen Schritten sank der tapfere Keppoch selbst zusammen, von einer tödtlichen Kugel getroffen. „Mein Gott, haben die Kinder meines eigenen Stammes mich verlassen?" — waren die letzten Worte des verzweifelnden Mannes.

Und nun war es offenbar, daß der Angriff des allein gelassenen rechten Flügels gescheitert war. Aus dem dicken Pulverrauch, der noch den Kamm der gegenüber liegenden Höhe einhüllte, kamen einzelne Haufen, dann ganze Massen von Hochländern hervor, die den Abhang hinunter flohen. Dann tauchte die lange ununterbrochene Linie der englischen Bajonette aus dem Nebel auf und stieg zur Mulde hinab. Noch weiter zur Rechten sah man nun auch die Reiterei und ein Corps Hochländer von Argyll, jenseits der Parkmauern, welche den rechten Flügel der Rebellen geschützt hatten, die Höhe herabkommen. Schon brachen Pioniere eine Lücke in die Umwallung, durch welche sie hervor brechen konnten. Noch länger zögern, wäre zwecklos und gefährlich ge-

wesen. Die Macdonalds zogen also ab; ruhig und in geschlossener Ordnung schlugen sie den Rückweg nach dem Fluß Nairn ein, von ihren zersprengten Landsleuten umschwärmt.

Carl hatte mit leicht begreiflicher Aufregung von seiner Höhe den Gang des Gefechts beobachtet. Sein Herz schlug voll freudiger Erwartung, als die Massen der Clane den Hang hinan stürmten und die feindliche Linie durchbrachen. Schon glaubte er den Sieg gewonnen. Da sah er die dunkeln Haufen seiner Krieger vor der feuerspeienden zweiten Linie der Engländer zerschellen und fliehen. Erst wollte er seinen Augen nicht trauen. Es war ja unmöglich, daß ein hochländischer Angriff abgeschlagen werden konnte. Nie zuvor hatte er gesehen, daß Briten Hochländer vor sich hertrieben. Doch bald war kein Zweifel mehr möglich. Schon kam der rechte Flügel und das Centrum des ersten Treffens in wilder Auflösung zurück, auch der linke zog langsam ab. Daß das zweite Treffen, die niederländischen Regimenter, auch nicht mehr lange standhalten würden, war augenscheinlich. Thränen der Wuth und der Verzweiflung rannen über seine Wangen. Es war klar, daß die Schlacht unrettbar verloren war. Befehle und Ermahnungen zum Standhalten, die er den verschiedenen Abtheilungen schickte, waren in der Verwirrung von keinem Erfolge. Vielleicht konnte aber das Aeußerste noch verhindert werden, wenn er sich selbst jetzt an die Spitze der irischen und französischen Pikets setzte und sich der feindlichen Reiterei entgegen warf, die eben durch die in die Parkmauer gebrochenen Lücken hervorquoll.

Wahrscheinlich war das seine Absicht, als er den Hügel, auf dem er bis jetzt gehalten, verließ und in das Getümmel hinein galoppirte. Aber es war in dem Gewühl schwierig, die noch intakten Reserven zu erreichen, noch schwieriger, sie zum rechtzeitigen Angriff vorzuführen. Dann flehten die Officiere seiner Umgebung ihn an, nun, da doch nichts mehr zu retten sei, sich nicht noch unnütz der Gefahr auszusetzen; nur, so lange er lebe, sei noch immer Hoffnung. Man sagt, daß O'Sullivan schließlich den Zügel seines Pferdes ergriffen und ihn mit Gewalt von der Stätte des Unglücks fortgeführt habe.

Bis jenseits des Nairn konnte der Rückzug ohne zu große Verluste fortgesetzt werden. Die französischen und irischen Pikets namentlich bewahrten eine musterhafte Ordnung und wiesen durch ihr Feuer die Verfolger zurück, wenn sie zu heftig drängten. Aber von dem Flusse bis zu der Stadt Inverneß führte der Weg fünf englische Meilen weit

über eine ebene Haide. Hier löste sich der Rückmarsch immer mehr in eine regellose Flucht auf. Die meisten der hochländischen Haufen, die noch einigermaßen zusammen geblieben waren, wurden nun von der nachsetzenden Reiterei ereilt und gesprengt. Einige Klumpen umringten die verfolgenden Dragoner von allen Seiten und hieben sie dann erbarmungslos nieder. So furchtbar war das Gemetzel, daß, wie ein Augenzeuge erzählt, die Haide roth von Blut war und die Reiter, darin umher patschend, sich im grausamen Scherz damit bespritzten.

Auch Neugierige, die aus der Stadt gekommen waren, um von Weitem der Schlacht zuzusehen, wurden von der Reiterei ohne Weiteres erschlagen. Und es ist bemerkenswerth, daß gerade die Regimenter sich durch Blutdurst und Grausamkeit hervorthaten, welche bei Preston und Falkirk so feige geflohen waren. Nur ein kleiner Theil der Flüchtigen, darunter die Detachements von regulären Truppen, erreichte Inverneß glücklich, aber nur, um dort am nächsten Tage die Waffen zu strecken. Ein anderer Theil hatte sich südlich in die Berge von Badenoch gewendet, wo er in unzugänglichen Schluchten und Wildnissen wenigstens für einige Tage vor weiterer Verfolgung geschützt war. Dort fanden sich gleichfalls die meisten der hochländischen Führer wieder zusammen. Auch von den Mannschaften, die während der Schlacht die Umgegend durchsucht hatten, retteten sich viele hierher und schon am nächsten Tage waren etwa Tausend wieder vereinigt.

Diese Entronnenen hatten ihr Leben wenigstens für einige Zeit gesichert. Die Unglücklichen aber, die verwundet und sterbend auf der Wahlstadt liegen geblieben waren, hatten Ursache, diejenigen zu beneiden, die unter dem Schwerte der Verfolger einen raschen Tod gefunden hatten. Und selbst die konnten sich glücklich schätzen, welche der Bajonettstoß eines britischen Soldaten bald nach dem Kampfe von ihren Leiden befreite. Niemand von ihren grausamen Feinden dachte daran, ihnen ärztliche Hilfe zukommen zu lassen. Niemand fand sich, der den Verschmachtenden einen Labetrunk gereicht hätte. Niemals wohl haben Soldaten eines civilisirten Landes ihre Gegner schonungsloser behandelt.

Die Greuel, welche gegen die Hochländer damals mit kaltem Blute verübt wurden, beschimpfen den Namen der britischen Armee. Nicht im Kampfe gegen die aufrührerischen Seapoys, nicht im Kriege gegen die wilden Aschantees ist mit ähnlicher Wuth gemordet. Und

doch hatten die Hochländer, die man für Halbwilde hielt, die Sieger keineswegs durch ähnliche Thaten herausgefordert. Im Gegentheil, sie waren gegen die, welche sie gefangen hatten, stets milde verfahren. Man konnte ihnen weder Brandstiftungen noch andere Gewaltthaten vorwerfen, durch die die indischen Empörer die Engländer herausgefordert hatten. Daß sie es vermocht hatten, zu siegen, daß ihre verachteten Häuflein fast die Dynastie ihres Führers vom Throne verjagt hätten, reizte die britischen Soldaten zu unedler Rache.

Und es läßt sich nicht verschweigen, daß der Feldherr selbst seine Krieger nicht allein nicht von ihren Schandthaten zurückhielt, sondern daß er sie dazu anfeuerte. Als er nach dem Ende des Kampfes mit einem zahlreichen Stabe über das blutgetränkte Schlachtfeld ritt, fiel ihm unter einer Gruppe von Verwundeten die hohe kriegerische Gestalt eines jungen Mannes auf, der sich mit Mühe auf dem Ellenbogen erhob, um ihn vorüber kommen zu sehen. Es war der junge Fraser von Inverallochy, Oberstlieutenant in dem Clane des Master von Lovat. Der Herzog fragte ihn, welcher Partei er angehöre. „Des Prinzen", war die offene Antwort. Da ward des Herzogs Antlitz düster. Aus seinen Augen leuchtete grimmiger Haß, und er befahl dem Major Wolfe, der neben ihm ritt, „den unverschämten Burschen" unverzüglich niederzuschießen. Wolfe aber war ein Ehrenmann; er weigerte sich zu gehorchen. „Mein Patent steht zur Disposition Ew. Königlichen Hoheit," sagte er, „aber nie gebe ich mich dazu her, ein Henker zu werden." Verschiedene andere Officiere weigerten sich ebenso; bis sich endlich ein gemeiner Soldat fand, welcher den unglücklichen Fraser niederschoß.

Neunzehn verwundete hochländische Officiere wurden in einem kleinen Walde gefunden, wohin sie sich geflüchtet hatten. Die Soldaten ergriffen sie und schleppten sie nach Cullodenhouse. Dort wurden sie ohne Weiteres gegen die Mauer des Schlosses gestellt und erschossen. Denen, welche die Salve nicht gleich getödtet hatte, schlug man mit den Gewehrkolben die Schädel ein.

Eine Hütte, in welche sich dreißig Hochländer entweder geflüchtet, oder wo sie nach dem Suchen nach Lebensmitteln in Schlaf gefallen waren, zündeten die Soldaten an. Die Unglücklichen, durch die Flammen geweckt, stürzten aus der Thür, um sich zu retten. Aber man trieb sie unbarmherzig mit den Bajonetten wieder zurück, und mit kannibalischer Freude hörten die entmenschten Krieger das Jammer-

geschrei der Elenden an, bis die Hütte zusammen stürzte und sie in der Lohe begrub.

Zwei Tage nach der Schlacht, Freitag den 19. April, gab der Herzog den Befehl, alle die Verwundeten zu tödten, welche noch lebend auf dem Schlachtfelde gefunden würden. Es ist anzunehmen, daß diese unbarmherzige Sentenz nur noch an Wenigen vollstreckt werden konnte. Was die Bajonette der Soldaten nicht bereits vorher in die andere Welt befördert hatten, mußten zwei kalte Aprilnächte und ein Tag unter freiem Himmel bei strömendem Regen und Schneegestöber, unter Haufen von Leichen bereits besorgt haben.

Dennoch läßt sich nicht bezweifeln, daß der unmenschliche Befehl wirklich gegeben ist; denn man hat sich bemüht, nicht ihn zu leugnen, sondern zu entschuldigen. Man hat behauptet, auf dem Körper eines todten hochländischen Officiers sei eine Ordre Sir George Murrays gefunden worden, wonach den Engländern kein Quartier gegeben werden solle. Das Original ist jedoch niemals zum Vorschein gekommen. Der Charakter des Sir George, wie wir ihn jetzt kennen, würde außerdem schon an und für sich eine solche Grausamkeit unwahrscheinlich machen, auch wenn nicht die Lords Kilmarnock und Balmerino unmittelbar vor ihrer Hinrichtung feierlich versichert hätten, daß das ganze Gerücht nur auf bösartiger Erfindung beruhe.

Unter denen, welche unverwundet in die Hände der Engländer gefallen waren, erkannte man sechsunddreißig Deserteure der königlichen Armee. Sie wurden sofort gehängt.

Die anderen sperrte man in die Gefängnisse von Inverneß, und da diese nicht reichten, so mußten die Kirchen aushelfen. Die Leiden, welche diese Elenden erdulden mußten, sind unbeschreiblich. Wenn es nicht durch unverdächtige Zeugen erzählt wäre, so würde man es nicht glauben, daß viele der Unglücklichen nackt gepeitscht und dann mit blutigem Rücken ohne ärztliche Hilfe liegen gelassen wurden, daß man sie mit kärglicher Nahrung Tage lang den Qualen des Hungers preis gab. Von den Gefängnissen brachte man sie dann auf Schiffe, um sie nach London zu transportiren. Man steckte sie in den untersten Raum der Fahrzeuge, der für den Ballast bestimmt ist. Dort waren sie gezwungen, zu Hunderten zusammen gepfercht, auf spitzigen Steinen im Dunkeln zu liegen. Die Leiden der Seekrankheit, der Mangel an frischer Luft machte den Aufenthalt zu einer wahren Hölle. Dazu bildeten zehn Unzen schlechten Hafermehls die tägliche Portion; der

Eine Becher schlechten Wassers, den man ihnen jeden Tag reichte, konnte den brennenden Durst nicht löschen.

Die Negersclaven der jetzigen Zeit können nicht mehr gelitten haben, wie die unglücklichen Hochländer, als man sie nachher nach der tödtlichen Colonie Barbadoes transportirte. Der Sclavenhändler hat doch ein gewisses Interesse, daß seine Waare am Leben bleibt. Von 157 Individuen aber, die sich ursprünglich an Bord eines dieser Schiffe befanden, lebten nach acht Monaten nur noch 49. Von 81 aber, welche den Bestimmungsort wirklich erreichten, waren nach drei Jahren Alle, mit Ausnahme von 18, dem pestilenzialischen Klima zum Opfer gefallen.

Von Personen von höherem Rang war der wankelmüthige verschwenderische Earl von Kilmarnock noch auf dem Schlachtfelde selbst gefangen worden. In der Eile und Verwirrung der beginnenden Flucht, geblendet von dem Schneegestöber und dem Pulverrauch, hielt er eine der Reiter-Abtheilungen, die er an sich vorüberjagen sah, für Fitz-James Pikets. Er wollte sich ihr anschließen und erkannte zu spät, daß es königliche Dragoner waren, die ihn sofort ergriffen und im Triumph fortführten. Als er inmitten seiner Escorte über das Schlachtfeld ritt, kam gerade die avancirende Linie der englischen Infanterie heran, und ein tragisches Verhältniß wollte, daß an der Spitze eines dieser Regimenter sein eigener ältester Sohn, Lord Boyd, marschirte, der eine Fähnrichsstelle bekleidete.

Die Soldaten sahen stumm auf den unglücklichen Edelmann, dessen graues Haar im Winde flatterte; denn seinen Hut hatte er im Gewühle verloren. Die Größe dieses Unglücks machte selbst ihren Spott schweigen. Der bemitleidenswerthe Jüngling sah seinen leiblichen Vater an sich vorüber führen, ohne seine erniedrigende Lage lindern zu können. Doch es jammerte ihn, sein greises Haupt dem kalten Winde ausgesetzt zu sehen. Plötzlich entschlossen, sprang er aus dem Gliede und setzte ihm seinen eigenen Hut auf. Dann nahm er, ohne weiter ein Wort zu sagen, seinen Platz wieder ein. Ein letzter dankbarer Blick des Gefangenen lohnte seinen Liebesdienst. Dann war er im Gewühl verschwunden und nie sah er ihn lebend wieder.

Wenige Tage nach dem entscheidenden Kampfe fiel auch der edelherzige Lord Balmerino in die Hände der Regierungstruppen. Am 21. April lieferte ihn eine Abtheilung der Grants in Inverneß ein.

Der Graf von Cromartie war schon am Tage vor der Schlacht,

am 15. April, mit 14 seiner Officiere im Speisesal von Dunrobin Castle von der Miliz des Herzogs von Sutherland überfallen und gefangen worden. Dasselbe Schiff brachte die unglücklichen Edelleute nach London, wo der düstere Tower sie aufnahm.

Außer den Gefangenen waren sämmtliche Geschütze, alles Material und 2300 Flinten in die Hände der Sieger gefallen. Auch 14 der hochländischen Fahnen hatten sie erbeutet, die durch Henkershand verbrannt wurden. Ihren eigenen Verlust geben die Engländer auf 310 Todte und Verwundete an. Die Aufständischen dagegen hatten über 1000 verloren, — ein Fünftel ihrer gesammten Streitmacht.

Der Prinz mit seinem Gefolge und Fitz-James Pikets war glücklich über den Nairn entkommen. In einer elenden Hütte jenseits des Flusses fand ihn Lord Elcho eine Stunde nach der Schlacht gänzlich entmuthigt und niedergeschlagen. Die Bilder der Auflösung und des Schreckens, die ihm auf seinem Ritte begegnet waren, hatten ihm den letzten Rest von Vertrauen genommen. Er hielt Alles für verloren. Er dachte nur daran, nach Frankreich zu gehen und dann später mit einem großen Landungsheere wiederzukehren. Man berieth eilig, wohin man am besten flöhe. An der Westküste Schottlands sollten sich französische Kreuzer gezeigt haben. Dort schien es also am gerathensten, Gelegenheit zur Ueberfahrt zu suchen. Eine große Gesellschaft hatte aber wenig Aussicht, unentdeckt zu bleiben. Man trennte sich deshalb, und nur von zehn Personen begleitet, ritt der Prinz weiter, in der Richtung auf Gortuleg, den Sitz des alten Lord Lovat. Ein treuer Hochländer, Namens Edward Burke, war sein Führer.

Es war schon Abend, als die Gesellschaft in den Schloßhof hineingaloppirte. Diese erste und letzte Zusammenkunft, welche der alte Häuptling mit dem Prinzen hatte, verrieth ihm nun mit einem Male den Ruin der Sache, der er sich nach langem Zögern angeschlossen hatte — und seinen eigenen unvermeidlichen Untergang. Die Unterredung, die für beide Theile höchst peinlich sein mußte, ward deshalb bald abgebrochen. Sobald sich Carl durch Speise erfrischt und einige Gläser Wein getrunken hatte, ritt er wieder fort.

Durch das romantische Thal, das jetzt der berühmte Caledonische Canal durchfließt, ging die Flucht weiter. Es war 2 Uhr Morgens, am Donnerstag den 17. April, als die Reiter an den Ruinen des Forts Augustus vorbei galoppirten. Zwei Stunden später hielten sie vor dem Thore des Schlosses von Invergarry, am Felsenufer des

Loch-Oich. Hier, auf dem Stammschlosse Macdonalds von Glengarry, waren sie in verhältnißmäßiger Sicherheit. Der Prinz stieg ab, und zum Tode ermattet nach dem langen Ritt und den beiden durchwachten Nächten, sank er auf der Hausflur nieder und fiel sofort in einen tiefen Schlaf.

Der Besitzer des Schlosses war unglücklicher Weise nicht da, Vorräthe nicht vorhanden. Als der Prinz am Mittag erwachte, konnte man ihm deshalb weiter Nichts vorsetzen als zwei Lachse, die der treue Burke gefangen hatte, und Wasser aus dem See.

In Invergarry trennte sich die Gesellschaft abermals. Nur O'Sullivan, O'Neil und Burke blieben beim Prinzen, der nunmehr, um sich unkenntlich zu machen, des letzteren Kleider anzog. Dann, gegen drei Uhr Nachmittags, ritt man weiter.

Sich dem Fort William, wo eine englische Besatzung lag, noch mehr zu nähern, schien bedenklich. Man verließ deshalb das breite Felsenthal und wandte sich nordwestlich in die Wildnisse, welche den kleinen Loch-Arkaig umgeben. Hier fand man in dem Hause Donald Camerons von Glenpean ein Unterkommen, wo man 9 Uhr Abends ankam. Carls Erschöpfung hatte den höchsten Grad erreicht. Er fiel während des Auskleidens in festen Schlaf und konnte am andern Morgen, den 18., kaum erweckt werden.

Doch, er mußte weiter, immer mehr in die Gebirgs-Einöden hinein. Am Nachmittage gelangte die kleine Gesellschaft nach Mewboll in Clanranalds Landen, wo sie die Nacht zubrachte. Dort hörten die gangbaren Wege auf. Man mußte nun auch die Pferde zurücklassen und auf steilen Gebirgspfaden zu Fuß weiter klettern. Der Paß, welcher diese Gegend von dem Gebiete der See trennt, ward überschritten und am 19. April Abends schätzte man sich glücklich, an der Spitze des Loch-Morar in einer elenden Hütte, die zum Schafscheeren diente, ein Unterkommen zu finden. Auch noch der nächste Tag, der 20., verging mit der Wanderung in der unwegsamen Wildniß. Endlich erreichte man gegen Abend die Seeküste bei dem kleinen Dorfe Glebiasdale, in der Landschaft Arizaig.

Hier, fast an demselben Punkte, wo er vor neun Monaten das Festland Schottlands zuerst betreten, bekam Carl eine Aufforderung Lord George Murrays, die Unternehmung von Neuem zu beginnen.

Er schrieb von Ruthwen in Badenoch, einige Tausend Versprengte hätten sich bereits wieder um ihn gesammelt. Macpherson von Cluny

sei jetzt mit 500 Männern seines Clans eingetroffen, zahlreiche Flüchtige würden sich in den nächsten Tagen noch zusammen finden. Die Pässe habe er sämmtlich besetzt; seine Stellung wäre unangreifbar. Die Furcht vor den Verwüstungen der Engländer müßte binnen Kurzem, wie er meinte, auch die Clane zu den Waffen treiben, die bisher neutral geblieben waren. Die Erhebung der Grants wäre jeden Tag zu erwarten. In kurzer Zeit möchte wieder ein Heer von 8—9000 Hochländern vereinigt sein. Auch die erfahrensten Häuptlinge, der Herzog von Perth, Drummond, Olgivie und andere wären in Ruthwen und sehnten sich mit Murray nach der Fortsetzung des Kampfes. Jetzt, in der Noth, sahen sie, wie sehr ihnen der Prinz als Mittelpunkt und Haupt der Bewegung fehlte, den sie in ihrem Hochmuth so oft bei Seite geschoben hatten. Jetzt baten sie inständig, er möchte in ihre Mitte zurückkehren und sie hinführen, wohin er wollte. Carl war aber nicht geneigt, auf den Vorschlag, den nur die Verzweiflung eingegeben haben konnte, einzugehen. Einen Kampf jetzt, ohne Waffen, ohne Geschütze, ohne Geld fortsetzen, jetzt, nachdem mit diesem allen die vollständigste Niederlage nicht hatte abgewendet werden können, nachdem die wenigen regulären Truppen, über die er verfügt hatte, gefangen waren, dazu verspürte er keine Neigung. Und sich wieder in die Gewalt der hochländischen Häuptlinge zu begeben, nur um mit ihnen unterzugehen, dazu fühlte er keinen Beruf. —

Sein Glauben an den Erfolg der hochländischen Waffen allein war gänzlich erschüttert. Hoffnungen für die Zukunft baute er nur auf die active Hilfe Frankreichs. Dorthin drängte es ihn so rasch wie möglich.

Er sandte also an Murray einen Brief, worin er ihm und Allen, die ihm so treu bis jetzt gefolgt waren, für ihre rührende Anhänglichkeit, für ihre glänzende Tapferkeit dankte. „Aber“, schrieb er, „zwingende Verhältnisse rufen mich für jetzt nach Frankreich zurück. Mit Gottes Hilfe aber denke ich bald mit bewaffneter Hilfe zu sicherem Erfolg wiederzukehren. Daher kann ich einem Jeden nur rathen, für seine eigene Sicherheit zu sorgen und — möge der Allmächtige Euch Alle segnen und beschützen“.

Diese Antwort, durch den jungen Maclod überbracht, rief im Lager von Ruthwen die größte Bestürzung hervor. Nur zu viele der edlen feurigen Naturen hatten noch an die Möglichkeit eines glücklichen Ausganges geglaubt. Nun galt es, sich zu zerstreuen und Cumberlands

Kriegern zu entgehen. Es war eine tiefergreifende Scene, als sich die Führer und Soldaten von einander trennten. Thränen flossen reichlich; denn die Meisten schieden auf ewig. Niemand wußte, ob nicht schon bald das Schaffot sein Loos sein würde. Die Häuptlinge mußten suchen, an die Küste zu gelangen, um nach dem Festlande zu entkommen.

Den meisten der unglücklichen Clansmänner aber blieb nichts übrig, als sich in entlegenen Schluchten der Gebirge zu verbergen. Denn in ihren heimathlichen Hütten lauerten die grausamen Verfolger und verzehrten ihre Vorräthe und ihr Vieh.

Damit war der Aufstand definitiv zu Ende*).

Neuntes Kapitel.

Es ist wenig mehr zu erzählen übrig. Was aber noch berichtet werden muß, wirft eine unauslöschliche Schmach auf die englische Armee, ihre Führer und die ganze englische Nation.

Die Grausamkeiten, welche in den ersten Tagen nach der entscheidenden Niederlage der Rebellen ausgeübt wurden, lassen sich vielleicht mit der Aufregung nach dem erbitterten Kampfe entschuldigen, die so oft das Bestialische in der innersten Natur des Menschen an die

*) In den Darstellungen der Schlacht von Culloden finden sich manche Widersprüche. Namentlich die Angabe, daß Lord Elcho, als die Flucht allgemein wurde, zum Prinzen gesprengt sei und ihn vergeblich aufgefordert habe, sich selbst an die Spitze der Reserven zu stellen, findet sich mehrfach mit dem Zusatz, daß Elcho, als seine Bemühungen vergeblich waren, mit dem Schwur fortgeritten sei, er wolle den Carl nie wiedersehen.

Allein gerade der Umstand, daß ein Augenzeuge, der Ritter Johnstone, sonst ein persönlicher Gegner Carls, bestimmt erzählt, Elcho sei mit diesem erst nach dem Gefecht zusammen getroffen, und die ganze übrige Geschichte nicht erwähnt, läßt dieselbe im Ganzen zweifelhaft erscheinen. Ich habe deshalb Johnstone in diesem Falle mehr Glaubwürdigkeit zugemessen, als er sonst verdient.

Oberfläche bringt. Auch mochte der Durst nach Vergeltung an einem verachteten Gegner in dem Moment, wo er nach Monate langem Ringen am Boden lag, viele Gewaltthätigkeiten veranlaßt haben. Aber für das, was nun folgte, für die Art, in welcher der Herzog von Cumberland mit seiner Armee die aufrührerischen Distrikte pacificirte, giebt es keine Rechtfertigung. Kirke mit seinen „Lämmern" beging auch einst nach der Niederwerfung des Aufstandes des Herzogs von Monmouth, in den westlichen Provinzen Englands die unerhörtesten Schandthaten. Er konnte wenigstens als Entschuldigung anführen, daß er und seine Soldaten durch eine lange Garnison in Tanger der europäischen Civilisation entfremdet worden seien. Der Herzog von Cumberland und seine Anhänger verfuhren aber in Schottland, als wenn sie an der Küste Afrikas ans Land gesetzt wären, um räuberische Aschantees zu züchtigen.

Der Herzog schlug in der Nähe des Forts Augustus sein Hauptquartier auf. Dann wurden nach allen Seiten Truppen-Abtheilungen entsendet, um denen, welche am Aufstande theilgenommen hatten, nachzuspüren. Nicht die entlegensten Thäler blieben undurchsucht. Und bald bezeichneten allenthalben rauchende Trümmerhaufen die Spuren der erbarmungslosen Verfolger. Die Hütten der ärmsten Bergbewohner waren nicht sicherer vor der Mord- und Brandlust der Soldaten, wie die Schlösser der hochländischen Barone. Wer von den Männern wegen seines niederen Ranges nicht würdig schien, durch die Assissen abgeurtheilt zu werden, ward ohne Weiteres getödtet. Nicht einmal das weibliche Geschlecht entging der Wuth der Soldaten. Wer glücklich der Nachsuchung entkommen war, suchte Schutz in den entlegensten Schluchten des Gebirges, um dort Monate lang ein jammervolles Leben zwischen Todesgefahr und Hungersnoth zu fristen. Die Viehheerden der Bewohner dienten den Soldaten zum Unterhalt. Und so groß war die Noth und das Elend, daß Weiber und Kinder, um nicht Hungers zu sterben, aus ihren Verstecken kamen und demüthigst um das Blut und die Abfälle ihrer eigenen geraubten Thiere baten. Glücklich mußten sich die Frauen schätzen, wenn ihre Bitten nur das Mitleid der Soldaten erweckte, wenn nicht die Körperformen, die aus den zerlumpten Kleidern hervorsahen, die viehische Lust derselben reizte. — Ueber die Menge von Gräuel-Scenen, von welchen die britischen Lager in jenen Schreckens-Monaten der Schauplatz waren, ist es besser, den Schleier der Vergessenheit zu werfen. Doch mag es wild genug zu-

gegangen sein; denn es ist unter Anderm glaubwürdig bezeugt, daß in dem Lager von Fort Augustus nackte Frauen, die man mit Gewalt aufs Pferd gesetzt hatte, mit einander haben um die Wette rennen müssen.

Unbezweifelt hat der General Hawley sein Möglichstes gethan, um den Herzog von Cumberland gegen die entsetzlichen Leiden der Hochländer taub zu machen. Er hat ihn in der Nachsicht bestärkt, die er gegen die Zügellosigkeit seiner Soldaten zeigte. Aber ein großer, wenn nicht der größte Theil der Schuld muß dennoch dem königlichen Feldherrn beigemessen werden, denn es sind Briefe von ihm vorhanden, worin er äußert: „der geringe Aderlaß, den er dem Lande gegeben habe, möchte die jacobitische Tollheit der Bewohner wohl ein wenig geschwächt haben. Er sei aber nicht genügend, um zu verhindern, daß vielleicht noch einmal von dieser verruchten Gegend aus das Land und die regierende Familie in Gefahr gesetzt würden". Er sah die Hochländer wie wilde Barbaren an, die nicht auf civilisirte Behandlung Anspruch hätten, und die überwiegende Mehrzahl des englischen Volkes dachte dasselbe.

Der Präsident Forbes wagte einige Male um Erbarmen für die unglückliche Bevölkerung zu bitten, die Niemand besser kannte, als er. Er fand kein Gehör. Die großen Dienste, welche er dem Lande erwiesen hatte, waren vergessen. Seine versöhnlichen Gesinnungen galten als Schwäche. Als er von der Autorität der Gesetze sprach, der sich auch die Soldaten fügen müßten, antwortete der Herzog im Zorn: „Was Gesetze! Ich werde eine Brigade schicken, die Gesetze machen soll!" Forbes' eigener Neffe hatte sich verleiten lassen, zu den Aufständischen zu desertiren. Er ward gefangen und auf dem Markte von Inverneß gehängt. Und noch nicht genug; der unglückliche Onkel mußte erfahren, daß englische Officiere, die an dem Galgen vorbeigingen, den Todten beschimpften. Einen großen Theil seines Vermögens hatte der Präsident dazu geopfert, um dem Könige, dessen Sohn ihn jetzt so verächtlich behandelte, die Krone zu erhalten. Vergeblich suchte er Ersatz zu erhalten. Das war zu viel. Nach wenigen Monaten starb er an gebrochenem Herzen.

Trotz der eifrigsten Nachstellungen gelang es vielen der hervorragendsten Führer der Rebellen-Armee glücklich zu entkommen. Lord George Murray gelangte nach vielen Irrfahrten an die Küste und fand ein Schiff, welches ihn nach Holland brachte. Dort lebte er bis

zum Jahre 1760 unter dem Namen de Valigné; dann starb er am 15. October. Auf einem andern französischen Fahrzeug schiffte sich der Herzog von Perth und Sir Thomas Sheridan ein. Der Herzog, ein Mann von schwächlichem Körperbau, starb noch während der Ueberfahrt am 13. Mai 1746. Sheridan, der alte Erzieher des Prinzen, ging nach Rom. Dort empfing ihn der Prätendent mit den heftigsten Vorwürfen. Er zürnte, daß er seinen Sohn nicht von einem Unternehmen zurückgehalten habe, das ihn solchen Gefahren ausgesetzt hatte und noch aussetzte, und dessen Aussichten auf Erfolg von vornherein so gering gewesen seien. Man erzählt, daß dieser Tadel ihn so verletzt habe, daß er davon krank geworden und gestorben sei.

Lord Strathallan starb bald nach der Schlacht an den erhaltenen Wunden.

Der alte Lord Forbes von Pitsiglo hatte gleichfalls das Glück, nach Frankreich zu entkommen. Sein Titel und sein Besitz wurden ihm abgesprochen. Doch unterstützten ihn seine zahlreichen Freunde mit Geldmitteln, so daß er keinen Mangel litt. Die Sehnsucht nach der Heimath nagte jedoch stets an seinem Herzen. Im Jahre 1762 schloß er in Paris seine müden Augen.

Weniger glücklich war der ehrwürdige Marquis von Tullibardine. Von einem einzigen Diener des Prinzen, einem gewissen Mitchell, begleitet, floh er vom Schlachtfelde von Culloden, als Alles vorüber war. Er wandte sich nach Süden in die Wildnisse von Badenoch. Unentdeckt durchwanderte er die Gebirge von Perthshire. Endlich nach vielen ermüdenden Tagen sah er die blaue Wasserfläche des Loch-Lomond vor sich. Nur ein kurzer Weg war übrig, dann hatte er den Frith of Clyde erreicht. Zahlreiche Schiffe aus allen Welttheilen pflegten hier zu landen. Konnte er sich nur kurze Zeit verbergen, so bot sich vielleicht Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Frankreich. Seine alternden Glieder aber waren von dem ungewohnten beschwerlichen Marsche erschöpft. Er konnte nicht weiter und wagte es, in dem Hause eines gewissen Buchanan von Drummakill Schutz zu suchen. Die Herrin des Hauses war eine Verwandte von ihm und eine fanatische Jacobitin, wie er wußte. Unglücklicher Weise war aber ihr Mann ein ebenso eifriger Anhänger der Regierung und zugleich Magistratsperson und Miliz-Officier. Dieser hielt es also für seine Pflicht, den alten Rebellen gefangen zu nehmen und der Regierung zu überliefern. Man brachte denselben zuerst nach Dunbarton-Castle und von da auf das

Kriegsschiff Eltham, welches vor Leith lag. Von hier ward er zur Aburtheilung nach London gebracht. Seine Lebenskraft war aber zu Ende. Nach wenigen Wochen verschied er im Tower (am 9. Juni). In der St. Peterskirche in dieser Festung liegt er begraben. Drummakill aber, sein Verräther, war von nun an seinen Nachbarn ein Gegenstand der Verachtung. Niemand wollte mehr mit ihm sprechen oder verkehren, der die Gesetze der Ehre und Gastfreundschaft so schnöde verletzt hatte.

Eine der ersten Handlungen des Herzogs von Cumberland nach seiner Ankunft in Fort Augustus war, eine Abtheilung Soldaten zu entsenden, welche den alten Lord Lovat gefangen nehmen sollten. Sie fanden ihn aber in Beaufort Castle nicht mehr. Mit sechzig seiner Anhänger war er bereits in die wilden Einöden von Inverneßshire entwichen. Man erzählt, der alte Mann habe von der Spitze eines benachbarten Berges mit Thränen der Wuth und Verzweiflung zugesehen, als die Soldaten das Schloß seiner Väter plünderten und verbrannten, seine Heerden wegtrieben und seine Gärten verwüsteten. Lange konnte er jedoch bei diesem herzbrechenden Schauspiel nicht verweilen. Er mußte weiter, um wenigstens das nackte Leben zu retten. Ueber Berg und Thal, durch die unwirthlichsten Gegenden, schleppte er seinen unförmlichen Körper, um möglichst rasch einen Seehafen zu erreichen. Aber bald waren ihm die Verfolger auf den Fersen. Seine Begleiter verließen ihn. Er selbst verbarg sich in einen hohlen Baum auf einer kleinen Insel inmitten eines Sees. Doch es war zu spät. Die nachsetzenden englischen Reiter hatten ihn bereits entdeckt. Im Triumph zog man ihn aus seinem Versteck hervor, zitternd vor Frost; denn eine alte Decke, die er um sich geschlagen hatte, war sein einziger Schutz gegen das rauhe Wetter. Es machte die größten Schwierigkeiten, ihn nach dem Hauptquartier zu schaffen. Seine ungeheure Dicke und Schwäche des Alters machten ihn unfähig zu gehen und zu reiten. Die Soldaten machten deshalb für ihn eine Sänfte oder vielmehr eine Art Käfig, der von Pferden getragen wurde. So brachte man ihn, wie einst Timur den gefangenen Sultan Bajazet, ins Lager von Fort Augustus.

Sein Transport nach London ging langsam. Erst am 15. August 1746 kam er im Tower an, in einem offenen Landauer, von sechs Pferden gezogen. Schon waren die Gerüste für die bevorstehenden Hinrichtungen der Lords Balmerino und Kilmarnock errichtet. Einen Augen-

blick verließ bei diesem Anblick ihn seine gewohnte Selbstbeherrschung. „In wenig Tagen wird mein Schicksal dasselbe sein“, sagte er. Bald jedoch faßte er sich wieder und meinte: „Wäre ich nicht so alt und gebrechlich, so würdet Ihr es schwer finden, mich hier zu halten“.

Dann begann der seltsame Kampf um ein Leben, das schon beinahe abgelaufen war, ein Kampf, der von Lord Lovats Seite mit einer wunderlichen Mischung von Selbstsucht, Schlauheit und Muth geführt wurde, und der weiter unten erzählt werden soll.

Schon vor der Ankunft Lovats in London hatte der Herzog von Cumberland die Hochlande verlassen. Im Juli 1746 kehrte er nach Edinburg, und von da nach kurzem Aufenthalt nach der Hauptstadt zurück. Mit seiner Abreise konnten die unglücklichen Hochlande endlich anfangen aufzuathmen. Der siegreiche Feldherr ward in London als Befreier des Volkes begrüßt. Das Parlament votirte ihm den Dank des Vaterlandes und eine jährliche Pension von 25,000 Pfd. Sterling für sich und seine Erben. Außerdem gewährte man ihm nach der damaligen Sitte die Inhaberschaft vieler Compagnien, welche gleichfalls mit bedeutenden Geld-Einkünften verbunden war.

Seinem Triumphe fehlte aber dennoch die Hauptsache. Der Prinz Carl war kein Gefangener in seinen Händen.

Er war noch auf Großbritannischem Boden, und doch war es unmöglich ihn zu fangen. Umsonst hatten die Soldaten die entlegensten Thäler, die einsamsten Felsen-Eilande durchsucht. Wenn es ihnen auch einige Mal gelungen war, eine Spur des Flüchtlings zu entdecken, stets war sie bald wieder verloren. Vergeblich ward demjenigen der Preis von 30,000 Pfd. Sterling zugesichert, der ihn sicher in die Hände der Häscher lieferte. Der Besitz einer Geldsumme, die den armen Hochländern wie ein fabelhaftes Vermögen erscheinen mußte, war diesen einfachen Naturkindern Nichts, wenn sie ihrem vergötterten Prinzen dafür die Treue brechen sollten. In unsrer Zeit, wo das Streben nach Gelderwerb fast allgemein herrscht, wo die Sucht nach Gold alle Klassen der Menschen ergriffen hat, muß diese Handlungsweise unsere Bewunderung in besonders hohem Grade in Anspruch nehmen. Hunderten von Hochländern ward im Laufe der monatelangen Wanderungen des Prinzen durch die Einöden des Nordens sein Aufenthalt bekannt. Und doch dachte Niemand daran, die heiligen Pflichten der Gastfreundschaft um des schnöden Geldes willen zu verrathen. Niemand, dessen Hilfe er in Anspruch nahm, weigerte sich,

trotz der augenscheinlichsten Todesgefahr, der er sich aussetzte, ihn zu verbergen. Eine solche ausnahmslose, uninteressirte Aufopferung eines ganzen Volksstammes für einen unglücklichen Fürsten steht in der neueren Zeit ohne Beispiel da. Und sie allein bewahrte Georg II. vor der Schmach, der Dritte zu sein, der wie die Königin Elisabeth und der Protector Cromwell, ein Mitglied des königlichen Hauses der Stuarts aufs Schaffot lieferte.

Wir verließen Carl in dem kleinen Dorfe Glebiasdale an der Küste von Moidart, als er seinen Waffengefährten die Abschieds-Botschaft übersandte. Vergeblich sah er täglich auf die See hinaus. Kein französischer Kreuzer wollte sich zeigen. Jeden Augenblick konnten aber die Verfolger erscheinen. Es schien deshalb am gerathensten, das Festland ganz zu verlassen und auf jenen entlegenen Felsen-Inseln Schutz zu suchen, die unter dem Namen der Long-Islands der zerrissenen nordwestlichen Küste Schottlands gegenüber, aus dem Ocean hervorragen. Ein alter treuherziger Hochländer von der Insel Skye, Donald Macleod, ward ausersehen, um den Prinzen über die gefährliche See hinüber zu rudern. In Borrodaile, demselben Orte, wo Carl im vorigen Sommer mit frohen Hoffnungen seine Unternehmung begann, trafen die Beiden zusammen. Thränen der Rührung liefen dem alten Manne über die Wangen, als er den bemitleidenswerthen Zustand sah, in dem sich der Prinz befand. Doch war er auf der Stelle bereit, Alles zu thun, um ihn zu retten. Er verschaffte ein achtrudriges Boot, und am Abend des 24. April schiffte sich die ganze Gesellschaft ein. Es waren im Ganzen 12 Personen und der Prinz. Unter den acht Ruderern befand sich, außer seinem Führer Edward Burke, auch der 15jährige Sohn Donalds. Derselbe war, voll von jugendlichem Enthusiasmus, aus der Schule von Inverneß fortgelaufen, als das hochländische Heer zur Schlacht auszog. Wirklich gelang es ihm, sich Waffen zu verschaffen und in dem letzten Entscheidungskampfe mitzufechten. Dann kam die Flucht. Der Jüngling dachte nicht daran, sich selbst zu verbergen, sondern nur, wie er seinem Prinzen forthelfen könnte. Wie ein Hund folgte er den Spuren seiner Flucht, bis er ihn in Glebiasdale glücklich erreichte.

Der erfahrene Donald führte das Steuer, Carl saß auf dem Boden des Schiffes zwischen seinen Knien. Nicht lange waren sie unterwegs, da brach ein Sturm los, wie er selbst in jenen gefährlichen Gewässern ungewöhnlich ist. Dazu rann der Regen in Strömen vom

Himmel. Blendende Blitze und gewaltige Donnerschläge wechselten mit einander ab. Das Fahrzeug füllte sich mit Wasser; man hatte kein Mittel, es auszuschöpfen. Erst gegen Morgen ließ das Unwetter nach. Aber noch den ganzen folgenden Tag mußten die Flüchtlinge rudern, ehe sie an dem öden Felsen-Eiland Benbecula zwischen North- und South-Uist landen konnten.

Eine elende verfallene Hütte gewährte ihnen einigen Schutz gegen das Unwetter, das bald von Neuem wieder losbrach. Zwei Tage und Nächte waren sie gezwungen, zu verweilen, ehe sie sich wieder dem Wasser anvertrauen durften. Eine alte Kuh, die man einfing, bildete während der Zeit ihre Nahrung. Der Prinz allein schlief auf einem alten Segel; den Uebrigen diente der nackte Fels zum Nachtlager.

Der kleine Hafen-Ort Stornaway, auf der Ostseite der Insel Lewis, ist der einzige auf der ganzen Inselgruppe, der für größere Schiffe genügenden Ankergrund hat. Hier konnte man vielleicht einem französischen Schiffe begegnen. Jedenfalls war zu hoffen, daß daselbst ein seetüchtiges Fahrzeug zu finden war, welches man miethen konnte, um das Festland zu erreichen. Man ging also am 29. April Abends dahin unter Segel. Aber von Neuem erhob sich ein furchtbarer Sturm, ehe der halbe Weg zurückgelegt war. Mit Mühe konnte die Gesellschaft auf der kleinen Insel Glaß landen. Dieselbe gehörte, wie man wußte, dem Laird Macleod, welcher sich nach langem Schwanken nun ganz der Regierung in die Arme geworfen hatte. Deshalb war es gerathen, sich nicht sogleich zu entdecken. Die Flüchtlinge gaben sich also für schiffbrüchige Handelsschiffer aus. O'Sullivan nannte sich Sinclair, der Prinz seinen Sohn. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich indeß bald als überflüssig. Vielmehr war Donald Campbell, welcher die Insel von Macleod in Pacht hatte, dem Prinzen sehr günstig gestimmt. Er nahm ihn mit seinen Begleitern nicht allein gastlich auf, sondern lieh noch dem Donald Macleod sein kleines Boot, womit dieser allein nach Stornaway weiter ruderte.

Vier Tage genoß Carl die Gastfreundschaft des biedern Campbell. Dann sandte Donald die erfreuliche Botschaft, daß er ein passendes Fahrzeug gefunden und gemiethet habe. Sofort nahm Carl von seinem freundlichen Wirth Abschied und stach mit seinem eigenen Boot wieder in See. Aber der Wind blies ihm gerade entgegen. Es war augenscheinlich unmöglich, auf diese Weise nach Stornaway zu gelangen. Man beschloß deshalb, in dem tief eingeschnittenen Loch Seaforth auf

Lewis zu landen und den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. In dunkler Nacht, bei strömendem Regen, verfehlte der Führer seinen Weg. Der Marsch über öde, mit wildem Ginster und Haidekraut bewachsene Hochflächen, durch morastige Niederungen, war anstrengend und zeitraubend. Endlich aber, gegen Morgen, war die letzte Höhe erstiegen, und mit unbeschreiblicher Freude sah der Prinz die kleine Hafenstadt unter sich liegen. Er schickte seinen Führer hinunter, der bald mit Donald zurückkehrte. Dieser brachte etwas Branntwein und Brod, woran die Flüchtlinge sich labten. Dann führte er sie zu dem Hause einer gewissen Mrs. Mackenzie von Kildun, wo sie die Nacht verbrachten. Sie glaubten sich schon am Ende aller Noth und hofften, am andern Morgen nach dem Festlande unter Segel gehen zu können. Aber es kam anders. Donald fand bei seiner Rückkehr in die Stadt die Bevölkerung in wilder Aufregung. Sein Diener hatte unterdessen in der Trunkenheit geplaudert. Das Gerücht, der Prinz sei in der Nähe, hatte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreitet. Und nicht das allein, man erzählte sich, er sei mit 500 Bewaffneten gelandet und wolle die Insel seiner Herrschaft unterwerfen. Die Männer liefen zu den Waffen, es entstand ein unbeschreiblicher Aufruhr. Vergeblich versuchte Donald, die aufgeregte Menge zu beschwichtigen. Zwar sahen die Einsichtigeren bald ein, wie unbegründet ihre Furcht vor dem unglücklichen Flüchtling war. Sie wollten auch dem Prinzen kein Leid anthun, aber sie verlangten, daß er sofort ihre Insel wieder verlassen solle. Auch wollten sie unter keiner Bedingung gestatten, daß er das gemiethete Schiff benutzte; denn sie besorgten, die Regierung möchte es sie schwer büßen lassen, wenn sie ihm die Mittel zur Flucht gegeben hätten.

Die Nachricht von diesen unangenehmen Vorfällen schlug Carls Hoffnungen aufs Grausamste nieder. Einige seiner Umgebung wollten im ersten Schrecken in die Berge flüchten. Er allein behielt guten Muth. Entschlossen ergriff er den einzigen Ausweg, der ihm blieb. Mit seinem kleinen Boot vertraute er sich von neuem dem offenen Meere an. Seine Begleiter waren außer den Ruderern nur noch zwei, O'Sullivan und O'Neil; die andern waren geflüchtet, um zu versuchen nach South-Uist zu gelangen.

Am 6. Mai verließ die kleine Gesellschaft die Insel Lewis. Man wußte nicht, wo man Rettung suchen sollte und richtete den Cours nach Süden. Ein wenig Gerstenmehl und Branntwein, welches die gast-

freundliche Mrs. Mackenzie geschenkt hatte, bildete den ganzen Vorrath an Lebensmitteln. Dazu war die Garderobe in einem sehr traurigen Zustande. Die drei Flüchtlinge besaßen zusammen nur sechs Hemden, und wenn sie, von den immerwährenden Sturzseeen durchnäßt, das eine wechseln wollten, so fanden sie, daß das andere ebenso naß war wie das, was sie auszogen.

Kaum waren sie eine kurze Strecke von der Küste entfernt, so kamen sie in Sicht von vier Kriegsschiffen, die alsbald Jagd auf sie machten. Doch gelang es dem kleinen Boot, sich in dem Gewirr unwirthlicher Felsklippen zu verbergen, die in der Gegend des Eilands Glaß die Küste der Halbinsel Harris umsäumen. Bei dem öden Eiland Eiurn oder Iffurt warf man Anker. Ein glücklicher Zufall wollte, daß einige Fischer daselbst ihren zeitweiligen Aufenthalt genommen hatten. Diese sahen zu ihrem Befremden ein fremdes Boot sich nähern und die Kriegsschiffe in der Ferne. Sie glaubten daher nicht anders, als ein Preßgang sei ausgeschickt, um Matrosen zu fangen, und flohen in der größten Bestürzung davon. Die getrockneten Fische, welche sie zurückließen, waren den neuen Ankömmlingen äußerst willkommen. Noch größere Freude erregte ein irdener Topf und reichliches Trinkwasser, das sie fanden. Ihr Branntwein-Vorrath war noch nicht erschöpft; sie hatten also die Mittel, sich ein köstliches Mahl und warmen Punsch zu bereiten. Trotz ihrer traurigen Lage waren sie heiter und vergnügt, und der Becher kreis'te lustig. Wohl ließ es sich in dem glänzenden Palaste zu Versailles die dunkeläugige zweite Tochter Frankreichs nicht träumen, daß auf einer fernen Klippe der Hebriden der Prinz ihrer gedachte und seinen wilden Gesellen wiederholt die Gesundheit des „Schwarzauges" brachte. Auch von ihrem Vater, dem Könige Ludwig XV., sprach er oft in seinen Erzählungen. Er erkannte dessen Interesse für seine unglückliche Familie mit warmen Worten an. Immer aber pflegte er hinzuzufügen: „Ein König und seine Räthe sind zwei sehr verschiedene Dinge".

Vier Tage blieben die Flüchtlinge auf dem wüsten Eiland. Endlich, am 10. Mai, wagten sie sich wieder in See. Auf Wunsch des Prinzen landeten sie abermals auf Glaß, um dem Pächter Campbell für seine gastliche Aufnahme zu danken. Zu ihrem Schrecken fanden sie ihn jedoch nicht mehr. Die Nachricht von dem, was er für sie gethan, hatte sich schnell verbreitet, und er war selbst genöthigt gewesen, zu fliehen. Offenbar waren die Verfolger nahe. Man segelte daher

nach kurzem Aufenthalte weiter nach Süden. Wirklich zeigte sich bald ein großes englisches Kriegsschiff. Unter vollen Segeln kam es näher und näher. Da trat zum großen Glück Windstille ein, und durch angestrengtes Rudern gelang es, zwischen den zahlreichen Klippen an der Küste zu entschlüpfen. Und noch einmal begünstigte das Schicksal die Flüchtigen ebenso. Einem zweiten Schiff entgingen sie in ähnlicher Weise. Dann landeten sie abermals auf der Insel Benbecula, wo sie hoffen konnten, einige Zeit sicher zu sein. Die einsame Hütte eines Hirten in dem wilden Innern derselben bildete den Zufluchtsort des Prinzen. Sie war so niedrig, daß, wer hinein wollte, sich tief bücken mußte. Carl mußte sich sogar auf die Kniee niederlassen, um die Thür passiren zu können. Von Benbecula aus entsandte er sodann Donald Macleod nach dem Festlande, um Lochiel und seinen Secretär Murray aufzusuchen, von denen er wußte, daß sie noch in den westlichen Hochlanden verborgen waren.

Dann hatte er die große Freude, daß Macdonald von Clanranald mit seiner Frau ihn besuchten. Sie riethen ihm, nach einem abgelegenen Ort in der Mitte der großen Nachbar-Insel South-Uist überzusiedeln. Er folgte ihrem Rath, und bezog in der Nähe von Glencoradale eine Hütte, der ähnlich, die er eben verlassen hatte. Sein Lager bestand aus zwei ausgespannten Kuhhäuten, und er befand sich verhältnißmäßig sehr behaglich. Clanranald und sein Bruder Boisdale besuchten ihn hier häufig, und Lady Margaret Macdonald, die Gemahlin Alexander Macdonalds von Sleat versorgte ihn von Skye aus mit Lebensmitteln und Neuigkeiten. In allen Richtungen waren Posten ausgestellt, um frühzeitig Nachricht von feindlichen Annäherungen zu geben. So lebte der Prinz ungewöhnlich ruhig und gewissermaßen luxuriös. Mit Jagd- und Fischpartieen vertrieb er sich die Zeit. Nach achtzehntägiger Abwesenheit kehrte Donald zurück. Er hatte Lochiel und Murray in ihren Verstecken am Loch-Arkaig glücklich gefunden. Beide schickten Briefe, die den vollständigsten Ruin seiner Angelegenheit bestätigten. Geld und Vorräthe hatte der Bote nicht anschaffen können, nur etwas Branntwein brachte er mit.

Einen ganzen Monat blieb Carl in South-Uist. Die Regierung hatte indessen Kunde erhalten, daß er noch auf den westlichen Inseln verborgen sein müsse, und gegen Mitte des Juni landeten zahlreiche Schaaren von hochländischen Milizen. Mit der unwillkommenen Nachricht, daß die Nachbarinsel Erisca schon von ihnen durchsucht werde,

sandte Lady Margaret einen gewissen Hugh Macdonald von Balshair nach Glencoradale. Dieser fand die kleine Gesellschaft der Flüchtigen bei einem fröhlichen Gelage. Man überredete ihn, daran Theil zu nehmen. Allmählig wurden die Zungen freier. Die gewöhnliche Zurückhaltung, welche die rohen Natursöhne auch unter diesen traurigen Umständen ihrem Fürsten gegenüber bewahrten, schwand. Die Unterhaltung war lebhaft. Man fragte Carl unter Anderem, ob er wohl wisse, was die Engländer am meisten abgehalten habe, sich ihm anzuschließen. Er verneinte. „Furcht vor willkürlicher Regierung und Papisterei," war die Antwort. „Und wißt Ihr, welcher Religion die meisten Fürsten Europas angehören?" erwiderte er. „Ich will es Euch sagen, gar keiner. Indeß laßt uns alte Klagen und Beschuldigungen nicht erneuern. Doch, wenn ich je auf den Thron gelange, nie werde ich meine hochländischen Freunde vergessen. Jetzt aber wollen wir noch einmal lustig sein!"

Drei Tage und drei Nächte zechten sie Alle mit wahrem Galgenhumor. Selbst Boisdale, sonst als der beste Trinker der Hochlande bekannt, mußte sich von dem Prinzen besiegt erklären. Das ist die erste Erwähnung der unglücklichen Leidenschaft, die ihn in späteren Jahren beherrschte und ihn endlich zu dem verächtlichen Wesen machte, das er in seinem Alter wurde.

Am 14. Juni nahmen die Flüchtlinge Abschied von Glencoradale. Unstät irrten sie in ihrem offenen Bot umher. Zuerst fanden sie einige Tage ein erträgliches Unterkommen auf der kleinen Insel Wia zwischen Benbecula und South-Uist. Dann hielten sie sich auch hier nicht mehr sicher und verbargen sich in den entlegensten Felsenschluchten der benachbarten Eilande. Die Noth trieb sie auch hier wieder fort. Sie hofften auch vielleicht, die Nachforschungen seien vorüber, und beschlossen, auf alle Gefahr nach Glencoradale zurückzukehren. Kaum näherten sie sich aber South-Uist, so sahen sie sich in unmittelbarster Nähe zwei Kriegsschiffen gegenüber. Doch gelang es ihnen, unentdeckt in dem nächsten kleinen Loch zu landen. Mit drei seiner Gefährten, O'Neil, O'Sullivan und Edward Burke floh Carl in die Berge. Er wollte nachher bei seinem Gönner Boisdale Schutz suchen. Donald Macleod blieb zurück, um das Boot zu versenken, das sie so lange getragen hatte. Am zweiten Tage nach seiner Landung erfuhr Carl zu seinem Schrecken, daß 500 Mann regulärer Truppen und Milizen auf South-Uist seien, und daß sie bereits Boisdale gefangen hätten. Der Ausweg zur See

war versperrt, er schien verloren. Einem Einzelnen mochte es vielleicht noch eher gelingen, zu entkommen, als mehreren. Die Unglücksgefährten beschlossen also, sich zu trennen und sich später an einem verabredeten Punkte wieder zu treffen. Mit Ausnahme von O'Neil, der noch einige Tage bei dem Prinzen blieb, sollten sie sich jedoch nicht wiedersehen. O'Sullivan allein hatte das Glück, bald an Bord eines französischen Kutters zu gelangen, der in der Nähe kreuzte. Donald Macleod aber wurde am 5. Juli und trotz seiner 68 Jahre als Gefangener nach London geschafft. Edward Burke gelang es, sich sieben Wochen lang in einer Felsenhöhle auf South-Uist verborgen zu halten, wo ihn eine mitleidige Schuhmachersfrau jede Nacht mit Nahrung versorgte. Dann fand er sich glücklicherweise unter denen, welchen die Regierung Amnestie gewährte, und kehrte nach Edinburg zurück, wo er noch lange Jahre, bewundert und gefeiert von den Jacobiten der Hauptstadt, lebte.

Carl selbst war indessen verzweiflungsvoll weiter gewandert. Nur von einem gewissen Niels Macdonald, gewöhnlich Niels Mackechan*) genannt, den ihm Clanranald empfohlen hatte, und von O'Neil begleitet, stieg er traurig eine Anhöhe hinauf, um sich umzusehen. Von da konnte er deutlich in der Ebene die Postenkette derjenigen erkennen, die ihn suchten. Das dichte Laub einer Eiche, die er erkletterte, war der einzige Schirm, der ihn den Blicken seiner Verfolger entzog. Bis zum Abend blieb er hier verborgen. Dann wanderten die drei Geächteten ohne eigentliches Ziel weiter in der Richtung nach Benbecula. Hoffnung zum Entkommen hatten sie kaum mehr.

Ohne die hochherzige Aufopferung eines jungen schönen Mädchens, der berühmten Flora Macdonald, war Carl unrettbar verloren. Sie war die Tochter eines gewissen Macdonald von Milton in South-Uist. Seit sich ihre Mutter zum zweiten Male mit dem Hugh Macdonald von Armandale verheirathet hatte, lebte sie meistens bei diesem auf der Insel Skye. Mit der Familie Clanranalds auf ihrer Geburtsinsel blieb sie jedoch sehr befreundet, und der Zufall wollte, daß sie um diese Zeit sich zum Besuch bei ihrem Bruder in der Nähe von deren Familiensitz Ormaclade aufhielt.

*) Dieser war eine Art von Erzieher in Clanranalds Familie, und es ist besonders merkwürdig, daß sein Sohn später der berühmte Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, wurde.

Es ist nicht genügend aufgeklärt, wer Flora zuerst auf den Gedanken gebracht hat, das Rettungswerk zu unternehmen, und wer dem Prinzen den Rath gegeben hat, sich an sie zu wenden. Wahrscheinlich hat ihr eigener Stiefvater, der das Detachement Skye-Milizen auf der Insel befehligte, die Hand mit im Spiele gehabt*). Jedenfalls war Niels Mackechan, ein alter Verehrer des Mädchens, der, welcher ihr von Seiten des Prinzen die ersten Eröffnungen machte. In einer alten Hütte traf er mit ihr zusammen, während Carl sich in der Nähe so lange versteckt hielt, bis man sicher war, daß die Soldaten nicht in der Nähe lauerten. Die edelherzige Jungfrau war von dem Elend des Prinzen aufs Tiefste gerührt, und sofort bereit zu helfen. Doch der Plan war noch nicht reif. Allerlei Vorbereitungen waren zu treffen, und man verabredete deshalb eine zweite Zusammenkunft auf den nächsten Tag. An der schmalen Furth, welche die Insel Benbecula von South-Uist trennt, suchte Niels sodann Flora wieder auf. Kaum näherte er sich vorsichtig dem verabredeten Punkte, da sah er sich plötzlich von einem Trupp Milizen eingeschlossen und gefangen. Man brachte ihn in das Wachlokal, und — wer malt seine Ueberraschung, als er hier die, die er suchte, gleichfalls als Gefangene fand. Ein strenger Befehl, daß Jeder, der die Insel zu verlassen beabsichtigte, erst vor den commandirenden Officier geführt werden solle, hatte auch sie in Arrest gebracht. Eine Nacht blieben die drei (Flora hatte eine Dienerin bei sich) im Gefängniß. Dann stellte sich heraus, daß des Fräuleins eigener Stiefvater das Miliz-Detachement befehligte. Dieser ließ sie nicht allein frei, sondern fertigte auch einen Paß für sie, ihren Freund Niels Mackechan und ihre Magd Betty Burke aus. Nun ward der Rettungsplan verabredet. Flora versprach, ein Boot zu verschaffen, und damit und den nöthigen Vorräthen und Kleidern nach dem einsamen Vorgebirge Roßshineß auf der Insel Benbecula zu kommen. Dort sollte Carl mit ihr zusammentreffen und die Rolle der Betty Burke übernehmen.

Die größte Schwierigkeit für den Prinzen lag darin, unbemerkt nach Benbecula hinüber zu gelangen. Die Furth war streng bewacht. Glücklicherweise fand sich ein kleines Fischerboot, dessen Mannschaft die

---

*) Ein Brief, den Macdonald seiner Stieftochter mit gab, als sie nach Skye hinüber fuhr, und in welchem er seiner Gattin die Betty Burke als eine „vorzügliche Spinnerin" empfiehlt, die Flora engagirt habe, bestätigt diese Annahme.

Flüchtigen nach der nächsten Felsspitze der Nachbarinsel hinüber ruderte. Dann wanderten sie zu Fuß weiter. Ueber Klippen und sumpfige Niederungen ging der Weg nach dem verabredeten Rendez-vous-Platze. Einen ganzen Tag dauerte der Marsch. Der Regen goß in Strömen. Ein fürchterlicher Orkan blies den Wanderern entgegen. Gegen 5 Uhr Nachmittags fanden sie sich endlich, zum Tode erschöpft, in der Nähe von Roßshineß. Sie durften jedoch nicht wagen, näher heranzugehen. Niels wurde deshalb auf Kundschaft vorgeschickt. Vorsichtig schlich er an die kleine Hütte heran, wo man mit Flora zusammentreffen wollte. Es gelang ihm, das Milchmädchen, welches sie bewohnte, unbemerkt zu sprechen. Zu seinem größten Schrecken theilte sie ihm mit, daß kaum einige Tausend Schritte von da zwanzig Miliz-Soldaten in einem Zelte lägen, welche die Küste bewachten. Und nicht allein das; er erfuhr noch, daß die Soldaten alle Morgen nach der Hütte zu kommen pflegten, um Milch zu holen.

Die Lage des Prinzen war nun in der That verzweiflungsvoll. Zwei Tage und Nächte mußte er sich unter einer überhängenden Felsklippe am Strande verborgen halten. Dazu regnete und stürmte es immer fort, und der Felsen bot so gut wie gar keinen Schutz gegen die Nässe. Die alte Decke, mit der der treue Niels ihn bedeckte, war bald ganz durchweicht. Es war kaum mehr auszuhalten. Da wagte er es, wenigstens während einiger Stunden der Nacht, den Schutz der Hütte aufzusuchen. Das Milchmädchen hielt während dem draußen Wache. Gab sie Nachricht, daß sie im Zelte Zeichen des Erwachens bemerkte, so vertauschte Carl sein warmes Lager mit der nassen Felsschlucht draußen. — Die Geschichte hat den Namen dieser ehrlichen treuen Magd nicht aufbewahrt. Und doch dürften wenig Beispiele einer gleichen Selbstlosigkeit aufzufinden sein. Nie kam ihr nur der Gedanke, wie leicht sie 30,000 Pfd. verdienen könne, ohne sich selbst dem Verdacht der Verrätherei auszusetzen. Sie brauchte den Häschern nur einen Wink zu geben, und Niemand konnte nachher beweisen, daß nicht trotz ihrer Wachsamkeit der Prinz in die Hände seiner Verfolger gefallen war.

Zwei lange Tage, vom Morgen bis zum Abend schaute Carl von einem Versteck auf die aufgeregte See, ob nicht seine Retterin käme. Endlich am dritten Morgen ward es ruhiger, und er erblickte ein Boot, das sich in der Richtung von South-Uist her rasch näherte. Bald war es so nahe, daß er zwei Frauen darin erkennen konnte. Da hielt er sich nicht mehr. Nicht achtend die Gefahr, eilte er ans

Ufer, und wirklich stiegen Flora Macdonald und Lady Clanranald ans Land. Mit unbeschreiblicher Freude führte der Prinz die beiden Damen in die kleine Hütte. Zum Glück waren die Milizen zu einer weiteren Streiferei abgerückt. Die Flüchtigen konnten sich also ohne Gefahr der Fröhlichkeit hingeben. Rasch wurde mit dem Wenigen, was herbeigeschafft werden konnte, ein Mahl hergerichtet. Carl saß zwischen den beiden Frauen; Lady Clanranald zu seiner Rechten, Flora zu seiner Linken. Die Unterhaltung war ungezwungen und frei. Auf die Aeußerungen des tiefen Mitleids mit seiner traurigen Lage hatte er nur die Antwort: „Wie gut wäre es, wenn alle Könige dieselben Mühseligkeiten und Entbehrungen ertragen hätten!“

Die Fröhlichkeit dauerte nicht lange. Die Gesellschaft saß noch bei Tisch; da stürzte ein Diener mit der Nachricht herein, eine größere Truppen-Abtheilung sei auf der Insel gelandet und ihre Vortruppen unter dem gefürchteten Hauptmann Ferguson schon ganz nahe. Lady Clanranald hatte keinen Zweifel, daß ihr Stammschloß nun mit Nächstem von diesen ungebetenen Gästen durchsucht werden würde. Sie beschloß, den Soldaten bei ihrer Ankunft in Ormaclade zuvorzukommen, und brach sofort auf. Es gelang ihr aber trotzdem nicht, den auf ihr ruhenden Verdacht abzuwälzen. Sie und ihr Gemahl wurden verhaftet und nach London gebracht. Bis zum nächsten Jahre blieben sie gefangen.

Unterdessen hatte der Prinz sich rasch in seine Verkleidung geworfen. Unter vielen Scherzen, unter abwechselndem Lachen und Weinen, zog er ein geblümtes leinenes Kleid und einen hellfarbigen carrirten Unterrock an. Dann band er eine weiße Schürze vor, hing einen dünnen Frauenmantel von Camelot um, setzte einen irischen Hut auf — und Betty Burke war fertig.

Es war am 28. Juni Abends nach acht Uhr, als Carl, Niels Mackechan und Flora sich in ihrem kleinen Boot einschifften. O'Neil mußte trotz der dringendsten Bitten des Prinzen auf Benbecula zurückbleiben, wo er bald in die Hände der Soldaten fiel, und, wie Donald Macleod, nach London gebracht ward.

Die Nacht war stürmisch und dunkel. Die kleine Schiffsgesellschaft in ihrem offenen Boot befand sich also sehr ungemüthlich. Carl sang gaelische Lieder, um seine frierenden und durchnäßten Gefährten aufzuheitern. Endlich, gegen Morgen legte sich der Wind und, als es hell wurde, sahen sich die Flüchtigen der nordwestlichen Spitze der großen

Insel Skye gegenüber, da, wo die Felsenklippen des Cap Waterneß weit hinausragen in die brandende See. Bald erkannte Flora ihr väterliches Haus und den verborgenen sicheren Landungsplatz an der fast unzugänglichen Küste. Sie steuerten darauf zu. Schon waren sie ganz nahe, da erregten drei aufs Ufer gezogene Boote die Aufmerksamkeit. Nicht lange sollten sie über deren Bedeutung im Unklaren bleiben; denn plötzlich stürzte aus dem Versteck ein Haufen Bewaffneter hervor, die ihnen zuriefen, sich zu ergeben. Mit der äußersten Anstrengung trieben die Ruderer das Boot wieder vom Strande ab. Die Kugeln einer wirkungslosen Salve flogen ihnen um die Ohren. Doch hatten die Milizen zum Glück keine Ruder zur Hand und konnten deshalb mit ihren Booten nicht folgen. Ihre Geschosse schlugen jedoch noch lange in so bedenklicher Nähe ins Wasser, daß Carl und Flora sich auf den Boden des Schiffes niederlegen mußten, bis sie außer Schußweite waren. Sonst ging die Fahrt jetzt auf dem ruhigen Wasser gut von Statten. Zwölf (engl.) Meilen südlich von Waterneß, in Killride, wagte die Gesellschaft, von Neuem zu landen, in der Nähe von Mugstat, dem Stammschlosse Alexander Macdonalds von Sleat, des Feindes des Prinzen. Flora wußte, daß der Hausherr im Dienst der Regierung abwesend in Fort Augustus war. Dessen Gattin, Margaret, war Carl ganz ergeben, wie ihr gleichfalls bekannt war. Sie verbarg deshalb ihren unglücklichen Schützling zunächst in der Nähe der Bai, wo sie gelandet waren. Dann machte sie sich selbst auf den Weg, um die Dame um Hilfe zu bitten. Niels begleitete sie. In der Halle von Mugstat traf sie zwei Gäste: einen Lieutenant der Milizen, dessen Mannschaft in der Nähe in Quartier lag, und den alten edelherzigen Macdonald von Kingsburgh, welcher in Abwesenheit des Herrn das Besitzthum verwaltete. Mit der größten Geistesgegenwart beantwortete Flora die vielen Fragen, welche der Officier an sie stellte. Keine Miene verrieth den Zweck, der sie herführte. Doch saß sie wie auf Kohlen; denn, daß sie Lady Margaret unter diesen Umständen ihr Geheimniß nicht anvertrauen konnte, war klar. Von Kingsburgh aber wußte sie, daß er ein begeisterter Anhänger der Stuarts war. Sie benutzte also einen unbewachten Augenblick und flüsterte ihm zu: „Der Prinz ist in der Nähe, wir müssen ihn retten.“ Kingsburgh rief sodann die Herrin des Hauses in ein Nebenzimmer und theilte ihr die Botschaft mit. Sie stieß einen Schrei des Schreckens aus. „Ich und meine Familie sind für immer verloren!“ jammerte

sie. Mit Mühe gelang es, sie durch die Zusicherung zu beruhigen, daß der Prinz ihr Haus nicht betreten solle. Kingsburgh verpflichtete sich vielmehr, ihn in seinem eigenen Schlosse aufzunehmen. „Ich habe nur ein Leben zu verlieren,“ sagte er, „und es ist nur wenig Unterschied, ob ich es mit einem Strick um den Hals bald beschließe, oder ob ich mein natürliches Ende erwarte, das auch nicht mehr fern sein kann.“ Endlich auf vieles Bitten erklärte sich Lady Margaret noch bereit, einen gewissen Donald Roy kommen zu lassen, um bei der Flucht behilflich zu sein. Derselbe war bei Culloden verwundet und lebte, fast geheilt, bei einem Arzt in der Nähe. Donald kam sofort geritten; seine Fußwunde erlaubte ihm nicht, zu gehen. Er fand Kingsburgh und die Lady im Garten. Kaum sah sie ihn, so kam ihre weibliche Furcht wieder zum Durchbruch. Sie rang die Hände und rief: „Donald, wir sind für immer ruinirt!“ Den beiden Männern gelang es mit Mühe, sie zu beschwichtigen. Dann beriethen die drei, was zu thun sei. Es schien ihnen endlich am gerathensten, den Prinzen nach der kleinen langgestreckten Insel Raasay hinüberzuschaffen, welche zwischen Skye und dem Hauptlande liegt. Donald erbot sich, den Herrn derselben, Macleod von Raasey aufzusuchen, und machte sich unverzüglich auf den Weg. Kingsburgh versprach dagegen, Carl sofort nach seinem eigenen Stammschlosse auf der Ostseite der Insel Skye zu führen. Von da konnte er leicht nach dem kleinen Hafenorte Portree gelangen, der der gewöhnliche Ueberfahrtsort für Raasey ist.

Mittlerweile hatte der treue Niels den Prinzen in ein neues Versteck gebracht, und ihn benachrichtigt, daß Kingsburgh ihn retten wolle. Bald nachher kam dieser selbst an die Küste. Erst konnte er den nicht finden, den er suchte. Da brachten ihn einige Schafe, die immer von einem bestimmten Platze am Strande flohen, auf die Spur. Dahin richtete er seine Schritte, und plötzlich trat ihm aus einer Felsenhöhle ein seltsam gekleidetes großes Frauenzimmer entgegen. Sie hatte einen gewaltigen Knotenstock in der Hand, den sie drohend schwang. Erst, als er auf die mit scharfer Stimme gethane Frage, ob er Kingsburgh sei, mit „Ja“ antwortete, gab sich Carl zu erkennen. Die Erfrischungen, welche der alte Häuptling mitbrachte, kamen sehr gelegen. Unter heiteren Gesprächen wurden sie auf einer Felsenklippe servirt und verzehrt. Dann machten sich die Beiden auf den Weg.

Flora hatte indessen an der Tafel der Lady Margaret mit leicht

begreiflicher Ungeduld gesessen. Doch mußte sie, um keinen Verdacht zu erwecken, aushalten, bis das Mahl zu Ende war. Endlich konnte sie von ihrer Wirthin Abschied nehmen, die, scheinbar verletzt über die Kürze des Besuchs, ihr Vorwürfe machte. Miß Macdonald erwiderte mit derselben Selbstbeherrschung: „Entschuldigen Sie mich nur dieses Mal; es verlangt mich aber in diesen unruhigen Zeiten, meine Mutter baldmöglichst zu sehen.“

Dann trat sie zu Pferde ihre Reise nach dem Schlosse Kingsburgh an. Niels Mackechan, eine gewisse Mrs. Macdonald von Kirkibost und zwei Dienerinnen begleiteten sie. Nicht lange waren sie geritten, da sahen sie Kingsburgh und eine merkwürdig große ungeschlachte Frauensperson auf dem engen Pfade vor sich wandern. Die ungewöhnlich langen Schritte des Weibes, die ungeschickte Manier, mit der sie ihre Röcke trug, erregten die Aufmerksamkeit des einen Dienstmädchens. „Das muß eine Irländerin sein, wenn es nicht gar ein verkleideter Mann ist,“ sagte sie. Mit Mühe behielt Flora so viel Fassung, daß sie ruhig erwidern konnte, sie kennte die Person sehr gut, es sei eine Irländerin, welche sie schon öfter gesehen. Zugleich trieb sie die Gesellschaft zu größerer Eile an, um näherer Untersuchung vorzubeugen, und in raschem Trab ritten sie an dem seltsamen Paar vorbei.

Kingsburgh selbst hatte die größte Besorgniß, daß seine Begleiterin andern Begegnenden auffallen möchte. Einmal, als sie ein kleines Gebirgswasser passirten, hob sie die Röcke in einer Weise in die Höhe, die für ein wirkliches Frauenzimmer sehr unanständig gewesen sein würde. Auf seine Warnung ließ Carl sie das nächste Mal ganz im Wasser hinterher schleifen. Es war also gerathen, einer Begegnung möglichst ganz vorzubeugen. Man schlug deshalb einsame Nebenpfade durchs Gebirge ein. So ward es 11 Uhr Abends am 29. Juni, ehe die Wanderer das Schloß Kingsburgh erreichten. Miß Macdonald und ihre Begleiter waren soeben angekommen. Die Herrin des Hauses lag aber schon zu Bette.

Plötzlich stürzte deren kleine siebenjährige Tochter in ihre Kammer und schrie, der Vater sei mit dem „scheußlichsten, schmutzigsten, schauderhaftest aufgetakelten Frauenzimmer, das sie je gesehen“ unten in der Halle; sie möchte sofort herunterkommen. Kurz nachher kam Kingsburgh selbst und forderte sie mit mysteriöser Miene auf, die unten angekommenen Gäste zu bedienen. Nun ahnte sie, daß etwas Außerordentliches vorgehe und stand auf. In der Halle fand sie das fremd-

artige Weibsbild in der Ecke sitzend, welches sich jedoch bei ihrem Erscheinen sofort erhob und sie umarmte. Sie erschrak zum Tode, als sie eines Mannes rauhen Bart auf ihrer Wange fühlte. Doch, daß es der Prinz selbst war, der in der abenteuerlichen Verkleidung vor ihr stand, wollte sie erst auf die wiederholten Versicherungen ihres Mannes glauben. Es dauerte lange, ehe sie die Eindrücke von Furcht und Verlegenheit, die auf sie einstürmten, so weit bewältigte, daß sie ein einfaches Abendessen, bestehend aus Eiern, Butter und Käse, herschaffen konnte. Und erst die inständigsten Zureden vermochten sie, sich selbst mit an den Tisch zu setzen, wo der Prinz zwischen ihr und Flora Platz nahm.

Doch dem Zauber seiner Persönlichkeit konnte sie nicht lange widerstehen. Fröhlich trank er in einem Glase Branntwein die Gesundheit seines Wirths und seiner Wirthin. Schließlich zog er seine alte schwarze Pfeife hervor, deren Stiel von vielem Gebrauch schon ganz kurz geworden war und fing an zu rauchen, wie er sagte, um sich das Zahnweh zu vertreiben. Das sahen die Damen als einen Wink an und zogen sich zurück.

Die beiden Herren blieben noch lange auf. Kingsburgh braute in einem alten Porzellangefäße Punsch, und unter heiteren Gesprächen sprachen Beide dem Getränk fleißig zu. Unbemerkt verflossen die Stunden. Trotz der unerhörten Anstrengungen der letzten Tage saß Carl bis 3 Uhr in der Nacht auf. Auch dann noch wollte er weiter trinken und plaudern. Fast mit Gewalt mußte ihn sein Wirth zur Ruhe bringen. Nun aber forderte die erschöpfte Natur ihr Recht. Er, der sonst gewohnt gewesen war, mit wenig Stunden Schlafs sich zu begnügen, schlief in dem, seit Wochen entbehrten weichen Bette bis 1 Uhr Mittags des folgenden Tages (30. Juni).

Sobald er sich erhoben hatte, kamen die Frauen in sein Zimmer, um ihm bei der ungewohnten Toiletten-Arbeit zu helfen. Die Anlegung der Schürze und das Aufsetzen des Hutes geschah unter vielem Scherz und Gelächter. Der Prinz gestattete, daß Flora sich eine Haarlocke abschnitt, in die sie und Lady Kingsburgh sich theilten. Der Hausherr machte ihm noch das sehr willkommene Geschenk von ein Paar Schuhen; denn die seinigen waren in einem traurigen Zustande. Dann machte er sich, von ihm, Flora und Niels begleitet, von Neuem auf den Weg.

Die alten Schuhe, welche er zurückließ, blieben als werthvolle

Reliquie in Kingsburgh-Hall bis zum Tode des Besitzers. Dann zerschnitt man sie und vertheilte die einzelnen Stücke in der Familie. Von den Bettlaken, zwischen denen Carl geruht hatte, nahm eins die Wirthin, das andere bekam später die hochherzige Flora. Beiden diente, ihrem Wunsche gemäß, das theure Andenken als Leichentuch; darin gewickelt ruhen sie in ihrem Grabe. Das, welches Flora zufiel, wanderte sogar mit ihr nach Amerika und zurück. Nie aber hat sie sich während ihres Lebens davon getrennt.

In einem Walde, nicht weit von Kingsburgh-Hall, warf Carl sein weibliches Costüm von sich und zog von Neuem hochländische Kleidung an. Dann trennte er sich von seinem großmüthigen Beschützer, welcher nach Hause zurückkehrte. Dahin brachte dieser auch die abgelegten Toilettengegenstände des Flüchtlings in Sicherheit. Bald nachher hielt er es aber wegen der Nachforschungen der Milizen für sicherer, sie zu verbrennen. Nur das geblümte Kleid bewahrte er auf. Das Muster davon wußte sich später ein jacobitischer Händler, Namens Carmichael in Leith, zu verschaffen. Derselbe verkaufte in der Folge eine Unmasse von Stücken des „echten" Kleides an jacobitische Damen zu hohen Preisen.

Carl wanderte mit Niels Mackechan in strömendem Regen weiter nach Portree. Flora ritt auf einem andern Wege dahin. In dem kleinen Hafenort war der von Mugstat entsendete Donald Roy schon eingetroffen. Es war ihm glücklich gelungen, den jungen Macleod von Raasey bald zu finden. Derselbe erklärte sich sofort zu Allem bereit, und ruderte mit zweien seiner Verwandten nach Skye hinüber, um den Prinzen zu holen. Mit der Nachricht, daß das Rettungsboot da sei, fand Donald den Prinzen und Flora in dem einzigen elenden Gasthause, das sich in Portree befindet. Carl war ganz durchnäßt. Es war aber so wenig Raum vorhanden, daß er das nöthige Wechseln der Wäsche endlich auf Zureden seiner Begleiter in dem einzigen disponiblen Zimmer vornehmen mußte, trotz der Gegenwart Floras.

Dann kam der Moment, wo er gezwungen war, von Allen, die ihn bis jetzt begleitet, Abschied zu nehmen. Die Trennung von der hochherzigen Flora ward ihm besonders schwer. „Für Alles, was Sie für mich gethan," sagte er, „hoffe ich, Ihnen einst in St. James danken zu können." Dann schieden sie.

Vergebens bat Carl Donald Roy, noch bei ihm zu bleiben. Der Zustand seiner Wunden erlaubte es nicht.

Lange noch stand Flora am Ufer, bis das Boot, das den Prinzen entführte, ihren Blicken entschwunden war. Dann wanderte sie, von Niels Mackechan begleitet, nach dem Hause ihrer Mutter in Armadale. Der treue Niels fand zum Glück bald Gelegenheit, nach Frankreich zu entkommen, wo er Carl von Neuem wieder aufsuchte.

Flora bewahrte über das, was sie gethan, auch ihrer Mutter gegenüber, das tiefste Stillschweigen. Aber bald mußte sie erfahren, daß Capitain Ferguson, der gefürchtetste der Häscher der Regierung, in Kingsburgh sei, das Haus in rohester Weise durchsucht, und den edeln Besitzer gefangen fortgeführt habe*). Wenige Tage nachher wurde sie selbst verhaftet und an Bord der Kriegsschaluppe „Furnace", welche derselbe grausame Mann befehligte, gebracht. Indessen der Anwesenheit des General Campbell an Bord verdankte sie, daß man sie milde behandelte.

Von der „Furnace" brachte man die Gefangene auf den „Eltham". Dort traf sie mit ihrem alten Gefährten von der Insel South-Uist, O'Neil, wieder zusammen. Wochenlang lag das Schiff in dem Hafen von Leith, und hier war Flora der Gegenstand der allgemeinsten Theilnahme und Bewunderung. Endlich im November 1746 ward sie mit dem Schiffe „Bridgewater" nach London transportirt. Dort behandelte man sie mit unerwarteter Milde. Man erlaubte ihr, in einem Privathause unter gelinder Aufsicht zu wohnen, und es ist wahrscheinlich, daß sie diese Nachsicht der Fürbitte des Prinzen von Wales verdankte. Im Juli 1747 ließ man sie in Folge der allgemeinen Amnestie ganz frei. Sie lebte dann noch einige Zeit in dem Hause der Lady Primrose von Duniplace in Essex-Street. Dort ward sie täglich von den Mitgliedern der höchsten Stände besucht. Dann kehrte sie nach ihrer Heimaths-Insel Skye zurück. Im Jahre 1750 verheirathete sie sich hier mit Alexander Macdonald von Kingsburgh, dem Sohne des Beschützers des Prinzen, dem sie fünf Söhne und zwei Töchter gebar. Pecuniäre Schwierigkeiten veranlaßten das Ehepaar, in späteren Jahren nach Amerika auszuwandern. Doch scheint es ihnen auch hier nicht besonders gegangen zu sein. Der Ausbruch des Unabhängigkeits-Kampfes verleidete ihnen den dortigen Aufenthalt ganz. Sie kehrten

*) Kingsburgh wurde zuerst nach Fort Augustus gebracht, wo er wochenlang „in Eisen" lag. Dann hielt man ihn in Edinburg-Castle in milderer Haft, bis die allgemeine Amnestie ihn im Juli 1747 befreite. Er starb 1772, 84 Jahr alt.

wieder nach Skye zurück. Dort starb Flora am 4. März 1790, siebenzig Jahr alt.

Es würde ermüdend sein, wenn ich die ferneren Irrfahrten des Prinzen mit derselben Ausführlichkeit erzählen wollte. Für eine gedrängte Uebersicht seiner Wanderungen in den Monaten Juli, August und September muß ich aber die Aufmerksamkeit des Lesers noch eine kurze Zeit in Anspruch nehmen.

Am 1. Juli landeten die Flüchtlinge auf Raasey. Das kleine Eiland war aufs Schrecklichste verwüstet. Cumberlands Soldaten hatten alle Häuser niedergebrannt, so daß sie mit Mühe eine halbverfallene Hütte fanden, um sich zu verbergen. Doch lebten sie verhältnißmäßig ruhig, denn die Truppen hatten die Insel schon seit längerer Zeit wieder verlassen.

Aber Carls Ungeduld ließ ihn nicht lange rasten. Er wollte nach Mackenzies Landen auf dem Festlande, gegenüber der Südspitze von Skye; denn in der Nachbarschaft des Loch Room oder Rum sollte ein französisches Schiff kreuzen, um ihn aufzunehmen.

Am 3. Juli ruderte er also mit drei Begleitern von Raasey wieder nach der Nordspitze von Skye hinüber. Dann behielt er nur noch einen gewissen Malcolm Macleod bei sich, und dieser führte ihn auf verborgenen Wegen durch die ganze Insel bis zu den Thälern, welche die Clane der Mackinnons bewohnen. Der Marsch war ungemein anstrengend; die Insel allenthalben von Milizen durchstreift. Die Wanderer tauschten deshalb aus Vorsicht die Kleider, so daß der Prinz der Diener, Macleod der Herr zu sein schien. Sie erreichten ihr Ziel jedoch glücklich, und nun übernahmen der Häuptling der Mackinnons und ein Verwandter desselben, John Mackinnon, die weitere Führung Carls. Macleod aber traf das Schicksal Aller, die mit dem unglücklichen Fürsten in Berührung gekommen waren. Er ward kurz nachher gefangen, bis die allgemeine Amnestie im Juli 1747 ihn befreite.

Die Mackinnons brachten den Prinzen nach dem Festlande von Schottland hinüber. Wie bei der ersten Landung auf Skye, wurden sie von einer Salve der an der Küste aufgestellten Milizen begrüßt. Carl mußte sich auf den Boden des Schiffes zwischen den Knieen seiner Begleiter niederlegen, bis sie die gefährliche Stelle passirt hatten. Indessen die Flüchtlinge erreichten dennoch an einer anderen Stelle glücklich das Ufer. Die Nachricht von dem französischen Schiff erwies sich aber als irrig. Carl mußte also suchen, sich bei Freunden so

lange zu verbergen, bis sich eine günstige Gelegenheit bot. Der erste, an den sich die Mackinnons um Schutz wandten, war der ältere Clanranald. Dieser weigerte sich, die gefährliche Aufgabe zu übernehmen, — das einzige Beispiel der Art, dem der Prinz je begegnete.

Bei einem gewissen Macdonald von Morar, dessen Haus an dem langgestreckten kleinen See gleichen Namens liegt, fanden die Flüchtigen besseres Gehör. Dessen Frau war die Schwester des berühmten Lochiel von Cameron, das Elend des Prinzen rührte sie daher doppelt tief. Trotzdem aber wagte sie nicht, die Verfolgten länger als einen Tag zu beherbergen. Sie flüchteten deshalb weiter nach Borrodaile, dem Stammsitze des Angus-Macdonald, der Carl schon einmal kurz nach seiner Landung beherbergt hatte. Da trennte er sich von den beiden Mackinnons. Sie hatten das besondere Unglück, schon am nächsten Tage in die Hände des grausamen Ferguson zu fallen, welcher vergeblich versuchte, aus ihnen ein Geständniß zu erpressen. Es war umsonst, daß er einen der Ruderer an einen Baum binden und peitschen ließ. Nichts konnte die treuen Männer bewegen, ihren Schützling zu verrathen. Selbstverständlich schickte man auch diese Gefangenen nach London, wo sie bis zum Juli 1747 blieben.

Auch in Borrodaile durfte der Prinz nicht lange bleiben; denn nun ankerte General Campbell mit mehreren Kriegsschiffen im Loch Newis. Reguläre Truppen und Milizen von Argyleshire durchstreiften nach allen Richtungen die Gegend. Offenbar wußten die Verfolger, daß Carl die Insel Skye verlassen hatte und waren auf der richtigen Spur. Wie ein gehetztes Wild mußte der Unglückliche nun von Wald zu Wald, von Felsschlucht zu Felsschlucht fliehen. Bei Tage durfte er sich kaum mehr aus dem Versteck wagen, die kurzen Sommernächte wurden zum Wandern benutzt.

Endlich am Morgen des 24. Juli fand sich Carl, begleitet von Cameron von Glenpean, Macdonald von Glenaladale und dessen Bruder John Macdonald auf der Spitze eines kahlen Berges in der Nähe des Loch Arkaig. Von hier aus sahen sie unten im Thale das feindliche Lager, und zu ihrem Schrecken zog sich rings um den Fuß der Höhe eine ununterbrochene Postenkette. In leicht begreiflicher Aufregung verbrachten sie den Tag in ihrem Schlupfwinkel. Endlich war es wieder dunkel. Die Wachfeuer der Verfolger leuchteten in gleichmäßigen Zwischenräumen durch die Nacht. Im weiten Kreise umgaben

sie das Versteck. Einzelne der Posten waren so nahe, daß man das Anrufen der Schildwachen hören konnte. Ein Entkommen schien unmöglich. Doch war es, als wenn in der Richtung nach Nordwesten, da, wo das wilde Gebirge nach der Landschaft Knoidart zu abfällt, die Wachfeuer-Linie eine Lücke hätte. Dahin richteten die vier Flüchtigen also ihre Schritte. Am 25. um 2 Uhr Morgens mußten sie sich wieder verbergen; denn unerwartet fanden sie sich ganz in der Nähe einer umherstreifenden Patrouille.

Wieder verging ein langer Sommertag, ohne daß sie ihr neues Versteck zu verlassen wagten. Endlich ward es zum zweiten Male dunkel, und nun erkannten sie, daß an dieser Seite die Bewachung eben so sorgsam war, wie an der, die sie verlassen hatten. Lebensmittel hatten sie auch nicht. Es blieb also nur der verzweifelte Versuch, quer durch die feindliche Postenlinie zu schleichen.

Der Abhang des steilen Berges Drumachosi wurde gewählt, um diesen wagehalsigen Plan auszuführen. Eine tiefe Schlucht zog sich hier in der Richtung auf den Zwischenraum zwischen zwei benachbarten Wachfeuern hinab. Vielleicht führte sie ganz ins Freie. Glenpean erbot sich mit bewundernswerther Aufopferung, allein zuerst den Versuch zu machen. Auf allen Vieren kroch er in der Schlucht fort, und war bald den Augen seiner Gefährten entschwunden. In der furchtbarsten Spannung lauschten diese hinaus in die Dunkelheit. Jeden Augenblick fürchteten sie den schrillen Aufschrei des Entdeckten zu hören. Doch eine Viertelstunde nach der andern verging. Die Feuer leuchteten unbeweglich, die Schildwachen riefen sich an wie bisher. Nichts sonst unterbrach die feierliche Stille der Nacht. Da, kurz vor Tagesanbruch, erhob sich die Gestalt Glenpeans zu allgemeiner Freude von Neuem aus den Gebüschen. Das Wagestück war gelungen. Der Morgen dämmerte, ein feuchter Nebel lag auf der Erde, die Wachfeuer waren im Verlöschen. Nun machten sich die drei Andern, von Glenpean geführt, auf den Weg. Auf Händen und Füßen krochen sie, Einer hinter dem Andern her. Plötzlich gebot ein Zeichen des Führers Halt. Sie waren jetzt der Linie der Wachen so nahe, daß sie die gleichmäßig hin und her wandelnden Schildwachen deutlich erkennen konnten. Hier kauerten sie sich so lange auf den Boden, bis beide benachbarte Posten ihnen den Rücken zuwandten. Dann gings schweigend weiter, über die gefährliche Stelle hinaus. Es gelang, und sie konnten etwas freier aufathmen.

Noch einmal, während ihrer Wanderungen in den nächsten Tagen, konnten sie sich vor einer Streifpartei der Milizen kaum rechtzeitig in eine Felsschlucht verbergen. Ein anderes Mal hörten sie von ihrem Versteck auf einer Höhe über Strathcluanie das Knallen von Flintenschüssen aus dem Thale herauftönen, und erkannten deutlich, wie die Soldaten eine förmliche Treibjagd auf die unglücklichen Hochländer abhielten, die sich in die Berge zu flüchten suchten.

Doch gelangte Carl, nachdem er das Gebiet der Mackenzies durchzogen hatte, glücklich in die Wildnisse von Glenmoristan. Von seinen bisherigen Führern nahm er jetzt Abschied und begab sich nun in den Schutz der sogenannten „sieben Männer von Glenmoristan“. Diese waren Nichts mehr und Nichts weniger als Straßenräuber. Wegen ihrer Theilnahme an dem Aufstande verfolgt, hatten sie nicht gewagt, in ihre heimathlichen Dörfer zurückzukehren, und fristeten nun in den unzugänglichsten Schluchten des Gebirges ihr Leben mit Freibeuterei. In ihrer Moral war es nur ein Act gerechter Vergeltung und Rache, wenn sie kleine Streifparteien der Soldaten überfielen und erschlugen, um ihnen das geraubte Vieh und die geplünderten Habseligkeiten wieder abzunehmen. Mit den Schlupfwinkeln ihrer Heimath waren sie genau bekannt, ein fürchterlicher Eid band sie zur Treue gegen einander. Daher ist es begreiflich, daß die Nachsuchungen nach ihnen stets vergeblich waren, und daß sie zu jener Zeit die ganze Umgegend in Schrecken setzten.

Bei diesen „sieben Männern“ hielt sich Carl drei Wochen lang auf. Glenaladale führte ihn bei ihnen ein, und sie schworen, „daß ihr Rücken Gott, ihr Gesicht dem Teufel verfallen, daß aller Fluch, der in der heiligen Schrift angedroht ist, auf sie kommen solle, wenn sie den Prinzen verriethen“. Natürlich wechselten sie oft ihr Versteck. Meistens bildeten verborgene Höhlen ihren Aufenthaltsort. Der Prinz gewann sich leicht die schwärmerische Anhänglichkeit dieser wilden Natursöhne. Um ihn mit Kleidung und Nahrung zu versorgen, scheuten sie keine Anstrengung, keinen Weg — aber auch keinen Mord. So erschlugen sie einst zwei Officiersdiener auf dem Wege nach Fort Augustus, und der Inhalt der erbeuteten Mantelsäcke war sehr willkommen; denn damit konnte Carl seiner sehr mangelhaften Toilette wieder etwas aufhelfen *).

---

*) Der Ritter Johnstone erzählt, daß um diese Zeit ein gewisser Robert

Gegen Ende des Monats August erfuhr er, daß Lochiel von Cameron und Macpherson von Cluny, seine alten Waffengefährten, noch in den Wildnissen von Badenoch verborgen wären. Er beschloß unverzüglich, sie aufzusuchen. Doch seine sieben Freunde wollten ihn durchaus nicht fortlassen. „Bleiben Sie bei uns," baten sie, „die Berge von Gold, welche die Regierung auf Ihren Kopf gesetzt hat, mögen Andere veranlassen, Sie zu verrathen, die in fremden Landen den Lohn ihrer Verrätherei verzehren können. Wir sprechen nur unsere Geburtssprache. Deshalb ist es für uns ganz unmöglich, unsere Heimath zu verlassen. Und da würden wir für immer ehrlos sein, wenn wir den Lockungen des Geldes Gehör gäben. Die Versuchung berührt uns also nicht." Doch Carl ließ sich nicht bewegen.

Am 21. August nahm er Abschied von den „Sieben". Einer von ihnen brachte ihn auf den Weg und von diesem, Macdonald von Lochgarry und Cameron von Cluny begleitet, nahm er einige Tage seinen Aufenthalt in einer kleinen Hütte am Ufer des Loch Arkaig in einem Walde.

Eines Abends lag er hier in tiefem Schlummer. Da hörten seine Begleiter plötzlich das Plätschern von Rudern, welches näher und näher kam. Dann wurde auf der dunkeln Wasserfläche ein Boot sichtbar, und zu ihrem Schrecken glaubten sie, bewaffnete Milizen darin zu erkennen. Sie weckten Carl und forderten ihn auf, in die Berge zu fliehen. Er wollte aber nicht, sondern legte sich mit dem Gewehr in Anschlag in Hinterhalt. Die Gefährten thaten das Gleiche. Es folgten einige Minuten der furchtbarsten Spannung. Schon war das Schiff ganz nahe, da erst erkannten die Flüchtlinge, daß es Freunde waren, die darin saßen. Unter allgemeinem Jubel stiegen Dr. Archibald Cameron und Rev. John Cameron, Brüder Lochiels, ans Land. Sie waren selbst unterwegs gewesen, um den Prinzen aufzusuchen, und freuten sich nun, ihr Ziel erreicht zu haben. Kaum

---

Mackenzie, früher Goldschmied in Edinburg, welcher in den Leibgarden des Prinzen gedient hatte, von den Soldaten in den Wildnissen von Glenmoristan ergriffen sei. Zum Tode verwundet, habe er durch den Ausruf: „Schufte, Ihr habt Euren Prinzen getödtet!" den Glauben verbreitet, dieser sei es wirklich, den sie erschossen hätten. Eine gewisse Aehnlichkeit mit Carl habe diesem Glauben eine allgemeinere Verbreitung verschafft und deshalb seien die Nachsuchungen von nun an weniger lebhaft betrieben. Die ganze Geschichte ist indeß sehr unwahrscheinlich, da kein anderer Schriftsteller sie erwähnt.

kannten sie den wieder, den sie nach langer Trennung wiedersahen. Carl war barfuß. Ein alter schwarzer Kilt und Schurz bedeckte kaum seine Blöße. Ein langer röthlicher Bart hing ihm auf die Brust herab. Doch war er heiter und vergnügt. Fröhlich setzten sich die Unglücksgefährten ums Feuer und brieten die saftigsten Stücke einer Kuh, die sie am Tage zuvor eingefangen und geschlachtet hatten.

Am nächsten Morgen, den 26. August machten sie sich wieder auf den Weg, um Lochiel aufzusuchen. Mit den Gefühlen der tiefsten Wehmuth passirten sie Auchnacarry, einst dessen glänzendes Stammschloß, nun ein schwarzer Trümmerhaufen.

Endlich fanden sie den Gesuchten. In dem wildesten Theile des Gebirgslandes von Badenoch lebte er in einer verfallenen Hütte. Das Wiedersehen zwischen dem kühnen Häuptling und dem jungen Prinzen war ergreifend. Beide schluchzten vor tiefer Rührung und fielen sich in die Arme. Bis spät in die Nacht saßen sie bei einem Mahle von „gehackten Fleischstückchen" zusammen, die Carl für ein „fürstliches Essen" erklärte. Dazu sprachen sie der Branntweinflasche fleißig zu und erzählten sich ihre Erlebnisse. Wenige Tage nachher mußten sie ihren Zufluchtsort mit einem andern vertauschen. Dann wohnten sie in einer romantisch gelegenen Höhle, „der Käfig" genannt, welche Cluny für sie an einer abgelegenen Felsklippe in der Landschaft Benalder eingerichtet hatte. Dieser „Käfig" war eben groß genug, um sechs oder höchstens sieben Personen zu beherbergen, und noch jetzt wird er den Reisenden als Merkwürdigkeit gezeigt.

Hier erhielt Carl endlich am 13. September die erfreuliche Botschaft, daß zwei französische Schiffe, l'Heureux und La Prinzesse de Conti am 6. bei Lochnanuagh an der Küste von Moidart Anker geworfen hätten. Sein Vater hatte einen gewissen Oberst Warren durch das Versprechen einer Baronisirung veranlaßt, sie auszurüsten.

Unverzüglich machte er sich mit seinen Gefährten auf den Weg. Lochiel, welcher noch in Folge seiner Verwundung bei Culloden lahm war, mußte reiten. Doch ging der Marsch gut von Statten, und am 19. sahen die Flüchtigen zu ihrer unaussprechlichen Freude auf der leicht gekräuselten Fläche des Meeres die beiden Schiffe sich schaukeln, die sie erwarteten. Noch einen ganzen Tag zögerte Carl, um denen seiner Anhänger, die noch in der Nachbarschaft im Versteck lagen, Gelegenheit zu geben, gleichfalls zu fliehen.

Am Sonnabend den 20. September ging er sodann an Bord des

Heureux. Ihn begleiteten Lochiel, Lochgarry, John Roy Stuart und Dr. Cameron. In Allem schifften sich auf beiden Schiffen 23 Männer von höherem Range ein. Darunter waren Clanranald, Glenaladale, Macdonald von Dalely, dessen zwei Brüder und Andere. 107 Clansmänner folgten ihren Häuptlingen in die Verbannung. Macpherson von Cluny zog es vor, in Schottland zu bleiben, und nahm von Carl schmerzlichen Abschied.

Dann lichteten die Fahrzeuge die Anker, die Segel schwellten sich und mit günstigem Winde entfernten sie sich rasch von der Küste. Unverwandt hingen die Blicke aller der Vielen an dem felsigen Gestade, das immer mehr in der Ferne erblich. Und als endlich die letzten Umrisse der grauen Klippen, der Zeugen so vieler Heldenthaten und so unendlichen Jammers, im Nebel und Wolken verschwanden — da stürzten sich die rauhen bärtigen Männer in die Arme und weinten wie Kinder. Sie waren nun heimathlos und geächtet.

Freilich glaubten sie Alle mit der Hoffnungsseligkeit, die der menschlichen Natur auch im tiefsten Unglück eigen ist, daß noch nicht Alles vorbei sei, und daß sie bald mit einem mächtigen Hilfsheere und ihrem angebeteten Prinzen wiederkehren würden. Aber Jahr auf Jahr verging. Die glänzenden Siegestage von Preston und Falkirk kamen nicht wieder, und ein anderes Geschlecht vergaß, daß sich Hochländer und Engländer je feindlich gegenüber gestanden hatten.

Noch ist die Erinnerung an den geliebten und vergötterten „Prinzen Charlie“ in Schottland nicht verschwunden. Zwar ist die Zeit längst vorüber, wo die Bewohner der entlegenen Thäler der Grampians täglich die Wiederkehr seiner glänzenden Erscheinung und seines vorübergehenden Glücks erwarteten. Vergeblich ersehnten sie den Augenblick seiner Rückkunft, um ihm von Neuem ihr Leben, ihre Söhne und ihr Vermögen zu opfern. Doch sein Name lebt bis heute in den Liedern der Bergbewohner, und der Reisende mag noch jetzt in den einsamen Haiden der Hochlande den Hirten von ihm singen, die alte Mutter von seinen Thaten erzählen hören. Die Sage hat seine Gestalt bereits mit einem mythischen Zauber umgeben. Aber auch, wenn wir sie an der Hand einer unparteiischen Forschung betrachten, müssen wir gestehen, daß sie mit allen ihren Fehlern und Schwächen unsere vollste Sympathie in Anspruch nimmt.

Zwar war Carl keiner jener wahrhaft großen Charaktere, die man staunend bewundern muß, die mit ihrem Auftreten eine neue

Epoche der Geschichte einleiten. Ebensowenig verstand er es in späteren Jahren, sein herbes Geschick mit Würde zu tragen. Auch besaß er gegen den, den er als den Räuber seines Thrones ansah, nicht jene Intensität des Hasses, welche oft die Genialität ersetzt und in sich selbst, wie diese, stets neue Mittel findet, um ihre Pläne durchzuführen.

Indeß einen feurigen, edlen Sinn, eine ungewöhnliche Energie müssen selbst seine Gegner anerkennen. Der Enthusiasmus, mit dem er sich für die verlorene Sache seines Stammes in eine tollkühne Unternehmung stürzte, gleicht allerdings mehr der Begeisterung eines jungen Lieutenants, wie der Ausführung des wohlerwogenen Planes eines gereiften Mannes. Aber würde ein erfahrener Mann das Unternehmen überhaupt versucht haben? —

Man hat Carl einen Vorwurf daraus gemacht, daß er die inneren Zustände des Landes, das er erobern wollte, so wenig kannte. Er war aber ganz ein Kind seiner Zeit und, was schlimmer ist, ein Fürstenkind seiner Zeit. Von Jugend auf hatte man ihn gelehrt, daß die Könige von Gott eingesetzt seien, daß ihr göttliches Recht die Unterthanen zum Gehorsam gegen sie verpflichte. Und wenn die Usurpatoren schon so lange auf dem Thron von Großbritannien saßen, war nicht umsomehr mit Sicherheit zu erwarten, daß das Ende der Prüfungszeit nahe war?

Dazu waren des Prinzen gute natürliche Anlagen zum großen Theil durch die Schuld seines Erziehers, Sir Thomas Sheridan, nur sehr ungenügend ausgebildet. Lord Mahon beweist in seiner englischen Geschichte durch eigenhändige Beispiele, daß er weder englisch noch französisch richtig schreiben konnte.

Sollte man da sich nicht vielmehr wundern, daß Carl trotzdem, als er einmal auf Großbritanniens Boden stand, so rasch begriff, daß er den verschiedenartigsten Interessen Rechnung tragen mußte? — Die Hochländer, die für ihn kämpften, verstand er zu enthusiasmiren, ohne die strengkirchlichen Bewohner Süd-Schottlands zu verletzen. Dabei mußte er noch vermeiden, den Engländern Verdacht zu geben, daß ihre Freiheiten und ihr Glaube in Gefahr seien.

Es ist wahr, daß er keine eigentlichen Feldherrngaben besaß; wenigstens besaß er keine militärischen Kenntnisse, die den kriegserfahrenen Häuptlingen, mit denen er zu thun hatte, Gehorsam abnöthigten. Aber trotzdem zeigten ihm sein natürlicher Verstand und

seine unerschütterliche Willenskraft in den entscheidenden Krisen seines wunderbaren Feldzuges immer das Richtige. Stets hat er Recht gehabt und sie Unrecht. Wer will ihn tadeln, daß er in seinem jugendlich heißen Sinn, nach dem ersten unerwarteten glänzenden Erfolge, in der fremdartigen Kampfweise der hochländischen Schaaren ein unfehlbar sicheres Mittel zum Siege zu haben glaubte, daß er immer wieder zur Schlacht trieb? Die Unbotmäßigkeit der Häuptlinge mußte dagegen seinen Hochmuth aufs Tiefste verletzen. Wo er geglaubt hatte, den Befehl über ein gehorsames Söldnerheer zu führen, fand er sich als Oberlehnsherr an der Spitze turbulenter Vasallen. Es war zwar ein Volksheer, das er befehligte, aber er war nicht eins mit dem Volke, das er aufgeboten hatte. Die Hochländer strebten danach, ganz Schottland zu beherrschen und sich von der verhaßten Oberhoheit Englands frei zu machen. Er wollte sie benutzen, um den Thron Großbritanniens zu erobern, und sie damit wieder in ihre alte Abhängigkeit zurück versetzen. An diesen inneren Widersprüchen mußte er zu Grunde gehen. Daß die Reibereien und Eifersüchteleien, die aus diesen Zuständen hervorgingen, sein innerstes Gefühl empörten, ist begreiflich. Ebenso natürlich ist es, daß in den Momenten, wo in Folge dessen die ganze Unternehmung eine unrettbar verhängnißvolle Wendung nahm, er für kurze Zeit die Selbstverleugnung vergaß, mit der er sonst für seine Untergebenen sorgte, und daß er den Fremden in seiner Umgebung mehr Vertrauen schenkte, als sie verdienten. Solche kurze Perioden, wo Carl sich hoffnungsloser Verzweiflung hingegeben zu haben scheint, waren es, als er dem Rückzuge aus England, dem Abmarsche nach Inverneß wider Willen folgen mußte. Doch die alte Energie seines Charakters, die Zuversicht seiner äußeren Erscheinung traten immer bald wieder hervor. — Die Verhältnisse waren aber mächtiger als er; die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, würde selbst der gewaltigste Wille kaum haben überwinden können.

Es war ein wahrhaft chevaleresker edler Sinn, der den Prinzen in die Unternehmung hineintrieb. Und wenn der ritterliche Geist, der ihn beseelte, nur bei den feurigen hochherzigen Bewohnern des Nordens wiederklang, wenn im Süden die materiellen Interessen der Briten keine Begeisterung aufkommen ließen, wer will deshalb mit ihm rechten? Es ist wahr, dieser schwärmerische Sinn hielt ihn von harten Maßregeln gegen seine Gegner, selbst gegen das hannoversche Königshaus zurück; er veranlaßte sogar durch eine ungünstige Wahl

des Schlachtfeldes zum Theil die Niederlage bei Culloden — aber er kann unsere Sympathie für diesen letzten Sprossen des unglücklichen Hauses Stuart nur erhöhen.

Hätte der Erfolg seine Unternehmung gekrönt, so würde Niemand anstehen, ihn für einen großen Mann zu erklären. Indessen auch so kann man ihm das Zeugniß eines edlen hochherzigen Prinzen nicht versagen. Er hatte alle Anlagen, das Volk, das er beherrschte, glücklich zu machen.

Wenige Fürsten der neueren Zeit möchten mit demselben hohen Sinn und derselben Selbstverleugnung die Strapazen und Entbehrungen ertragen haben, die er erduldete. Bei den wenigsten, auch der berühmtesten von ihnen, wissen wir so genau, wie bei ihm, welcher Theil ihrer Thaten ihr eigenes Verdienst ist, und welcher ihrer Umgebung zugehört. Nur wenige würden vor einem genauen forschenden Auge den Vergleich mit Carl aushalten.

Die abgöttische Verehrung, zu der seine Persönlichkeit Alle hinriß, die mit ihm in Berührung kamen, die die einfachen Naturkinder der Hochlande unwiderstehlich fesselte, ist wohl kaum je erreicht, gewiß nicht übertroffen worden. Ein Mann, an dem die tapferen feurigen Bergbewohner mit solch' schwärmerischer Liebe hingen, konnte kein Feigling sein, wenn auch einzelne seiner Feinde und Neider ihn dazu machen wollten. Sein glänzender persönlicher Muth ist, wie sein warmes Mitgefühl für seine Familie, für Alle die ihm anhingen, insbesondere für die zahlreichen Opfer, die für ihn leiden mußten, durch gleichzeitige Zeugnisse unwiderleglich bewiesen.

Namentlich in den Monaten, wo er als geächteter Flüchtling nur der unbestechlichen Treue der Hochländer die Erhaltung seines Lebens verdankt, treten diese liebenswürdigen Eigenschaften in ihrem hellsten Glanze hervor. Nie ist vielleicht die Popularität eines Prinzen, welche oft nur zu leicht erworben wird, durch den langen täglichen Umgang mit Menschen aus den niedrigsten Volksklassen auf eine härtere Probe gestellt worden. Sicher ist diese aber niemals glänzender bestanden.

Und doch wäre es besser für ihn gewesen, wenn seine Feinde ihn ergriffen und er auf dem Schaffot seine romantische Laufbahn beendigt, oder wenn er, wie einst Tejas mit den letzten seiner Gothen auf dem lactarischen Berge, in den Wildnissen von Badenoch mit dem übrig gebliebenen Häuflein seiner Getreuen den Opfertod gefunden hätte.

Denn von dem Carl, wie wir ihn bisher kennen gelernt haben, müssen wir nun Abschied nehmen. Der, dem wir auf den letzen Blättern dieser Geschichte wieder begegnen werden, ist ein ganz anderer.

Zehntes Kapitel.

Noch während Carl in den Wildnissen des Nordens von Versteck zu Versteck gehetzt wurde, hatten die englischen Gerichte begonnen, an den Unglücklichen, welche sich seiner Sache geweiht hatten, ihre blutige Gerechtigkeit zu üben.

Die ersten Opfer waren die Officiere des „Manchester-Regiments“. Die siebzehn Unglücklichen, welche mit der Capitulation von Carlisle in die Hände des Herzogs von Cumberland gefallen waren, erschienen am 15. Juli und den drei folgenden Tagen vor dem Gerichtshofe von St. Margaret Southwark. Unter dem Beifalls-Gebrüll der zuhörenden Volksmassen verurtheilte man sie alle zu dem grausamsten Tode. Acht von ihnen wurden nachträglich begnadigt. Die neun übrigen*) brachte man am 30. Juli Morgens in drei Leiterwagen von dem „neuen Gefängniß“ in Southwark nach dem Richtplatz in Kennington Common. Auf der ersten Schleife saß der Henker mit einem gezogenen Schwert. Ein gewaltiger Galgen erwartete die Verurtheilten. Sie sahen den großen Holzblock daneben, auf dem ihre Körper zerschnitten und ihre Eingeweide herausgerissen werden sollten. Sie sahen die Masse von Reisigbündeln zu einem hohen Scheiterhaufen gethürmt, bestimmt, ihre Herzen darauf zu verbrennen. Doch bewahrten sie sämmtlich eine männliche Fassung, und verbrachten eine Stunde in stillem Gebet. Während dem ward das Feuer angezündet und die Soldaten umstellten ringsum

*) Es waren: Francis Townley, Commandeur des Regiments, Georg Fletcher, Thomas Chadwick, James Dawson, Thomas Deacon, John Berwick, Andrew Blood, Thomas Sydbal und David Morgan.

den Platz. Dann erhoben sie sich von ihren Knieen und schleuderten einige beschriebene Papierzettel unter das Volk. Wie sich nachher herausstellte, verkündete deren Inhalt in feierlichen Worten ihre treue Anhänglichkeit an die Sache, für die sie sterben sollten. Darauf warfen sie ihre mit Goldtressen geschmückten Hüte zur Erde und stellten sich unter das Gerüst. Der Henker legte Jedem die verhängnißvolle Schlinge um den Hals und zog ihnen eine Kappe über die Augen. Einen Augenblick nachher hatten sie geendet. Nur Einen scheint in dem letzten Moment der Schrecken des Todes ergriffen zu haben. Syddal zitterte merklich, als er den Strick um seinen Nacken sich schlingen fühlte. Er versuchte seine Bewegung dadurch zu verbergen, daß er eine Prise Schnupftabak nahm, und als man ihm, wie den Andern, noch die Arme fest band, rief er aus: „Gott helfe mir!"

Drei Minuten nur ließ man die Unglücklichen am Galgen hängen. Dann schnitt der Henker zuerst Townley los, der — gräßlich zu sagen — noch durch einige Zuckungen Zeichen von Leben verrieth. Er entkleidete den Körper und legte ihn auf den Block. Der Kopf wurde vom Rumpfe getrennt und dann öffnete der Scharfrichter den Leib, riß Herz und Eingeweide heraus und warf sie in die Flammen. Dieselbe barbarische Procedur ward nach einander mit den acht übrigen vorgenommen. Und als endlich die furchtbare Metzelei vorbei war und der Henker, über und über roth von Blut, das letzte Herz — es war das von James Dawson — in's Feuer schleuderte, rief er aus: „Gott segne König Georg!" Zur Ehre der menschlichen Natur wollen wir annehmen, daß es nicht wahr ist, wenn man berichtet, die gaffende Menge habe begeistert mit in diesen Ruf eingestimmt. Ein großer Theil der Umstehenden wenigstens war von der Gräuelscene aufs Tiefste ergriffen.

Und eine rührende Begebenheit, die sich unmittelbar daran schloß, war geeignet, auch in dem rohesten Herzen Mitleid zu erwecken. Dawson, das letzte der Schlachtopfer, war mit einem schönen Mädchen von gleichem Stande verlobt. Sie liebte ihn mit aller Gluth ihres jungfräulichen Herzens. Sie folgte ihm in die Gefangenschaft, und hätte man ihn begnadigt, so wäre der Tag seiner Befreiung der Tag ihrer Vereinigung geworden. Aber es kam anders. Und nun konnten keine Bitten und Zureden das unglückliche Mädchen davon abhalten, dem Zuge der Verurtheilten nach dem Richtplatze zu folgen. Eine alte

Freundin und ein Verwandter saßen neben ihr in dem Miethwagen. Mit fast übernatürlicher Fassung sah sie dem schrecklichen Schauspiele zu. Aber, als Alles vorbei war, als sie mit angesehen hatte, wie man das Herz, das nur ihr gehörte, in die Flammen warf, da brach sie zusammen. Mit dem Ausrufe: „Mein Geliebter, ich folge dir! Süßer Jesus, nimm unsere Seelen zusammen auf!" fiel sie auf ihre Gefährten zurück und war fast in demselben Augenblick eine Leiche.

Drei Tage nach der Execution wurden die Köpfe von Townley und Fletcher auf Temple Bar aufgestellt. Die von Deacon, Berwick, Chadwick und Syddal schickte man in Spiritus präparirt, in die Provinz. Sie zierten nachher die öffentlichen Plätze in Manchester und Carlisle.

Wenige Tage, ehe diese unglücklichen Männer ihr Leben in so schrecklicher Weise beendigten, waren auch die gefangenen Edelleute vor dem höchsten Gerichtshofe erschienen.

Am Montag, den 28. Juli 1746, um 8 Uhr Morgens, verließ ein trauriger Zug den Tower und bewegte sich, umringt von einer unzählbaren Volksmenge, nach Westminster Hall. Unter einer starken Bedeckung von Fußgarden brachte man die Lords vor den Gerichtshof ihrer Peers. In der ersten der drei Kutschen saß der unglückliche leichtsinnige Earl von Kilmarnock, neben ihm General Williamson, der Gouverneur der Festung und ein Garde-Officier. Dann folgte der Earl von Cromartie unter dem Schutze des Hauptmanns Marshall, und endlich der hochherzige Lord Balmerino. In seinem Wagen saß der Wächter des Tower, Mr. Fowler, und die verhängnißvolle Axt lag neben ihm.

Drei Seiten der gewaltigen Westminster-Halle waren mit Scharlach behangen und mit Sitzen ausgestattet. Ein hundert neun und dreißig Lords waren gegenwärtig. Vor dieser Ehrfurcht gebietenden Versammlung von Männern aus den edelsten Geschlechtern Englands wurden die drei unglücklichen Edelleute zunächst verhört. Die Scene war seltsam melancholisch und ergreifend, wenn auch der Großhofmeister, Lord Hardwicke, der als Kanzler des Gerichts fungirte, trotz seiner stattlichen Gestalt und klangvollen Stimme, nicht ganz die Haltung bewahrte, welche der Ernst des Gesetzes und die Würde des Gegenstandes erforderten. Gegen die Gefangenen war er mürrisch und suchte sie mit kleinlichen Kreuzfragen zu verwirren. Dem Minister gegen-

über, der nicht einmal Peer war*), zeigte er dagegen, wie ein Zeitgenosse bemerkt, eine unpassende Willfährigkeit.

Nichts konnte dagegen würdevoller und zugleich bemitleidenswerther sein, als die Haltung der drei schuldigen Lords. Lord Balmerino, dem Greisenalter nahe — er zählte 58 Jahre — sah aus, wie ein tapferer, trotziger Soldat im kräftigsten Mannesalter. Unerschrocken, gleichmüthig, offen antwortete er auf alle Fragen. Dazwischen unterhielt er sich mit den Umstehenden so unbefangen, als wenn ihm die ganze Sache Nichts anginge. Einem Knaben, der während des Verhörs neben ihm stand, aber wegen seiner Kleinheit nicht genügend sehen konnte, machte er mit der natürlichsten Freundlichkeit Platz und setzte ihn neben sich.

Kilmarnock war 42 Jahre alt, sah aber viel jünger aus. In seiner gewählten Toilette, in der Sorgfalt seiner Frisur erkannte man den eleganten Lebemann. Sein Gesicht war von einer geisterhaften Blässe. Aber die zugleich würdige und ehrerbietige Haltung, die er den Peers gegenüber bewahrte, riß die Sympathie Aller unwiderstehlich hin.

Der Earl von Cromartie dagegen versuchte vergeblich, ein gleichmüthiges Aeußere zu bewahren. Mit niedergeschlagener und finsterer Miene stand er da. Thränen entstürzten seinen Augen, fast sank er ohnmächtig zusammen, als er in seine Zelle zurück gebracht werden sollte. —

Die Sitzung begann. Die beiden Grafen erklärten sich sofort für schuldig. Balmerino dagegen beantragte wegen eines Formfehlers in der Anklageschrift seine Freisprechung. Er sei nicht in dem Schlosse von Carlisle gefangen genommen worden, wie darin behauptet werde, sagte er. Dann erhob sich der Sergeant Skinner, und suchte in der verworrensten und confusesten Rede, die man sich denken kann, diesem Einwurf zu begegnen. Balmerino bewies aber durch Zeugen, daß er nicht da gewesen sei, wo man angegeben hatte. Der ganze Gerichtshof mußte sich deshalb für einige Zeit zurückziehen. Man berieth draußen über die Gültigkeit des Protestes. Während dem trat Murray, der Staats-Anwalt, ein Bruder des Secretairs des Prinzen, an Balmerino heran und fragte ihn in einem insolenten Tone, „wie er es wagen könne, den Lords mit seinen nutzlosen Einwendungen so viel Mühe zu

*) Henry Pelham.

machen?" Mit vornehmer Kälte fragte der Lord seine Rechtsbeistände, wer diese Person sei. Als man ihm den Namen genannt hatte, antwortete er nur: „Oh, Mr. Murray, ich bin außerordentlich erfreut, Sie kennen zu lernen. Ich bin mit verschiedenen Ihrer Verwandten sehr befreundet. Ihre gute Mutter hat uns in Perth große Dienste geleistet!"

Darauf kehrten die Richter in den Sitzungssaal zurück und verkündeten, das Ganze der Anklageschrift wäre gültig, auch wenn ein Punkt darin als falsch nachgewiesen sei.

Damit war auch Balmerinos Sache spruchreif. Der Kanzler des Gerichts rief jeden einzelnen der Peers auf, sein Urtheil abzugeben. Mit dem jüngsten begann nach alter Sitte die Umfrage. Und Alle nach einander legten mit feierlicher Geberde die rechte Hand auf die linke Brust und sagten: „Schuldig, auf meine Ehre!" Nur drei Lords, Foley, Moray und Stair hatten sich vor der Abstimmung entfernt. Dann rief man die Angeklagten wieder in den Sitzungssaal und Lord Hardwicke verkündete ihnen das einstimmige Verdict der Peers. In derselben Ordnung, in der sie gekommen waren, brachte man sie darauf wieder in den Tower zurück. Nur die Axt in Balmerinos Wagen kehrte ihm jetzt die Schneide zu.

Am zweiten Tage nachher, den 30. Juli, sollten die drei vor den Peers ihr Urtheil empfangen. Aber wieder erhob Balmerino wegen eines Formfehlers Schwierigkeiten. Die Entscheidung mußte also auf den 1. August verschoben werden.

Dann versammelten sich die Lords abermals in Westminster-Hall. Die drei Schuldigen wurden mit den üblichen Förmlichkeiten vor die Schranken des Gerichts gefordert. Der Vorsitzende fragte sie, ob sie noch irgend Etwas anzuführen hätten, weßhalb das Todes-Urtheil, dem sie nach dem Gesetze verfallen wären, nicht an ihnen vollstreckt werden sollte. „Nein!" antworteten sie einstimmig. Balmerino erklärte noch mit männlicher offener Stimme, seine Rechtsbeistände hätten ihm gesagt, alle Einwände, die er machen könne, seien unnütz. Er bitte deßhalb die Lords, ihm zu verzeihen, daß er ihnen so viel Mühe gemacht habe. Das was er gethan habe, würde er in ähnlichem Falle stets wieder thun.

Kilmarnock dagegen verleugnete seinen wankelmüthigen schwankenden Charakter auch jetzt nicht. Mit einer Haltung und Miene, die seine Zuhörer aufs Tiefste ergriff, wandte er sich an die Peers. Seine

klangvolle Stimme zitterte vor innerer Bewegung. Er bat, er flehte sie an, sich um des Königs Gnade für ihn zu verwenden. Er bekannte die tiefste Reue für das, was er gethan hatte. Er erklärte — und das war nur zu wahr — daß nicht Enthusiasmus für die Sache der Stuarts ihn unter die Rebellen getrieben habe, daß er selbst in ihren Reihen den Abfall von der heiligen Sache der Loyalität aufs Tiefste beklagt habe. Er allein, sagte er, habe durch seine Vermittlung viele Gefangene vor grausamer Behandlung geschützt. „Und", so schloß er, „wenn alles dieses und meine Reue nicht genügend sind, um Ew. Lordschaften Verwendung bei Sr. Majestät zu veranlassen, so sollen dennoch meine letzten Augenblicke in brünstigen Gebeten für das erhabene hannoversche Königshaus und den Frieden und die Glückseligkeit Großbritanniens verfließen".

Der Earl von Cromartie zeigte dieselbe Schwäche. „Verzweifelte und hinterlistige Männer", sagte er, „haben mich in einem unbewachten Augenblicke verlockt. In meinem Innern bewahrte ich stets die treueste Anhänglichkeit für die regierende Familie und die Principien, die sie auf den Thron erhoben. Nichts bleibt mir, Mylords, als mich, mein Leben und mein Vermögen Eurem Mitgefühl zu empfehlen. Dazu habe ich ein liebendes Weib, eine Menge Kinder und ein ungeborenes Wesen mit in mein Verderben hineingezogen. Laßt sie meine Fürsprecher bei Sr. Majestät, bei Euch selbst sein. Laßt sie für mich bei dem ganzen Lande bitten, welches ich in einem unbedachten Augenblicke verrieth. Laßt ihren stummen Schmerz und ihre Thränen meine schwache Redekunst ergänzen und erwirkt Gnade für mich und für sie. Und sollte trotzdem mein Leben nicht mit der Sicherheit des Landes vereinbar sein — dann möge nicht mein, sondern dein Wille geschehen, o Herr!"

Die Gefangenen hatten geendet. Der Lord-Kanzler erhob sich. Mit pathetischer Rede wandte er sich zu ihnen und schloß mit den furchtbaren Worten: „Das Urtheil des Gesetzes ist, und der hohe Gerichtshof verkündet damit, daß Du, William Earl von Kilmarnock, George Earl von Cromartie und Arthur Lord Balmerino und Jeder von Euch nach dem Gefängniß des Tower zurückkehren sollt, von wannen Ihr kamet. Von da sollt Ihr nach dem Richtplatz geschleift werden. Wenn Ihr da seid, sollt Ihr am Halse aufgehängt werden, aber nicht bis ihr todt seid, denn Eure Eingeweide sollen Euch ausgerissen werden und vor Euren Augen verbrannt; dann sollen Eure Häupter vom Körper getrennt und die Leiber in vier Theile zerrissen werden, und



über diese soll der König verfügen. Und Gott der Allmächtige sei Euren Seelen gnädig!"

Dann brachte man die Verurtheilten nach dem Tower zurück. Kilmarnock und Cromartie waren gänzlich niedergeschlagen. Balmerino allein bewahrte seinen fröhlichen Gleichmuth. Als der traurige Zug an Charing Croß vorbei kam, reizten die zahlreichen Stachelbeeren, welche Obsthökerinnen feilboten, seinen Appetit. Er stieg mit Erlaubniß seines Wächters aus dem Wagen und kaufte sich davon. Dieselbe philosophische Ruhe behielt er während der wenigen Tage, die er noch zu leben hatte. Daß er auf keine Gnade hoffen durfte, wußte er. Er meinte, wer nicht zu sterben verstünde, verdiente nicht zu leben. Für seine Frau, seine geliebte Peggy, hatte er eine Wohnung ganz in der Nähe des Towers gemiethet. Jede freie Stunde besuchte sie ihn in dem Gefängniß, und seine Unterhaltung mit ihr war so ungezwungen ruhig, als wenn sie zusammen auf ihrem Familienschlosse in Schottland säßen.

Seine Unglücksgefährten suchten während dem durch Vermittlung hochgestellter Freunde Gnade zu erlangen und erregten damit seinen leichten Spott.

Namentlich für den Grafen von Cromartie machten die Herzöge von Hamilton und Montrose und der Earl von Stair die außerordentlichsten Anstrengungen. Auch der Prinz von Wales verwandte sich für ihn. Die unermüdlichste Fürsprecherin war aber seine unglückliche Gemahlin. Am Sonntage nach dem Urtheilsspruch wußte sie sich Eingang in Kensington zu verschaffen. In schwarzer Trauerkleidung wartete sie den Augenblick ab, wo der König in die Kapelle ging. Dann stürzte sie hervor, warf sich vor ihm auf die Kniee und klammerte sich verzweiflungsvoll an seine Kleider. Thränen erstickten ihre Stimme. Schluchzend preßte sie ihm ihre Bittschrift in die Hand; dann sank sie ohnmächtig zusammen. Georg II. nahm den innigsten Antheil an ihrem Schicksal, aber auf der Stelle konnte er sich nicht zur Gnade entschließen. Die unglückliche Frau ließ in ihren Bemühungen nicht nach. Umgeben von ihren vier Kindern, mit dem fünften unter dem Herzen, drang sie zur Prinzessin von Wales. Deren Bitten, durch die Vorstellungen ihres Gemahls unterstützt, erweichten endlich das harte Herz des Königs. Am 9. August wurde der Lady Cromartie mitgetheilt, daß das Leben ihres Mannes geschont werden sollte. Aber seine Güter wurden für Rechnung des Staats verkauft, und ihm

wurde verboten, nach Schottland zurück zu kehren. In einem entfernten Theile von Devonshire mußte er seinen Wohnsitz aufschlagen. Die officielle Zurücknahme des Todes-Urtheils erfolgte erst im October 1749. Dann erhielt er auch ein Jahrgehalt von 500 Pfd. aus seinen confiscirten Gütern; 1759 starb er. Das Kind, mit dem seine Gattin in der schrecklichen Zeit der Angst und Noth schwanger ging, ward nachher Lady Augusta Mackenzie und heirathete den Sir William Murray of Ochtertyne. Man sagt, es sei mit einem Maal am Halse, von Gestalt einer Axt, auf die Welt gekommen.

Am 11. August unterzeichnete Georg II. den Befehl zur Hinrichtung der Lords Kilmarnock und Balmerino. Die einzige Gnade, zu der man ihn bewegen konnte, war die, daß sie nicht gehängt, sondern enthauptet werden sollten. Gerade saß der alte Edelmann mit seiner Peggy bei Tisch, als der Vollstreckungsbefehl überbracht ward. Sie fiel in Ohnmacht. „Lieutenant, mit Eurem verdammten Papier habt Ihr meiner Frau den Magen verdorben!“ brauf'te er auf.

Der Graf von Kilmarnock hatte bis zuletzt gehofft, daß man ihn zur Begnadigung auserwählen würde. Mit allen Fibern hing er an „der schönen freundlichen Gewohnheit des Daseins“. Die Nachricht, daß Alles vorbei sei, daß er auf Nichts mehr zu hoffen habe, schlug ihn gänzlich nieder. Zu sehr liebte er die Genüsse des Lebens. Seine Leidenschaft dafür hatte ihn in diese traurige Lage gebracht. Umsomehr war es ihm furchtbar, für immer von dieser frivolen Welt zu scheiden. Er bedurfte mehrerer Tage, seine Fassung wieder zu gewinnen. Namentlich sein Freund Balmerino war besorgt, daß er der gaffenden Menge das schmachvolle Bild eines Menschen geben möchte, der sich vor dem Tode fürchtet. Der Unglückliche selbst ängstigte sich, daß die gräßliche Wirklichkeit ihn überwältigen möchte. Er ließ sich daher von dem Lieutenant des Tower im Voraus alle Einzelheiten des schrecklichen Acts beschreiben, der sein Dasein beenden sollte. Man erzählte ihm, daß der Block, auf den er sein Haupt zu legen hatte, in Folge der Klagen, die Lord Kenmure 1716 vor seiner Hinrichtung geäußert, um zwei Fuß erhöht sei. Als man ihm aber mittheilte, der Henker sei ein „sehr guter“ Mann, ward er unzufrieden. „Zu einem solchen Geschäfte wäre mir ein rauheres und weniger gefühlvolles Temperament lieber“, meinte er.

Und nun kam endlich der Tag der Hinrichtung heran. Einige Tage vorher war der alte Lord Lovat in den Tower gebracht, wie

bereits erzählt wurde, und die speculativen Köpfe, welche am Temple Bar das Publicum durch Ferngläser nach den Fenstern der Gefangenen sehen ließen, machten nun doppelt glänzende Geschäfte.

Montag den 18. August früh 6 Uhr erklang das ungewohnte Rasseln der Trommeln und kriegerischen Musik durch die Straßen der City von London. In glänzendem Waffenschmuck zogen eine Schwadron der Leibgarden, eine andere der Grenadiere zu Pferde und ein Regiment Fußgarden von ihren Casernen am St. James-Park quer durch die Stadt nach Tower-hill. Dort war in den Tagen vorher das Schaffot errichtet, ganz mit schwarzem Tuch beschlagen. Schon waren die Schaugerüste rings um den kleinen Platz Kopf an Kopf mit Zuschauern besetzt. Die Dächer der umliegenden Häuser hatte man abgedeckt, um noch mehr Platz für Neugierige zu schaffen, und doch konnten die Soldaten unten sich nur mit Mühe Raum machen. Ein Theil derselben umstellte das Blutgerüst mit einer lebendigen Mauer. Ein anderer bildete in zwei Reihen Spalier bis an das untere Thor des Tower.

Es war ein Viertel nach Zehn Uhr, als die Sheriffs von London, gefolgt von sechs Sergeants-at-mace und dem Henker, in feierlichem Zuge vor dem Thore der Veste anlangten. Sie klopften. „Wer ist da?" fragte der Wächter. „„Die Sheriffs von London und Middlesex."" „Was verlangt Ihr?" „„Die Körper von William Graf von Kilmarnock und Arthur Lord Balmerino"", war die Antwort. „Ich will den Lieutenant des Tower benachrichtigen", erwiederte der Wächter.

Zehn Minuten vergingen. Während dem benachrichtigte man die Gefangenen, daß sie nun zum Tode gehen müßten. Sie vernahmen die Ankündigung mit großer Fassung. Auch Kilmarnock zeigte keine Unruhe und Schwäche mehr. Dieselbe Treppenflucht führte zu den Gefängnissen der beiden Edelleute. Auf dem untersten Absatz trafen sie zusammen. Balmerino umarmte seinen Leidensgefährten herzlich und sagte: „Mylord, ich bedaure aufs Tiefste, daß Sie mir auf diesem traurigen Gange Gesellschaft leisten müssen". Dann bat er um einen Pokal Weins und trank zum letzten Male die Gesundheit des „Königs Jacob".

Am Thore übergaben die Sheriffs, der alten Sitte gemäß, die Quittungen über die Körper. Während dieser Förmlichkeiten rief der Deputy-Lieutenant: „Gott segne König Georg!" Kilmarnock nickte

stumm. Balmerino aber antwortete mit lauter Stimme: „Gott segne König Jacob!"

Dann endlich öffneten sich die schweren Thorflügel der Veste und der traurige Zug setzte sich in Bewegung. An seiner Spitze zeigte sich der elegante graciöse Kilmarnock der harrenden Menschenmasse. Er war bleich, doch seine Haltung würdig und zugleich unbeschreiblich ergreifend. Seine Kleidung war tiefschwarz, sein langes Haar ungepudert und in einem Haarbeutel zusammen gefaßt. Einer der Sheriffs und zwei presbyterianische Geistliche begleiteten ihn. Ihm folgte der greise Lord Balmerino. Er trug die Farben seines Regiments, welches er im Feldzuge so oft zur Schlacht geführt hatte, blau mit rothen Verzierungen. Stolz und trotzig sah der tapfere Mann auf die zahllose summende Volksmenge, die alle Fenster, alle Dächer bis zum höchsten Giebel füllte. „Sieh, sieh, sie sind Alle auf einander gethürmt wie faule Orangen!" rief er aus. In militärischer Haltung, mit kräftigem Schritt marschirte er zwischen den Reihen der Soldaten hindurch nach dem Hause, welches am Tower-hill, nahe St. Catharine-Street, gemiethet war, um die Gefangenen bis zur Hinrichtung aufzunehmen. Der Caplan des Towers und ein anderer Geistlicher gingen neben ihm. Im Vorbeigehen hörte er eine Stimme in der Menge fragen: „Welcher ist Lord Balmerino?" „Ich bin es", antwortete er, und wandte sich höflich halb nach dem Frager herum.

Die Särge der beiden Verurtheilten schlossen den Zug. Sie waren mit großen schwarzen Tuchdecken behangen und mit vergoldeten Nägeln beschlagen. Auf dem ersten hatte man eine Platte befestigt mit der Grafenkrone, und darunter die Inschrift: „Gulielmus, Comes de Kilmarnock decollatus 18° Augusti 1746. Aet. suae 42". Auf dem zweiten war unter der Baronskrone zu lesen: „Arthurus Dominus de Balmerino, decollatus 18° Augusti 1746. Aet. suae 58."

Das Haus, worin die beiden Edelleute sich zu ihrem letzten Gange vorbereiten sollten, war inwendig ganz mit schwarzem Tuch behangen. Sie wußten, daß ihnen noch einige Stunden blieben, um sich mit ihrem Gott zu versöhnen, daß aber um 1 Uhr Alles vorbei sein mußte. Jeder zog sich in seine Zelle zurück. Um 11 Uhr ließ Balmerino seinen Leidensgefährten wissen, daß er ihn noch einmal zu sprechen wünsche. Dieser kam sofort in des alten Lords Zimmer. An der Schwelle des Todes befragte Balmerino den Grafen, ob er je etwas von dem Befehle gehört habe, wonach vor der Schlacht von Culloden

die Hochländer instruirt seien, keinen Pardon zu geben. Kilmarnock verneinte in feierlicher Weise. Dann nahmen die Beiden zum letzten Male von einander Abschied.

Der Entschluß, aus dieser Welt zu scheiden, ward Kilmarnock unendlich schwer. Viertelstunde nach Viertelstunde verbrachte er in seiner Zelle, abwechselnd betend, abwechselnd in dem Versuche, sich mit den entsetzlichen Einzelnheiten der Hinrichtung vertraut zu machen. Dann wollte er noch Balmerino den ersten Platz bei dem furchtbaren Act überlassen. Aber man sagte ihm, daß das nach dem Wortlaut des Befehls unmöglich sei. So verflossen anderthalb Stunden. Nun durfte er nicht länger zögern. Er trat hinaus auf die Straße. Das Volk, fast ungeduldig vom Warten, begrüßte ihn mit einem dumpfen Gemurmel. Nur dreißig Schritte trennten ihn von der verhängnißvollen Treppe. Von den zwei Geistlichen unterstützt, gelangte er an die unterste Stufe. Als er dann hinanstieg und die schrecklichen Zurüstungen sah: den Sarg, der in wenigen Minuten seinen Körper aufnehmen sollte, den Henker mit weißer Schürze und blankem Beil, den schwarzen Block, die Decke von Sägespähnen auf der Plattform, bestimmt, sein Blut zu trinken, und ringsum die unzählige Volksmasse, brausend wie ein bewegtes Meer, Aller Augen auf sich gerichtet, — da brach er beinahe zusammen. „Home, das ist zu schrecklich“, sagte er leise zu dem jüngeren seiner beiden Begleiter. Doch er faßte sich rasch wieder. Als er oben ankam, hatte er seine Haltung schon wieder gewonnen. Sein Gesicht war bleich, sein ganzes Aeußere aber zugleich so gottergeben und so unendlich rührend, daß alle Umstehenden in Thränen ausbrachen. Selbst der Henker konnte seine Bewegung nicht bemeistern. Er mußte wiederholt einen Zug aus der Branntweinflasche thun, um sich zu stärken. Unter dem Beistand seiner Begleiter zog Kilmarnock sein Oberkleid ab, streifte den Hemdskragen zurück und verbarg sein langes Haar unter einer Kappe. Dann nahm er von ihnen Abschied. Dem Scharfrichter, der ihn um Vergebung bat für das, was er thun mußte, schenkte er fünf Guineen, damit er seine Sache gut machen sollte. Er verabredete, er wolle durch das Fallenlassen seines Taschentuches das Zeichen zu dem tödtlichen Streiche geben. Darauf kniete er nieder auf ein schwarzes Kissen und legte sein Haupt auf den Block. Aus Versehen hatte er seine Hände mit darauf gelegt. Man bat ihn, sie wegzunehmen, damit sie nicht verstümmelt werden möchten oder die Gewalt des Hiebes brechen. Dann erklärte der Henker, der Kragen

[illegible]

[illegible] die Plattform mit [illegible] der Miene eines [illegible] Generals. Athemlos und [illegible] die zahlreiche Meng[e] [illegible], als er mehrere Male um das Gerüst herum ging und sich [illegible]. Mit aller Gemüthsruhe besah er seinen Sarg. — „[illegible] ist fehlerfrei", sagte er. Ebenso probirte er den Block. „[illegible] ich tausend Leben, gern würde ich sie hier für dieselbe [illegible]", erklärte er, als er sich wieder erhob. Ueber die unw[illegible] [illegible] Behandlung, die ihm von dem Gouverneur des Tower zu The[il] geworden ist, beklagte er sich noch. Dann setzte er eine Brille au[f] [illegible] eine Schrift aus der Tasche. Das, was er las, konnten ni[cht] [illegible] Umstehenden verstehen. Es war sein politisches Glau[bens]bekenntniß, worin er Wilhelm III. für einen scheußlichen unnatür[lichen] [illegible] erklärte. Nachher sprach er sein tiefstes Bedauern aus, [daß] er in seiner Jugend sich habe verleiten lassen, in der Armee der K[önigin] [illegible] zu dienen, und bekannte seine tiefgefühlteste Anhänglichkei[t] [illegible] aller Prinzen, — so liebenswürdig, daß [illegible] ihn mit Gewalt gezwungen hätte, ihm zu [illegible] [illegible] erklärte er nochmals die Beschuldigung in Betreff der S[illegible]

on Culloden für eine infame Verläumdung, vergab seinen Gegnern
d empfahl alle Mitglieder der exilirten Königsfamilie dem Schutze
s Höchsten.

Dem Henker gab er drei Guineen. „Das ist Alles, was ich habe“,
te er. „Ich war niemals reich; doch mögt Ihr noch meinen Rock und
erdem meine Weste behalten“. Diese Kleidungsstücke zog er darauf
, band das Halstuch ab und legte Alles auf seinen Sarg. Seine
are bedeckte er mit einer Tartan-Mütze, „um als Schotte zu sterben“.
n knieete er nieder. Es war verabredet, daß er durch das Aus-
ken der Arme das verhängnißvolle Signal geben wollte. Mit dem
pfe auf dem Block betete er mit lauter Stimme: „Gott beschütze
e Freunde, vergebe meinen Feinden, segne den „„König““ wieder
und sei meiner Seele gnädig!“ Mit einer kräftigen Bewegung
er das Zeichen. Sei es, daß der Henker durch das Plötzliche des-
n überrascht wurde, sei es, daß der Unglückliche durch den Ruck
Lage verändert hatte — genug, der Hieb ging fehl. Der Streich
mit großer Gewalt nur zwischen die Schultern des Lords. Nun
ein schauderhafter Moment. Mit Blut überströmt, in convul-
en Zuckungen suchte der zum Tode Getroffene, sich herumzudrehen.
Unterkiefer flog krampfhaft auf und nieder, als wenn er sprechen
. Ein gellender Schrei des Schreckens und der Wuth erscholl
er Menge. Doch ein zweiter Streich des Beiles traf glücklicher
den Hals so, daß der Körper vom Blocke fiel; aber erst der
vollendete das tödtliche Werk.

Dann legte man Alles in den Sarg. Dieselbe Gruft in St. Peters
im Tower vereinigte die Ueberreste Kilmarnocks, Balmerinos
s Marquis von Tullibardine.

Vier Tage nach dieser Hinrichtung (am 22. August) wurde an
ochländischen Officieren auf dem Richtplatze von Kennington
n dasselbe barbarische Urtheil vollstreckt, welches die Officiere
Manchester-Regiments erlitten hatten. Sie waren gleichfalls in
le in die Hände der Regierungs-Truppen gefallen. Die furcht-
Haltung der tapferen Männer, ihr kriegerisches Aeußere, die
sche Tracht, in der sie zum Tode gingen, erzwangen die Bewun-
g der zuschauenden Volksmenge. Als besondere Vergünstigung hatte
Regierung gestattet, daß die Leichname einigen Minuten am
r hängen bleiben durften, ehe der Henker das letzte blutige Werk
nen verrichtete.

des Unterkleides sei ihm im Wege. Noch einmal mußte sich der Unglückliche erheben und sich bis zu den Schultern entblößen. Darauf knieete er von Neuem nieder. Zwei Minuten vergingen. An dem Zucken der Lippen konnte man schließen, daß er sie in brünstigem Gebet verbrachte. Endlich fiel das weiße Tuch, und ein gewaltiger Streich trennte das Haupt fast ganz vom Rumpfe. Der kleine Hautfetzen, an dem es noch hing, wurde mit einem zweiten leichteren Hiebe durchschnitten. Der unglückliche Graf hatte eine große Besorgniß gehabt, daß sein abgeschlagener Kopf vom Schaffot herunter rollen möchte. Man hatte also besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen. Vier Männer fingen ihn in einem rothen Tuche auf und legten ihn zu dem Körper in den Sarg.

Das Gerüst wurde von dem Blute gereinigt und frische Sägespähne gestreut. Der Scharfrichter band eine reine Schürze vor und nahm eine andere Axt. Dann ging der Unter-Sheriff in Lord Balmerinos Zimmer und meldete ihm, daß nun Alles für ihn bereit sei. Der alte Held nahm einen Schluck Wein und etwas Brod und sagte seinen Freunden ein letztes Lebewohl. Mit Genugthuung hörte er, daß der Henker sein Geschäft gut verrichtet habe, und trat seinen verhängnißvollen Gang an. Unbewegt bestieg er das Schaffot und betrat die Plattform mit dem festen Tritt und der Miene eines siegreichen Generals. Athemlos und bewundernd schaute die zahllose Menge ihn an, als er mehrere Male um das Gerüst herum ging und sich vor ihr verneigte. Mit aller Gemüthsruhe besah er seinen Sarg, — „die Inschrift ist fehlerfrei", sagte er. Ebenso probirte er den Block. „Und hätte ich tausend Leben, gern würde ich sie hier für dieselbe Sache opfern", erklärte er, als er sich wieder erhob. Ueber die unwürdige Behandlung, die ihm von dem Gouverneur des Tower zu Theil geworden sei, beklagte er sich noch. Dann setzte er eine Brille auf und zog eine Schrift aus der Tasche. Das, was er las, konnten nur die nächsten Umstehenden verstehen. Es war sein politisches Glaubensbekenntniß, worin er Wilhelm III. für einen scheußlichen unnatürlichen Usurpator erklärte. Nachher sprach er sein tiefstes Bedauern aus, daß er in seiner Jugend sich habe verleiten lassen, in der Armee der Königin Anna zu dienen, und bekannte seine tiefgefühlteste Anhänglichkeit für den liebenswürdigsten aller Prinzen, — so liebenswürdig, daß sein Fleisch und Blut ihn mit Gewalt gezwungen hätte, ihm zu folgen. Endlich erklärte er nochmals die Beschuldigung in Betreff der Schlacht

von Culloden für eine infame Verläumdung, vergab seinen Gegnern und empfahl alle Mitglieder der exilirten Königsfamilie dem Schutze des Höchsten.

Dem Henker gab er drei Guineen. „Das ist Alles, was ich habe", sagte er. „Ich war niemals reich; doch mögt Ihr noch meinen Rock und außerdem meine Weste behalten". Diese Kleidungsstücke zog er darauf aus, band das Halstuch ab und legte Alles auf seinen Sarg. Seine Haare bedeckte er mit einer Tartan-Mütze, „um als Schotte zu sterben". Dann knieete er nieder. Es war verabredet, daß er durch das Ausstrecken der Arme das verhängnißvolle Signal geben wollte. Mit dem Haupte auf dem Block betete er mit lauter Stimme: „Gott beschütze meine Freunde, vergebe meinen Feinden, setze den „„König"" wieder ein und sei meiner Seele gnädig!" Mit einer kräftigen Bewegung gab er das Zeichen. Sei es, daß der Henker durch das Plötzliche desselben überrascht wurde, sei es, daß der Unglückliche durch den Ruck seine Lage verändert hatte — genug, der Hieb ging fehl. Der Streich traf mit großer Gewalt nur zwischen die Schultern des Lords. Nun kam ein schauderhafter Moment. Mit Blut überströmt, in convulsivischen Zuckungen suchte der zum Tode Getroffene, sich herumzudrehen. Sein Unterkiefer flog krampfhaft auf und nieder, als wenn er sprechen wollte. Ein gellender Schrei des Schreckens und der Wuth erscholl aus der Menge. Doch ein zweiter Streich des Beiles traf glücklicher Weise den Hals so, daß der Körper vom Blocke fiel; aber erst der dritte vollendete das tödtliche Werk.

Dann legte man Alles in den Sarg. Dieselbe Gruft in St. Peters Church im Tower vereinigte die Ueberreste Kilmarnocks, Balmerinos und des Marquis von Tullibardine.

Vier Tage nach dieser Hinrichtung (am 22. August) wurde an drei hochländischen Officieren auf dem Richtplatze von Kennington Common dasselbe barbarische Urtheil vollstreckt, welches die Officiere des Manchester-Regiments erduldet hatten. Sie waren gleichfalls in Carlisle in die Hände der Regierungs-Truppen gefallen. Die furchtlose Haltung der tapferen Männer, ihr kriegerisches Aeußere, die malerische Tracht, in der sie zum Tode gingen, erzwangen die Bewunderung der zuschauenden Volksmasse. Als besondere Vergünstigung hatte die Regierung gestattet, daß die Leichname f u n f z e h n Minuten am Galgen hängen bleiben durften, ehe der Henker das letzte blutige Werk an ihnen verrichtete.

Die Executionen in London waren indessen nur ein schwaches Vorspiel zu den gräßlichen Metzeleien, die in jenem unglücklichen Sommer des Jahres 1746 in den Provinzen stattfanden. In den Gefängnissen von Carlisle schmachteten nicht weniger als 385 Gefangene. Es wäre zeitraubend, wenn nicht unmöglich gewesen, sie alle vor den Assisen abzuurtheilen. Man wählte deshalb Einhundert drei und dreißig durch höheren Rang oder sonst Ausgezeichnete aus, um sie vor die Gerichte zu stellen. Die übrigen waren zum größten Theil tapfere Clansmänner, die gehorsam dem Aufrufe ihres Lehnsherrn gefolgt waren. Diese ließ man loosen. Der zwanzigste erlitt die Todesstrafe; der Rest ward in die Colonien transportirt. Die neuere Geschichte dürfte kaum ein zweites Beispiel ähnlicher Grausamkeit aufzuweisen haben, und der Abscheu vor dieser Schandthat wird um so größer, wenn man bedenkt, daß die Schuld der unglücklichen Männer nicht größer war, wie die eines Hundes, der seinem Herrn auf einem verbotenen Wege folgt.

Die Jury von Carlisle zeigte eine ungewöhnliche Milde. Von den Einhundert drei und dreißig, die vor ihr erschienen, wurden nur acht und vierzig schuldig befunden, und unter diesen empfahl man noch elf der Gnade des Königs. Ueber dreißig der Unglücklichen ward das Todes-Urtheil ausgesprochen, und an zwei und zwanzig wirklich vollstreckt. Von ihnen wurden in Carlisle neun, in Penrith sieben und in Brampton sechs mit all' der barbarischen Grausamkeit hingerichtet, die das alte Gesetz vorschrieb. Alle starben mit derselben Standhaftigkeit und erklärten mit derselben Beharrlichkeit ihre Anhänglichkeit an den, für welchen sie bluteten.

Unter den Opfern in Carlisle befand sich ein junger leichtsinniger Student der Theologie, Namens Thomas Coppock. Von ihm circulirte nachher das absurde Gerücht, daß Carl ihn während seiner kurzen Anwesenheit zum „Bischof" gemacht habe. Ferner erlitt dort jener Donald Macdonald von Kinlochmoidart die Todesstrafe, welcher den Prinzen nach seiner Landung zuerst beherbergt hatte, und endlich John Macnaughton, von dessen Händen der Oberst Gardiner in der Schlacht von Preston-Pans den Todesstreich empfing.

In York verurtheilten die Assisen im Ganzen siebenzig Personen zum Tode, von denen zwei und zwanzig wirklich hingerichtet wurden. Am 15. November starben ferner noch elf Personen in Carlisle am Galgen.

Den Schluß machten fünf Männer von höherem Rang, die man zur Aburtheilung nach London geschafft hatte. Erst am 28. November Morgens 9 Uhr verkündete man ihnen, daß sie in zwei Stunden zu sterben hätten. Es waren: John Hamilton, welcher als Gouverneur die Uebergabe des Platzes unterzeichnet hatte, Alexander Leith, ein alter schwacher Mann, Sir John Wedderburn, der für die Insurgenten Steuern erhoben hatte, Andrew Wood, ein schöner Jüngling, und James Bradshaw. Alle erlitten den Tod mit demselben Muthe, wie ihre Vorgänger.

Am 8. December hatte die Bevölkerung der Hauptstadt sodann abermals das Schauspiel, ein Mitglied der hohen Aristokratie auf Towerhill sterben zu sehen. Es war Charles Radcliffe, Graf von Derventwater, der jüngere Bruder des unglücklichen Mannes, welcher für dieselbe Sache im Jahre 1716 auf dem Schaffot endete. Damals war es ihm gelungen, aus dem Gefängnisse zu Newgate zu entweichen. Dreißig Jahre in der Verbannung hatten aber seine Begeisterung für das vertriebene Königsgeschlecht nicht auslöschen können. Kaum hörte er von den ersten glänzenden Erfolgen des Prinzen, so hielt es ihn nicht mehr. Er schiffte sich auf einem französischen Fahrzeuge ein, das diesem Waffen und Munition zuführen sollte. Es war dem Grafen jedoch nicht beschieden, seinen Fürsten zu erreichen. Auf hoher See ward das Schiff, das ihn trug, von englischen Kreuzern genommen (November 1745). Er war wieder ein Gefangener. Die britische Regierung wollte ihn gern wegen Theilnahme an dem jetzigen Aufstande verurtheilen lassen. Das zeigte sich aber wegen Mangels an Beweisen bald unausführbar. Ein ganzes Jahr lag der Unglückliche im Kerker. Endlich mußte man den alten Verhaftsbefehl von 1716 wieder hervorsuchen. Und da dieser nie wieder aufgehoben war, so gelang es schließlich, von den Peers das Verdict „Schuldig" zu erhalten. Die Hinrichtung geschah mit denselben Förmlichkeiten, wie die der Lords Kilmarnock und Balmerino. Mit dem gleichen Anstand, stolz und unerschrocken, wie seine Vorgänger, betrat er das Blutgerüst. Er war in einen prächtigen Scharlach-Anzug gekleidet. Wie zu einem Hoffeste hatte er sich mit Schnallen-Schuhen und weißen seidenen Strümpfen geschmückt. Auf seinem Hute schwankte eine prächtige weiße Feder. Sein glänzendes Aeußere, seine würdige Gestalt erweckten die lebhafteste Sympathie der Zuschauer. Ohne sichtbare Bewegung legte er sein Haupt auf den verhängnißvollen Block und gab das Zeichen. Drei

Streiche waren nöthig, um es vom Rumpfe zu trennen. Radcliffe war der letzte des Namens der Grafen von Derventwater. Sein Sohn, welcher nach seiner Mutter den Namen eines Earl von Newburgh führte, starb im Jahre 1814, und mit ihm war das Geschlecht der Nachkommen Carls II. von seiner schönen Maitresse, Marie Davis, zu Ende. Charles Radcliffe liegt an der Seite seines Bruders in der Gruft der Kirche St. Giles in the fields begraben. Die prächtigen Besitzungen der beiden Brüder in Northumberland und Cumberland wurden confiscirt und dem Greenwich-Hospital übergeben, welches noch jetzt einen großen Theil seiner reichen Einkünfte daher bezieht.

Dem alten schlauen Lord Lovat gelang es, die Entscheidung seines Processes bis in das folgende Jahr hinüber zu ziehen. Erst am 11. December hatte das Haus der Gemeinen genügendes Beweis-Material gesammelt, um ihn in Anklagestand zu versetzen. Aber nun waren die meisten der Lords auf ihren Landsitzen abwesend. Drei Monate vergingen daher, ehe man ihn vor seine Peers stellen konnte. Endlich am 8. März 1747 begann sein Verhör in Westminster-Hall. Sieben volle Tage dauerten die Verhandlungen. Mit einer seltsamen Mischung von Selbstsucht und Schlauheit vertheidigte der alte Sünder sein Leben. Die Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit, welche er gegen die drohende Todesstrafe zeigte, contrastirte merkwürdig mit der advocatischen Spitzfindigkeit, durch die er ihr zu entgehen suchte. Dazwischen konnte er Possen reißen und poetische Redefloskeln um sich werfen, die mit der ganzen Situation gar nicht harmonirten. Es ist also begreiflich, daß seine Erscheinung vor den Schranken des Gerichts in den Zuhörern nur Widerwillen und Entrüstung erweckte, und daß sein hohes Alter nicht das Mitgefühl in Anspruch nahm, auf das es sonst ein Anrecht hat.

Dem Minister Henry Pelham nickte er von Weitem vertraulich zu und rief: „Ist es wohl der Mühe werth, so viel Rumor zu machen, um einen alten Mann von achtzig Jahren das Leben zu nehmen?“

Als man ihn fragte, ob er Etwas gegen Sir Everard Falkener zu erinnern habe, der eben gegen ihn ausgesagt hatte, erwiederte er: „Nein, ausgenommen, daß ich sein gehorsamer Diener bin und ihm viel Vergnügen mit seiner jungen Frau wünsche!“

Dann wieder flüsterte er dem Lord Ilchester zu, der seinen Sitz nahe an der Schranke hatte: „Je meurs pour ma patrie et je ne m'en soucie guère.“

In Egoismus ist Lord Lovat wohl kaum je übertroffen worden. Er scheute sich nicht, seinen eigenen Sohn zu verleugnen, als man ihn für die Theilnahme der Frazers an dem Aufstande verantwortlich machen wollte. „Bin ich für die Handlungen eines jungen unüberlegten Menschen verantwortlich?“ sagte er. Die Zeugnisse, welche gegen ihn vorgebracht wurden, waren aber dennoch überwältigend. Namentlich, als Murray von Broughton, der frühere Secretär des Prinzen und nun, wie er, ein Gefangener in den Händen der Regierung, sich bewegen ließ, als sogenannter „Königs-Zeuge“ gegen ihn auszusagen, war er verloren. Auch einige seiner eigenen Unterthanen zeugten gegen ihn, weshalb er sie vor Gericht mit einer Fluth von Schimpfworten überschüttete. Eine Menge von Briefen endlich wurden vorgelegt, die unwiderleglich bewiesen, daß er seit Jahren mit dem exilirten Hofe in Verbindung gestanden.

Seine lange Vertheidigungs-Rede war fruchtlos. Man las ihm mit den üblichen Förmlichkeiten das Todes-Urtheil vor. „Leben Sie wohl, meine Lords, an dieser Stelle werden wir uns wohl nie mehr begegnen!“ war das Einzige, was er erwiderte.

Auf dem Rückwege nach dem Tower begleitete ihn eine wüthende schimpfende Volksmenge. Man erzählt, ein altes Weib habe plötzlich ihren Kopf in das Wagenfenster gesteckt mit dem Ausrufe: „Du verdammter alter Schuft, ich beginne zu glauben, daß Du nun doch endlich gehängt wirst!“ Und er habe mit voller Gemüthsruhe geantwortet: „Du verdammtes altes Weibsbild, ich beginne zu glauben, es wird so sein“.

Die letzten Augenblicke des alten Heuchlers waren die ruhmvollsten seines langen Lebens. Er starb mit der Würde und Fassung eines alten Römers. Er prahlte weder mit affectirter Gleichgültigkeit, noch zeigte er gekünstelte Unterwürfigkeit. Ruhig und natürlich, wie wenn nichts Besonderes vorginge, legte er sein Haupt auf den Block. Dem Scharfrichter gab er 10 Guineen. Die schönen Worte des Horaz: „Dulce et decorum est pro patria mori“, waren die letzten, die man von ihm hörte. Ein Streich endete sein Leben im 79. Jahre am 7. April 1747.

Murray von Broughton hatte zwar durch Verrath sein Leben gerettet, aber er war von nun an seinen Landsleuten ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung. Schon vor dem geheimen Rath mußte er erfahren, daß sein alter Bekannter John Douglas ihn ver-

leugnete. „Kennt Ihr diesen Zeugen?“ fragte man diesen. „Nein“, war die Antwort. „Ich kannte zwar einst einen Murray von Broughton, aber der war ein Gentleman, das ist dieser nicht.“

Noch lange Jahre lebte Murray in Schottland wie ein Geächteter. Walter Scott erzählt, seine Mutter habe ihm einst arglos, ohne ihn zu kennen, eine Tasse Thee angeboten, als er ihren Mann, der Rechtsanwalt in Edinburg war, in einer Geschäftssache aufsuchte. Einen Augenblick nachher sei Scott selber ins Zimmer gekommen und habe gesehen, was geschehen sei. Sofort habe er das Fenster geöffnet und die Tasse auf die Straße geworfen; denn Niemand sollte mehr aus dem Gefäß trinken, das die Lippen des Verräthers berührt hatten.

Auch Lord Lovat war noch nicht „der letzte der Märtyrer“, wie er sich selbst nannte. Volle sechs Jahre nachher wagte sich Dr. Archibald Cameron, der Bruder des berühmten Lochiel, wieder zurück nach Schottland, obgleich der Verhaftsbefehl noch über ihm schwebte. Es war das eine Zeit, wo die englische Regierung mit dem König von Preußen wegen Ostfrieslands und anderer Fragen auf gespanntem Fuße stand. Dazu hatte Friedrich den Grafen von Marishall zum Gesandten in Paris ernannt. Man witterte deshalb in Großbritannien allenthalben feindliche preußische Einflüsse. Der unglückliche Cameron insbesondere schien den Ministern ein jacobitischer Emissair Friedrichs zu sein. Man verhaftete ihn daher in des Laird von Glenbuckets Landen und warf ihn in den Tower. Der Beweis für die Richtigkeit der Beschuldigungen gegen ihn ist indessen nie erbracht. Vielmehr ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß er nur die Absicht hatte, gewisse Geldsummen flüssig zu machen, die der Prinz noch von einigen seiner Anhänger zu fordern hatte. Der tapfere, liebenswürdige, hochherzige Mann ward zum Tode verurtheilt. Man gönnte ihm nicht einmal das Vorrecht, auf Towerhill unter der Axt des Scharfrichters zu enden. Auf Tyburn mußte er wie ein gemeiner Verbrecher sterben. Er war der Gatte eines liebenswürdigen Weibes, der Vater von sieben unmündigen Kindern. Die Trennung von seinen Lieben war herzbrechend. Seine Frau, die bis dahin mühsam ihre Fassung bewahrt hatte, brach verzweifelnd zusammen. „Ist es das, was Du mir versprochen hattest?“ sagte er mit sanftem Vorwurf.

Er starb mit der Ruhe und Fassung eines Helden. Nur die Schande des Richtplatzes bekümmerte ihn tief. Wie immer, drängte sich eine unabsehbare Menschenmasse herzu, um die Hinrichtung zu

sehen. So voll war es, daß der Freund, der ihn bis zum Galgen begleitet hatte, nicht fortkommen konnte und gezwungen ein Zeuge der schrecklichen Metzelei sein mußte, die den Schluß des Schauspiels bildete. Der Geistliche dagegen, der ihm den letzten Trost gespendet hatte, schlug im Fortfahren das Verdeck seines Wagens zurück, um ja Nichts von dem gräulichen Anblick zu verlieren. — Dr. Cameron endete am 7. Juni 1753.

Man kann nicht wohl bestreiten, daß eine Auflehnung gegen die bestehende Regierungs-Gewalt, die so lange geplant war, und die das ganze Reich in seinen Grundfesten erschütterte, streng und selbst mit Härte geahndet werden mußte. Aber wohl darf man sich fragen, ob es gerechtfertigt war, die blutigen Bestrafungen in einer Weise auszudehnen, die an die grausamsten Strafgerichte des rohesten Mittelalters erinnert. Daß man die Häupter einer Empörung auf dem Blutgerüste sterben läßt, haben alle Rechtsgelehrten bis in die neueste Zeit für gerechtfertigt gehalten. Stets hat man dieses Mittel für nöthig gehalten, um Andere von der Wiederholung eines solchen Unternehmens abzuschrecken — obgleich, wie die Geschichte zeigt, nicht mit zu viel Erfolg. Auch wußten die Anstifter und Führer der Rebellion sehr genau, was sie im Falle des Mißlingens zu erwarten hatten. Aber dafür, daß man eine solche Menge von untergeordneten Personen, selbst von einfachen Soldaten, zur Schlachtbank lieferte, giebt es keine Rechtfertigung. Und die barbarische Weise, wie man die gräßliche Sentenz an ihnen vollstreckte, die ein veraltetes Gesetz vorschrieb, muß selbst das verhärtetste menschliche Gefühl empören.

Der große Geschichtsschreiber der Whigs hat mit seiner Meisterfeder die grausame Rache beschrieben, welche Jacob II. an den unglücklichen verführten Bauern der westlichen Grafschaften nahm, die sich der Empörung des Herzogs von Monmouth angeschlossen hatten. In jeder Hütte Großbritanniens, von den Orkneys bis zum Cap Landsend, spricht man noch heute mit Entsetzen von dem blutdürstigen Oberrichter Jeffreys, von den „blutigen Assisen" und von dem grausamen Könige, der seinen leiblichen Neffen aufs Schaffot lieferte. Der Tyrann und seine dienstwilligen Helfershelfer haben dadurch, daß sie die Gerichte zu so blutiger Vergeltung zwangen, den Haß und die Verachtung der nachfolgenden Generationen auf sich geladen.

Man kann es nur aufs Tiefste beklagen, daß Macauley nicht gelebt hat, um auch die Gräuel, welche unter der Regierung der Whigs nach dem Aufstande des jungen Prätendenten geschahen, zu erzählen. Ein Vergleich mit jenen früheren Ereignissen möchte zeigen, daß die Opfer, welche zur Sühne für die bedrohte Freiheit Englands hingerichtet wurden, kaum weniger zahlreich sind, wie die, welche einst die beleidigte Herrscherwürde eines Jacob II. auf dem Blutgerüste enden ließ. Und doch waren seitdem achtzig lange Jahre vergangen, eine Periode, von der man glauben sollte, daß ihr Einfluß auf die Milderung der Sitten schon ein sehr merklicher wäre. Die einzige Schmach, von der die Gerichte zur Zeit Georgs II. sich frei hielten, war die, daß sie keine von den vielen Frauen, die ihnen in die Hände fielen, zum Tode verurtheilten. Der Fall von Alice Leslie wiederholte sich nicht. Es gereicht der königlichen Familie zu besonderem Ruhme, daß sich mehrfach mit Bestimmtheit die Verwendung eines ihrer Mitglieder zu Gunsten dieser Unglücklichen nachweisen läßt.

Man hat Georg II. in derselben Weise für die Urtheilssprüche seiner Gerichte verantwortlich machen wollen, wie es Jacob II. war, als er durch den berüchtigten Jeffreys die Assisen des Westens terrorisirte. Aber mit Unrecht. Zwar ist es unmöglich, zu leugnen, daß der Monarch gegen die Empörer und ihre Anführer nicht sehr milde dachte. Auch ist es unzweifelhaft, daß der Herzog von Cumberland, so weit an ihm lag, zu strengen Maßregeln trieb. Indessen der König war unter allen Bewohnern Großbritanniens derjenige, in dem Härte und Strenge, wenn auch vielleicht nicht ganz entschuldbar, doch wenigstens erklärlich sind. Nach den Erbfolge-Gesetzen, die in ganz Europa, namentlich auch in seinem eigenen Stammlande galten, war nicht er, sondern der Prätendent der rechtmäßige Herrscher von England. Mit welch schwärmerischer Anhänglichkeit ein Theil seiner Unterthanen an dem Abkömmling der Stuarts hingen, hatte er soeben erfahren. Wenn er dagegen an die Kälte, ja die Mißachtung zurückdachte, mit der man ihm noch bis vor wenig Jahren in England begegnet war, mußte das nicht in seiner Brust Gefühle des Aergers und der Rachsucht erwecken? —

Zudem war der Prinz Carl durch keine nahen verwandtschaftlichen Bande an ihn gebunden, wie der Herzog von Monmouth an Jacob II. Der Aufstand war zwar gänzlich zu Boden geschlagen, aber erst nach den gewaltigsten Anstrengungen. Er konnte sich unter ähnlichen Ver-

hältnissen wiederholen, und seine eigene Existenz aufs Neue gefährden. Furcht vor Strafen war das Einzigste, was die Jacobiten von Erneuerung des Wagnisses zurückhalten mochte. Es ist also begreiflich, daß der König die zahlreichen Bluturtheile nicht ungern sah. Einen Einfluß auf die Gerichte konnte er aber unmöglich üben. Selbst Macauley, der Georg II. starker tyrannischer und grausamer Gelüste beschuldigt, — obgleich diese Beschuldigung nicht erwiesen, ja nicht einmal wahrscheinlich ist — muß zugeben, daß die Constitution Englands diese Neigungen in den festesten Banden hielt. Dem Könige stand kein Jeffreys zur Verfügung, um die Gerichtshöfe zu harten Maßregeln zu treiben. Aber die Geschworenen in York, die Assisen in Carlisle, die Gerichte der Hauptstadt selbst, alle richteten in derselben Weise. Es mag hier nicht untersucht werden, in wieweit der Haß gegen die, wie man meinte, halbbarbarischen Hochländer auf die Grausamkeit der Urtheile Einfluß gehabt hat. Aber eins ist unzweifelhaft: in der Frage der Bestrafung der Empörer war der König — vielleicht zum ersten Male — eins mit seinem Volke. Das Volk selbst und die allmächtige Partei der Whigs, die es dirigirte, trifft das überwiegende Maß der Verschuldung für das, was geschah. Das Factum ist nicht wegzuleugnen, und es müßte erst noch bewiesen werden, ob der König in seinem Begnadigungsrechte weiter gehen durfte, wie die Gerichte beantragten. Von einer Unzufriedenheit der Bevölkerung mit den zahlreichen Hinrichtungen ist nirgends Etwas zu Tage getreten. Im Gegentheil, das Beifallsgebrüll der Menge begrüßte meistens die Verkündigung der Bluturtheile.

Wenn man alles dieses lies't, so fragt man sich mit Staunen, ob das dieselbe Nation ist, die für jeden Aufstand gegen eine andere Macht einen Ueberfluß von Sympathie hat, die jede Bestrafung eines Empörers bei Andern für einen Act der Tyrannei erklärt, und selbst das Gastrecht verletzte, um an dem Feldherrn eines befreundeten Staates dafür Lynchjustiz zu üben, daß er im Kriege das Kriegs-Gesetz walten ließ.

Eins mag uns jedoch bei dieser Betrachtung trösten. Die Opfer des Aufstandes von 1745 sind die letzten, die in Großbritannien wegen politischer Vergehen auf dem Blutgerüste endigten. Nun begann eine neue Zeit. Auf die allgemeine Begnadigungsacte im Juli 1747, von der nur achtzig Personen ausgenommen waren, folgte der Parlamentsbeschluß, welcher die erbliche Gerichtsbarkeit der hoch-

ländischen Großen aufhob. Die Clane wurden entwaffnet, die Lehnsfolge hörte auf. Man versuchte sogar, die hochländische Tracht zu verbieten, aber mit wenig Erfolg. Jedoch mit der bewaffneten Macht der Häuptlinge war es für immer zu Ende. Eine Wiederholung der Empörung mit ihrer Hilfe war von nun an unmöglich.

Dann kam die Zeit, wo unter dem Ministerium Pitts die englischen Armeen in allen Theilen der Erde sich neuen glänzenden Kriegsruhm erwarben. Der große Staatsmann wagte zuerst, Hochländer an der Seite von Briten kämpfen zu lassen, und die Welt weiß, mit welchem Erfolg. Die letzten Regierungsjahre Georgs II. sind wohl die ruhmvollste Periode der neueren englischen Geschichte. Fast kein Monat verging, ohne daß die Nachricht von einem großen Siege zu Lande oder zu Wasser eintraf. Und als der alte König starb, stand England unter den Nationen Europas geachtet und gefürchtet da, wie nie zuvor.

Dann kam die lange wechselvolle Regierung seines Enkels Georgs III. Er war in England geboren; in seiner Denkungsweise, selbst in seiner äußern Erscheinung war er ganz ein Engländer. Seit den Tagen der Königin Anna erlebte das Reich zum ersten Male die Regierung eines Tory-Ministeriums. Die Mitglieder des alten Adels, die Vertreter des alten befestigten Grundbesitzes zeigten sich wieder am Hofe, dem sie sich seit langen Jahren fern gehalten. Die Jabitenpartei verlor allmälig allen Einfluß und jede Bedeutung. Mag auch bis auf Georg IV. noch mancher Häuptling in den fernen schottischen Hochlanden die Welfen für Usurpatoren gehalten haben; in England waren die Stuarts lange vergessen, ehe ihr letzter Sprosse seine müden Augen schloß.

Elftes Kapitel.

Der Prinz Carl war nach einer glücklichen Fahrt, auf der er unentdeckt mitten durch die ganze englische Flotte segelte, am 29. September 1746 in dem kleinen Hafen Roscoff bei Morlaix (in der Bretagne) gelandet. Die französische Regierung hatte Befehl gegeben,

daß das Schloß St. Antoine bei Paris zu seiner Aufnahme eingerichtet werden sollte.

Dahin machte er sich sofort auf den Weg. Nicht weit von der Hauptstadt kam ihm eine Schaar reichgekleideter französischer Edelleute entgegen, um ihn zu begrüßen. Und wer malt seine Freude, als er unter diesen seinen jüngeren Bruder Heinrich erkannte, der ihm, jubelnd und weinend vor Entzücken, um den Hals fiel.

Es war die letzte Freude, die er erlebte. Von nun an folgte eine Enttäuschung auf die andere. Er hatte sich gedacht, man würde ihm, dem Besieger des Erbfeindes, in Frankreich officiell einen glänzenden Empfang bereiten. Statt dessen ließ man ihn wissen, der König Ludwig XV. wolle ihn nur ganz privatim sehen. Die französische Regierung neigte jetzt zum Frieden. Erkannte sie Carl öffentlich als Prinzen von Wales an, so mußte der Bruch mit England unheilbar werden.

Doch suchte dieser, als er einige Tage nachher nach Fontainebleau fuhr, seiner Erscheinung möglichst viel Glanz zu geben. In prächtigem Anzuge, in reich decorirter Equipage eröffnete er selbst den Zug. Der ältere Lochiel als Stallmeister war neben ihm. Lord Elcho, Lord Olgivie, der Secretair Kelly und drei andere Kammerherren folgten in mehreren glänzenden Karossen. Der jüngere Lochiel mit einem Trupp reich gekleideter Edelleute zu Pferde schloß den Zug. Ludwig empfing den unglücklichen Prinzen mit warmer Sympathie und mit den Ausdrücken der aufrichtigsten Freundschaft. Auch die Königin lauschte mit dem größten Interesse den Erzählungen seines abenteuerlichen Feldzuges und seiner romantischen Flucht. „Ich hoffe, daß Sie eines Tages die Belohnung für Ihre so außerordentlichen Verdienste erhalten werden," sagte der Monarch, und meinte es damit vielleicht ernst.

Aber seine Minister dachten anders. Vergebens bestürmte Carl sie mit Bitten, mit dringenden Vorstellungen. Er reichte Denkschriften ein, in denen er bat, man möge ihm nur eine kleine regulaire Streitmacht überlassen. Damit vermaß er sich, den Thron der hannoverschen Dynastie umzustoßen. Man wollte von nichts hören. Und auch, wenn die französischen Staatsmänner zu seinen Feldherrntalenten ein größeres Vertrauen gehabt hätten, wie sie vielleicht besaßen; so muß man doch zugeben, daß sie Recht hatten. Des Prinzen Unternehmung hatte zwar der Sache der Stuarts keinen Vortheil gebracht; der französischen Regierung war sie aber trotzdem von großem Nutzen

gewesen. Die Engländer mußten ihre Streitkräfte zur Bekämpfung des Aufstandes vom Festlande zurückrufen, und die französischen Heere konnten deshalb ohne viele Schwierigkeiten sich in Flandern ausbreiten. Diese Erfolge wollte der Cardinal Tencin ausnutzen, um unter günstigen Bedingungen den Krieg, der schon zu lange dauerte, zu beenden. Was konnte Frankreich für ein Interesse daran haben, den Kampf mit England durch ein Hineinflechten der Dynastiefrage von Neuem zu verbittern? — Gelang die Restauration der Stuarts wirklich, was nicht einmal entfernt wahrscheinlich war; so war Großbritannien unter der zurückgeführten Dynastie ein eben so mächtiger Nebenbuhler, wie es unter der hannoverschen gewesen war. Auf eine solche Politik hätte sich Frankreich nur einlassen können, wenn ganz besondere Vortheile zu erlangen waren. Einmal in der That, in einer Sitzung des Staatsraths, der der Prinz beiwohnte, ließ der Cardinal Tencin den Wunsch durchblicken, Irland für Frankreich als Preis der bewaffneten Hilfe zu erwerben. Da brauste der Ungestüm Carls mächtig auf. Er erhob sich von seinem Sitz. Mit allen Zeichen des Zorns lief er im Zimmer auf und ab. „Nein, Herr Cardinal, Alles oder Nichts! Keine Theilung!" rief er heftig. Mit Mühe gelang es dem Minister, ihn mit der Versicherung zu beruhigen, daß es nur eine flüchtige Idee von ihm allein gewesen sei, an der der König keinen Antheil habe. Aber es blieb bei dem „Nichts".

Nur hinsichtlich der Unterstützung seiner unglücklichen Anhänger begegnete der Prinz der wahrhaft großmüthigen Hilfe Frankreichs. Lochiel von Cameron und Lord Olgivie erhielten einen festen Rang in der französischen Armee. Unter den andern Officieren, die mit ihm gelandet waren, wurden sofort 34,000 Livres vertheilt. Und als diese Summe sich unzureichend erwies, bewilligte man jährlich fernere 29,000 Livres. Carl selbst gab, was er konnte, um dem Elend derer, die seinem Rufe gefolgt waren, abzuhelfen. Er verpfändete selbst einen bedeutenden Theil seiner Kostbarkeiten zu diesem Zweck.

Nie verlor er jedoch seinen Hauptzweck aus den Augen. Im Januar 1747 unternahm er sogar im Geheimen eine Reise, um den spanischen Hof zu activer Hilfe zu bewegen. Aber er fand dort noch taubere Ohren, wie in Frankreich. Die Minister waren in furchtbarster Angst vor der Rache Englands. Sie wollten ihn erst gar nicht sehen. Mit der größten Mühe erreichte er es schließlich, daß

man ihn eines Abends in der Dunkelheit zum Könige führte. Ferdinand VI. hatte für ihn aber Nichts, wie nichtssagende Versprechungen und allgemeine Aeußerungen der Sympathie. Entrüstet reis'te Carl ab, und im März war er schon wieder in Paris.

Wenige Monate nachher traf ihn ein noch härterer Schlag. Sein Bruder Heinrich kehrte, ohne von ihm Abschied zu nehmen, nach Italien zurück. Ein Brief seines Vaters gab ihm unerwartet die unerwünschte Aufklärung dieses Schrittes. Der junge Prinz, sei es, weil er an dem Erfolg seiner Sache verzweifelte, sei es, daß sein mildes Temperament ihn schon früh trieb, vor den Stürmen der Welt Ruhe zu suchen, hatte beschlossen, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Am 3. Juli 1747 gab der Pabst Benedict XIV. ihm, dem Dreiundzwanzigjährigen, den Cardinalshut und ernannte ihn zum Bischof von Frescati und Kanzler der Kirche von St. Peter. Allgemein hieß er jedoch von nun an, der „Cardinal von York“. Dieser Schritt reizte das heftige Temperament Carl Eduards auf das Furchtbarste. Er brach nun jeden Briefwechsel mit seinem Bruder ab. Seinem Vater, an dem er bis jetzt mit der innigsten Verehrung gehangen hatte, schrieb er von nun an nur selten und stets kurz. Auch hat er ihn nie wiedergesehen. Seine Anhänger waren von dem Ereigniß gleichfalls aufs Aeußerste bestürzt. Sie meinten mit Recht, es schlüge ihre Hoffnungen noch mehr nieder, wie die Niederlage von Culloden.

So verging das Jahr 1747 in den bittersten Enttäuschungen für Carl. Dennoch fuhr er fort, unablässig für die Erneuerung seiner Unternehmung zu petitioniren. Seine Bemühungen beschränkten sich nicht allein auf den französischen Hof. Auch den König Friedrich II. von Preußen suchte er für seine Angelegenheiten zu interessiren. Im Frühjahr 1748 sandte er den Sir James Graham nach Berlin. Er sollte suchen, ein Heirathsbündniß mit einer preußischen Prinzessin einzuleiten. Und wenn dies nicht gelänge, so sollte er wenigstens den Rath dessen erbitten, „den er für den weisesten Fürsten Europas“ hielte. Auch diese Botschaft hatte keinen Erfolg und konnte keinen haben. Denn nun war es klar, daß der Krieg sich seinem Ende näherte. Am 11. März schon kamen die Abgesandten der streitenden Mächte in Aachen zusammen. Die Verhandlungen des Congresses zogen sich indessen ungebührlich in die Länge. Es dauerte bis zum October 1748, ehe der definitive Friedensvertrag unterzeichnet wurde.

Seine Bestimmungen haben für uns kein besonderes Interesse. Im Wesentlichen wurde Alles wieder hergestellt, wie es vor dem Kriege gewesen war. Aber Frankreich mußte sich vor Allem von Neuem verpflichten, den Prätendenten auszuweisen.

Dieser Schlag traf den Prinzen am härtesten. Friede war für ihn gleichbedeutend mit dem Ende aller Hoffnungen. In ohnmächtigem Trotz beschloß er, in Paris zu bleiben. Er miethete sogar ein neues Quartier am Quai Théatin. Vergeblich sandte Ludwig den Cardinal Tencin zu ihm, um ihn zur Abreise zu bewegen. Vergebens legte ihm der Herzog von Gesors, Gouverneur von Paris, im Auftrage des Königs ein Blanket vor, welches er mit jeder beliebigen Pensionsforderung ausfüllen durfte, wenn er nur die Stadt verlassen wollte. Auch der Nuntius des Pabstes bat umsonst. Endlich schrieb sein Vater auf Veranlassung des französischen Monarchen ihm noch einen flehenden Brief. Nichts half. Er gefiel sich förmlich in der Mißachtung aller dieser Wünsche.

Die Bevölkerung von Paris bewunderte die Kühnheit, mit der der Prinz den Befehlen des unbeschränktesten Monarchen der Christenheit trotzte. Durch den Ruhm seiner Thaten und seine romantischen Abenteuer war er schon vorher der gefeierte Held der leicht entzündlichen Pariser geworden. Wo er sich auf der Straße zeigte, begrüßte man ihn mit Jubel und Beifallsgeschrei. Carl selbst gewährte die Popularität, deren er unter dem Volke genoß, eine wilde Befriedigung und einigen Ersatz für die Kälte, der er in hochgestellten Kreisen begegnete.

Als es nun in der Hauptstadt bekannt wurde, daß der englische Gesandte immer dringender seine Ausweisung verlangte, daß endlich in einem Staatsrathe beschlossen war, ihn mit Gewalt über die Grenzen des Reichs zu bringen, da wuchs die Aufregung der Bevölkerung in gewaltigem Maße. Um drei Uhr Nachmittags am 11. December unterzeichnete Ludwig mit schwerem Herzen den Verhaftsbefehl. „Ach wie schwer ist es für einen König, ein wahrer Freund zu sein!" sagte er.

Denselben Abend noch sollte es geschehen. Die Kunde davon verbreitete sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Auf allen Straßen, auf den freien Plätzen sammelten sich erregte Volksmassen, gesticulirend und discutirend. Die Regierung konnte und wollte indeß ihre überlegene Macht zeigen. Sie beschloß, die Gefangennahme möglichst öffentlich auszuführen. 1200 Mann der königlichen Garde besetzten

den inneren Hof des Palais Royal. In der Passage des Opernhauses vertheilte man Polizisten und Soldaten. Die Bürgergarde besetzte die benachbarten Straßen, Truppenabtheilungen patrouillirten auf dem Wege nach Vincennes. Carl allein schien während dieser gewaltigen Vorbereitungen und innerhalb der brausenden Volksmenge unbewegt, fast apathisch. Wie gewöhnlich fuhr er, von drei Herren seines kleinen Hofstaats begleitet, zur Oper. Als er aus dem Wagen stieg, umringten ihn plötzlich acht Polizeisoldaten und brachten ihn in das Palais Royal. Dort nahmen ihm die Soldaten die Waffen, die er stets bei sich zu tragen pflegte. Dann band man ihm Hände und Füße mit einer seidenen Schnur, warf ihn in eine sechsspännige Kutsche und brachte ihn nach Vincennes.

Da endlich, als die finstern Thore der alten Veste sich hinter ihm schlossen, als die fremden Officiere ihn verlassen hatten, und er mit seinem alten Leidensgefährten Niels Mackechan in enger kahler Zelle allein war — da brach seine bis dahin bewahrte Fassung zusammen. Grimmige Verzweiflung übermannte ihn, mit dem störrischen Trotz war es zu Ende. Thränen entstürzten seinen Augen. „Ach, meine treuen Hochländer, so würdet Ihr mich nicht behandelt haben! Wäre ich doch noch unter Euch!" rief er aus.

Nicht lange blieb Carl in Gefangenschaft. Am 15. December schon verließ er unter starker Bedeckung Vincennes. Man brachte ihn über die französischen Grenzen. Dann ließ man ihn frei.

Am 2. Januar 1749 hielt er seinen feierlichen Einzug in die damals päbstliche Stadt Avignon. Er saß in einer stattlichen sechsspännigen Kutsche. Eine Truppe der päbstlichen Garde zu Pferde in prächtiger Uniform ritt vor ihm her. Die Equipagen des ganzen Adels folgten. Abends war großer Ball und ein lucullisches Souper im erzbischöflichen Palast ihm zu Ehren.

Lange hielt es Carl jedoch nicht in Avignon. Die Aufmerksamkeit, die er erregte, berührte ihn nach seinen traurigen Erlebnissen doppelt schmerzlich. Die Ehrenbezeugungen, die man ihm erwies, erinnerten ihn zu sehr daran, was er nach seiner Geburt hätte sein müssen, und was er durch sich selbst beinahe erreicht hätte. Die grausamen Enttäuschungen, die er erfahren hatte, machten ihn hart und launig, selbst gegen die, die ihm wohl wollten. Das Treiben der vornehmen Welt war ihm zuwider. Das ganze Leben war ihm vergällt. Nicht einmal die schönen Frauen des südlichen Frankreichs reizten

ihn. Nach wenigen Monaten verließ er den üppigen Sitz der Päbste wieder, fast ganz allein. Nur der Oberst Goring begleitete ihn.

Lange hat man nicht gewußt, wo er sich in den nächsten Jahren aufhielt. Jetzt weiß man, daß er meistens in Lüttich unter dem Namen eines Barons von Montgommerie gelebt hat. In der Einsamkeit hing er mehr wie je seinen trüben Gedanken nach. Er fühlte die Sucht, sich zu betäuben. Wer kann sich wundern, daß die unglückliche Leidenschaft des Trunks, zu der er in seinen Wanderungen den Grund gelegt hatte, immer mehr Herrschaft über ihn gewann!

In selbstquälerischer Neugier besuchte er in den nächsten Jahren einige Male England im Geheimen. Mit welchen Gefühlen mag er das friedliche emsige Treiben des Volkes angesehen haben, das er zu beherrschen sich berufen wähnte, und wo fast Niemand ihn beachtete.

Der erste Besuch in London fand im September des Jahres 1750 statt. Carl wohnte bei derselben Lady Primrose in Essex Street am Strand, die einst Flora Macdonald beherbergt hatte. Dr. King sah ihn hier und bemerkte schon jetzt eine traurige Veränderung in dem früher so eleganten Aeußern. Er schreibt aber die gekrümmte Haltung des Prinzen den Anstrengungen seiner schottischen Campagne zu. Nur fünf Tage hielt sich Carl in der englischen Hauptstadt auf. Daß er wegen eines phantastischen Complotts seiner Anhänger, das sich nachträglich als unausführbar erwies, gekommen und wegen des Mißlingens so rasch wieder nach Lüttich zurückgekehrt sei, wird von einigen Seiten behauptet, ist aber unwahrscheinlich.

Ueber den zweiten Ausflug Carls nach England herrscht noch mehr Ungewißheit. Doch läßt sich nicht wohl bezweifeln, daß er in den Jahren 1753 oder 1754 stattgefunden hat. Ein Augenzeuge, der damals mit ihm dinirte, bezeichnet die Verheerungen, welche die unglückselige Leidenschaft des Trunks nunmehr in seiner einst glänzenden Persönlichkeit angerichtet hatte, schon als sehr bedeutend. Er erschien ihm als ein schwacher Mann und sehr bigott. Von der Flasche konnte er sich nicht mehr trennen. Das sei die einzige Wohlthat, die er von seiner Expedition nach Schottland habe, sagte er.

Der König Georg II. war von der Anwesenheit des Prinzen in London durch seine Agenten frühzeitig unterrichtet. Er war selbst der erste, der dem Staats-Secretair Lord Holdernesse davon Kenntniß gab. Es gereicht dem Monarchen zu großer Ehre und beweist seinen gesunden Sinn und seine Gutmüthigkeit, daß er Nichts that, um den Unglück-

lichen wieder fort zu treiben oder zu verhaften. Er meinte: „Wenn er England satt hat, wird er schon wieder fortgehen" — und hatte Recht. Diese Handlungsweise mag die Beschuldigung der Grausamkeit und des Blutdurstes um so mehr widerlegen, da genau zu derselben Zeit die englischen **Gerichte** den Dr. Cameron aufs Schaffot lieferten.

Ein unbestimmtes Gerücht will wissen, daß Carl noch ein drittes Mal in London war und zwar als Zeuge der Krönung Georgs III. Noch zweifelhafter ist sein Uebertritt zur protestantischen Kirche, der von einigen Seiten behauptet wird. Gewiß ist aber, daß er im Jahre 1757 von Lüttich nach Bouillon zu seinem Freunde, dem Herzog übersiedelte. Die Jagd auf Bären und Wölfe in den wilden Thälern der Ardennen füllten den größten Theil seiner Zeit aus*).

Auch lebte er damals schon in Gemeinschaft mit seiner Maitresse, einer Miß Walkenshaw, welche er in Schottland kennen gelernt hatte. Kurz nach seiner Befreiung aus der französischen Gefangenschaft ließ er sie kommen. Sie war zwar von guter Familie, doch von wenig feinen Sitten und hatte auf ihn einen sehr ungünstigen Einfluß.

Zwanzig Jahre waren seit der Unternehmung nach Schottland schon verflossen, da starb der alte Prätendent am 12. Januar 1766. Sofort eilte Carl nach Rom unter demselben Namen eines Chevalier Douglas, unter dem er einst von dort abgereist war. Dann nahm er unter dem Namen Carl III. den Titel eines Königs von England an. Zu seiner großen Enttäuschung wollten ihn weder Frankreich noch Spanien anerkennen. Daß aber auch der Pabst sich dessen weigerte, reizte ihn zu furchtbarster Wuth, hatte doch seines Vaters Anhänglichkeit an den römischen Stuhl ihm drei Kronen gekostet.

Zuerst lebte Carl nach seiner Rückkehr nach Italien auf der Besitzung, die sein Vater in Albano erworben hatte. Bald jedoch siedelte er nach Florenz über. Mit seinem Bruder hatte er sich wieder versöhnt; die reichen Pfründen, welche dieser aus seinen Bisthümern bezog, dienten mit zur Bestreitung der Kosten seiner Hofhaltung.

Sonst ging es mit ihm stetig bergab. Er verfiel immer mehr dem Laster des Trunks. Auch seine Gefährtin Miß Walkenshaw fröhnte derselben Neigung. Nicht allein ihrer eigenen Familie, sondern auch

*) Aus dieser Zeit stammt das Portrait, dessen Copie diesem Werke vorgesetzt ist. Es ist wahrscheinlich das Einzige, welches Carl je hat von sich anfertigen lassen.

der Dienerschaft und selbst den Nachbarn gaben die Beiden mehrmals das entwürdigende Schauspiel gänzlicher Trunkenheit. Schreckliche Scenen von Streit und selbst Schlägereien kamen vor. In einem solchen Anfall von Raserei jagte der Unglückliche einmal alle Schotten in seiner Umgebung fort und nahm statt ihrer nur Italiäner (1769).

Nachher kommt eine kurze Zeit, wo Carl versucht zu haben scheint, seiner unseligen Leidenschaft Herr zu werden. Einer seiner Anhänger fand ihn damals ruhiger und regelmäßiger lebend, als zuvor. Seine Gesichtsfarbe zeigte keine verdächtige Röthe mehr; er sah wohler und kräftiger aus, wie seit Jahren. Auch in seinem Budget war er ordentlich und sparsam. Lange hielt diese Besserung aber nicht an.

Im Jahre 1770 kam wieder eine Zeit, wo in England der König Georg III. äußerst unbeliebt war. Das Land litt unter großen Handels-Calamitäten, für die man die Regierung verantwortlich machte. Der berüchtigte Wilkes erregte in der Hauptstadt selbst Tumulte.

Der unternehmende französische Minister Choiseul dachte daher den Streit zwischen der englischen und spanischen Krone um den Besitz der Falklands-Inseln zu einer Restauration der Stuarts zu benutzen. Er ließ den Prätendenten ganz im Geheimen nach Paris kommen. Noch in derselben Nacht, wo dieser eintraf, lud er ihn sodann auf 12 Uhr zu einer geheimen Conferenz mit sich und dem Marschall Broglio ein. Man hatte verabredet, daß Carl ganz allein und verkleidet in einer Droschke kommen sollte, da die größte Vorsicht nöthig war. Die beiden Franzosen saßen ungeduldig mit ihren Karten und dem Plan der Invasion Englands vor sich und warteten eine Stunde nach der andern vergeblich. Endlich gegen zwei Uhr Morgens hörten sie einen Wagen heranrasseln, und wenige Augenblicke nachher trat der Erwartete ins Zimmer — aber so total betrunken, daß an eine Berathung mit ihm nicht zu denken war. Unverzüglich gab Choiseul den gemessensten Befehl, daß er sofort Frankreich wieder verlassen solle.

Mit seinen Anhängern und Freunden in England und Schottland stand Carl fortwährend in schriftlichem Verkehr. Mit der größten Betrübniß sahen diese ihn immer mehr in seiner unglücklichen Leidenschaft verkommen. Sie konnten sich darüber nicht täuschen, daß er ein vollkommener Trunkenbold geworden war. Dazu hatten sie die ernstlichsten Besorgnisse, daß ihre Beziehungen zu ihm durch seine Maitresse dem englischen Hofe verrathen werden möchten; denn deren Schwester war Haushälterin am Hofe der verwittweten Prinzessin von Wales. Sie

sandten deshalb den Dr. M'Namara als ihren Agenten nach Italien, um ihm Vorstellungen zu machen. Dieser Schritt brachte Carl aufs Aeußerste auf. Seine Begriffe von der göttlichen Macht der Fürsten waren immer mehr gewachsen, je weiter er davon entfernt war, sie ausüben zu können. Und nun wagten gar die Einzigen, die ihn als ihren „König“ ansahen, ihm Vorschriften über sein Benehmen zu machen. Er antwortete, er sei nicht geneigt, auf Drohungen oder Versprechungen von ihrer Seite Rücksicht zu nehmen. Was Miß Walkenshaw anbeträfe, so sei seine Neigung für sie nicht so stark, als daß er sich nicht von ihr trennen könne. Aber über das, was er zu thun und zu lassen hätte, ließe er sich von seinen „Unterthanen“ Nichts vorschreiben. „Ich will in Ruhe die Ereignisse abwarten, ihren Rath verachte ich. Ich halte es unter meiner Würde, sie zu behandeln, wie sie es verdienen,“ so schloß er.

Begreiflicherweise zogen sich nun die meisten seiner Anhänger von ihm zurück. Einsam und fast von Allen verlassen, ging er dem Greisenalter entgegen. Da entschloß er sich auf den Wunsch seiner alten Alliirten, Frankreich und Spanien, noch in seinem 52. Lebensjahre zu heirathen. Seine Wahl fiel auf die zwanzigjährige Louisa Maximiliana Carolina, Prinzessin von Stolberg-Gaedern*). Sie war ein schönes liebenswürdiges Mädchen und besaß alle Eigenschaften, um einen Mann glücklich zu machen. Eine romantische Verehrung für den Helden der Ereignisse von 1745 bestimmten sie, den Bewerbungen des viel älteren Mannes Gehör zu schenken. Im April 1772 fand die Vereinigung des ungleichen Paares statt. Zu ihrem Schrecken erkannte die unglückliche Louisa bald, daß der Carl von 1772 unendlich verschieden von dem jungen Abenteurer von 1745 war. Sein Aeußeres verrieth nur zu sehr das Laster, dem er fröhnte. Seine Gesichtszüge waren roth und gedunsen. Auf seiner Nase zeigten sich verdächtige Blüthen und Pusteln. Seine einst schlanke Gestalt war gebückt. Wer kann sich wundern, daß das junge feurige Geschöpf sich nach kurzer Zeit von dem brutalen Gemahl abgestoßen fühlte, an den sie gefesselt war. Er war eine Ruine eben so sehr an Körper wie an Geist. Auf Kinder,

*) Sie war in Mons im Jahre 1750 geboren. Ihr Vater war der Graf von Horn. Mütterlicherseits war sie die Großtochter von Thomas Bruce, zweiten Grafen von Ailesbury. Dadurch war sie eine Blutsverwandte des Herzogs von Chandos, der Herzogin von Richmond und einiger anderer der vornehmsten Familien Englands.

[illegible] durfte
[illegible] Treue.
[illegible] dem Namen
[illegible] zusammen
[illegible] Bewunderer
[illegible] sie und bewachte
[illegible]

als ein großes kräftiges Frauenzimmer geschildert, von dunkler Haut-
farbe, mit fast männlich rauher Sprache und plumpen Manieren.
Aber für ihren Vater sorgte sie mit treuer Liebe.

Sie konnte sich nicht darüber täuschen, daß es mit ihm langsam
ging. Es war ein wahrer Jammer, jetzt den einst so glän-
zu sehen. Zwei Diener mußten ihn unterstützen, wenn er
Theaters, das er regelmäßig besuchte, herauf- oder
r Loge lag er ausgestreckt auf einem Canapee.
e in der Zeit nach Florenz kamen, und ihn aus
en nicht aufsuchen mochten, gelang es fast nie,
mmen. Denn er pflegte sich ganz im Hinter-

e in seinen verglasten Augen das alte
viel davon berichtet ein Mr. Greathead,
führt wurde. Dieser brachte allmählig
en Feldzug. Es schien förmlich, als
Last abschüttelte, die ihn erdrückte.
Sein Blick leuchtete, er erzählte
Siege, seine romantische Flucht.
Aufschrei zusammen und fiel
ine Tochter dazu und sagte:
Niemand wagt, in meines
n.“

des unglücklichen Mannes
Auch pflegte er selbst
alten schottischen Quer-
entlocken, unter denen
Falkirk in den Kampf
e die Wände seines
an die längst ver-

Via Bastiano.
in wiederholter
st ganz. Am
dem einst

*) Di … 789 in
Bologna an ei …

die ihr für die verlorene Gattenliebe hätten Ersatz geben können, durfte sie nicht rechnen. Dazu bewahrte er ihr nicht einmal die eheliche Treue.

Es war ein elendes Leben, das die Beiden unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Albano in Florenz zusammen führten. Der Prinz war ein glühender aber ohnmächtiger Bewunderer der Schönheit seines jungen Weibes. Er verfolgte sie und bewachte sie mit der fürchterlichsten Eifersucht. Und als er zu bemerken glaubte, daß die Aufmerksamkeiten, welche Graf Alfieri, der nachher berühmt gewordene Dichter, und eine sonderbar excentrische Persönlichkeit, ihr erwies, über die Pflichten des „Cavaliere servente" hinausgingen; da kannte seine Wuth keine Grenzen mehr. In solchen Anfällen soll er die Unglückliche so gemißhandelt haben, daß die Nachbarschaft ihr Wehgeschrei hörte. Die Flasche war seine einzige Trösterin. Er war jetzt fast immer betrunken.

Endlich gegen Ende des Jahres 1780 konnte Louisa diesen Zustand nicht länger ertragen. Ihr Liebhaber Alfieri, ein gewisser Signor Orlandini und dessen Frau, welche das Verhältniß begünstigt hatten, verabredeten deshalb einen Plan zur Flucht. Am 9. December verließ sie ihren Gatten, und suchte, wie vor Jahren die unglückliche Clementina, zunächst Zuflucht in einem Kloster. Von da begab sie sich unter den Schutz ihres Schwagers, des Cardinals Heinrich. Später ging sie nach Paris, wo sie sich nach dem Tode ihres Gemahls heimlich mit Alfieri verheirathete. Während der französischen Revolutionszeit lebte sie in England. Von da kehrte sie nochmals nach Florenz zurück und starb daselbst 1824 am 29. Januar im Alter von 74 Jahren.

Nach der Flucht seiner treulosen Gemahlin fühlte sich Carl doppelt allein. Aus jener Zeit stammt vielleicht die melancholische Sentenz, die man unter seinen nachgelassenen Papieren fand: „Was die Männer betrifft, so habe ich sie genau studirt; und lebte ich achtzig Jahre, so würde ich sie kaum besser kennen, als jetzt. Was die Frauen anbelangt, so habe ich es für nutzlos gehalten, da sie so viel schlechter und schwerer zu durchschauen sind." Sein trauriger gebrochener Körper bedurfte trotzdem Nichts mehr, wie die liebende Pflege einer Frauenhand. Er ließ deshalb seine Tochter, die ihm seine Maitresse Miß Walkenshaw geboren hatte, und welche in einem Kloster bei Paris erzogen wurde, zu sich kommen. Mit Bewilligung des französischen Hofes ernannte er sie zur „Herzogin von Albano". Diese junge Dame führte während der letzten Jahre des Prinzen seinen Haushalt. Sie wird

als ein großes kräftiges Frauenzimmer geschildert, von dunkler Hautfarbe, mit fast männlich rauher Sprache und plumpen Manieren. Aber für ihren Vater sorgte sie mit treuer Liebe.

Sie konnte sich nicht darüber täuschen, daß es mit ihm langsam zu Ende ging. Es war ein wahrer Jammer, jetzt den einst so glänzenden Carl zu sehen. Zwei Diener mußten ihn unterstützen, wenn er die Treppen des Theaters, das er regelmäßig besuchte, herauf- oder herabstieg. In seiner Loge lag er ausgestreckt auf einem Canapee. Den Engländern, welche in der Zeit nach Florenz kamen, und ihn aus leicht begreiflichen Gründen nicht aufsuchen mochten, gelang es fast nie, ihn da zu Gesicht zu bekommen. Denn er pflegte sich ganz im Hintergrunde zu verbergen.

Nur selten noch erwachte in seinen verglasten Augen das alte Feuer. Ein merkwürdiges Beispiel davon berichtet ein Mr. Greathead, der im Jahre 1783 bei ihm eingeführt wurde. Dieser brachte allmählig die Unterhaltung auf den schottischen Feldzug. Es schien förmlich, als wenn der Prinz nach und nach eine Last abschüttelte, die ihn erdrückte. Er wurde lebhafter und lebhafter. Sein Blick leuchtete, er erzählte seine Schlachten, seine Märsche, seine Siege, seine romantische Flucht. Dann aber brach er plötzlich mit einem Aufschrei zusammen und fiel ohnmächtig zu Boden. Entsetzt kam seine Tochter dazu und sagte: „Mein Herr, was haben Sie gethan? Niemand wagt, in meines Vaters Gegenwart diese Dinge zu erwähnen."

Musik scheint die einzige Unterhaltung des unglücklichen Mannes in seinen letzten Lebensjahren gewesen zu sein. Auch pflegte er selbst zuweilen in seiner traurigen Einsamkeit einer alten schottischen Querpfeife jene schrillen und begeisternden Töne zu entlocken, unter denen einst seine tapfern Hochländer bei Preston und Falkirk in den Kampf stürzten. Eine Sammlung dieser Flöten schmückte die Wände seines Zimmers, und weckten eine wehmüthige Erinnerung an die längst vergangene glänzende Zeit.

Carls Residenz in Florenz war ein Palast an der Via Bastiano. Kurz vor seinem Tode kehrte er nach Rom zurück. Ein wiederholter Schlaganfall lähmte ihn hier im Anfang Januar 1788 fast ganz. Am 30. Januar starb er im 68. Jahre*), an demselben Tage, an dem einst

*) Die Tochter Carls überlebte ihn nur ein Jahr. Sie starb schon 1789 in Bologna an einem Absceß in der Seite.

sein Urgroßvater Carl I. hingerichtet wurde. Seine Anhänger haben diesen Umstand lange verheimlicht, indem sie öffentlich bekannt machten, er sei erst um 9 Uhr Morgens des folgenden Tages verschieden.

Die Begräbnißfeierlichkeiten wurden durch seinen Bruder, den Cardinal, in Frescati vollzogen, welcher nunmehr unter dem Namen Heinrich IX. den Titel eines Königs von England annahm.

Dieser liebenswürdige und sanftmüthige Prinz dachte jedoch nie daran, seine Erbrechte geltend zu machen. In stiller Beschaulichkeit erfüllte er die Pflichten seines Standes. Die Pfründen der ihm verliehenen Bisthümer sicherten ihm ein reichliches Auskommen. Man zeigt noch in Münzsammlungen eine Medaille, welche auf der einen Seite die Inschrift: Henricus Nonus Angliae rex und auf der andern: Dei gratiae sed non voluntate hominum trägt. Ihre Prägung ist die einzige Handlung, welche beweist, daß er die Ansprüche, die die Geburt ihm gab, nicht ganz vergessen hatte.

Doch auch diesem letzten einer langen Reihe von Königen sollten schwere Schicksalsschläge nicht erspart bleiben. Im Jahre 1796 finden wir ihn freiwillig eine große Summe Geldes und seine Familienjuwelen opfern, um dem Pabst Pius VI. in seiner Bedrängniß zu helfen. Zwei Jahre später (1798) plünderten die Franzosen seine eigene Lieblings-Villa bei Rom. Seine werthvollen Manuscripte und Sammlungen gingen verloren. Er selbst, der kraftlose und beraubte Greis, mußte fliehen. Zuerst ging er nach Padua, dann nach Venedig. Das letzte Silbergeschirr, was er gerettet hatte, verkaufte er, um sein Leben zu fristen. Im Anfang des Jahres 1800 erfuhr der König Georg III. durch seinen politischen Agenten in Italien, in welch trauriger Lage sich der Cardinal befand. Es klang ihm fast wie ein Mährchen aus längst vergangener Zeit, als man ihm von dem letzten Stuart und seiner Bedrängniß berichtete. Doch war er sogleich bereit zu helfen. Er bewilligte dem Unglücklichen eine jährliche Pension von 2000 Pfund Sterling, welche mit demselben Zartgefühl angeboten, wie angenommen wurde.

Am späten Abend seines Lebens war es dem Cardinal noch vergönnt, nach seinem geliebten Rom zurückzukehren. Dort starb er im Juni 1807, 82 Jahre alt. Dem Prinz-Regenten, nachmals Georg IV. vermachte er die englischen Kronjuwelen, welche sein Großvater Jacob II. auf der Flucht mitgenommen hatte. Und jetzt schmückt, wie früher, der berühmte Diamant „der George“, den der unglückliche Carl I. einst mit Vorliebe trug, die Krone Großbritanniens.

Heinrichs Gebeine wurden mit denen seines Vaters und Bruders in einer gemeinsamen Gruft in St. Peters Dom vereinigt. Der Titel, der ihnen im Leben versagt war, ward ihnen im Tode gegeben. Von Canova's Meisterhand ließ ihnen Georg IV. ein Grabdenkmal in jener gewaltigen Cathedrale errichten. Die Marmorbilder der drei unglücklichen Fürsten schmücken es. Und der Wanderer, welcher die ewige Stadt besucht, mag mit Erstaunen und Mitgefühl den Namen eines englischen Königs und seiner Söhne darunter lesen, von dessen Regierung die Geschichte Nichts berichtet. Die Inschrift lautet:

Beati Mortui
Qui in Domino moriuntur.

Jocobo III
Jacobi II Mag. Brit. Regis Filio
Carolo Eduardo
Et Henrico Dec. Patr. Card.
Jacobi III Filiis
Regiae Stirpis Stuardiae Postremis.

Ein hundert und dreißig Jahre sind seit den geschilderten Ereignissen vergangen. Seitdem hat das Schicksal der Stuarts sich an dem mächtigen Königsgeschlechte der Bourbonen wiederholt.

Von allen Thronen, die sie einst besaßen, sind sie vertrieben. Die Völker, welche sie regierten, wurden ihrer tyrannischen Herrschaft müde. Eines nach dem andern entledigte sich derselben mit Gewalt. Frankreich hat sogar schon eine Restauration dieses Fürstengeschlechts erlebt und es zum zweiten Male verjagt. In Spanien kämpfte so eben der letzte der Bourbonen einen hoffnungslosen Kampf, um sein Erbe wieder zu gewinnen.

So ist der Lauf der Welt. Wer wird nach abermals 130 Jahren in Europa am mächtigsten sein?

Berichtigungen.

Seite 41 Zeile 4 v. u. „eben“ statt „aber“.
„ 51 „ 3 v. o. „St. James Square“ statt „St. James Quare“.
„ 51 „ 16 v. u. muß das Wort „keine“ wegfallen.
„ 59 „ 15 v. u. „Oxford“ statt „Oxford“.
„ 61 „ 14 v. o. „erlangen“ statt „verlangen“.
„ 66 „ 7 v. u. „Watkin“ statt „Wathim“.
„ 87 „ 1 u. 2 v. o. „Linear-Taktik“ statt „Linien-Taktik“.
„ 98 „ 9 v. o., Seite 136 Zeile 1 v. o. und Seite 140 Zeile 3 v. o. „Tweeddale“ statt „Tweedaddle“.
„ 99 „ 3 v. u. (Anmerkung) „Loudon“ statt „Laudon“.
„ 104 „ 15 v. u. „unter dem begeisterten“ statt „mit dem begeisterten“.
„ 128 „ 14 v. o. „leuchteten wie Glühwürmer durch die dunkle Nacht“ statt „leuchteten wie dunkle Glühwürmer durch die Nacht“.
„ 138 „ 16 v. u. „Earl von Granville“ statt „Lord Granville“.
„ 140 „ 7 v. o. „September“ statt „November“.
„ 140 „ 9 v. u. „vier“ statt „drei“.
„ 144 „ 2 v. o. „verlassen“ statt „veranlassen“.
„ 144 „ 14 v. u. ist hinter „erwarten müsse“ einzuschalten: „eher einträfen“.
„ 213 „ 6 v. u. „Herzog von Argyll“ statt „Herzog Argyll“.
„ 231 „ 19 u. 20 v. o. „Ardshiels“ statt „Ardschiels“.

Leipzig. Walter Wigand's Buchdruckerei.

Leipzig. Walter Wigand's Buchdruckerei.



